

Josef Wies

**MASSENUNIVERSITÄT, STUDIENSITUATION
UND SOZIALE LAGE DER STUDENTEN**

1981



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41554821_0027

Soziologie

Massenuniversität, Studiensituation und
soziale Lage der Studenten -

Ergebnisse einer Befragung an der
Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster
im Sommersemester 1978

Inaugural - Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der
P h i l o s o p h i s c h e n F a k u l t ä t
der
Westfälischen-Wilhelms-Universität
zu
Münster (Westf.)

vorgelegt von
Josef Wies
aus Burgsteinfurt

1981

Tag der mündlichen Prüfung: 3. Juli 1981

Dekan: Professor Dr. Brockhoff

Referent: Professor Dr. Klönne

Korreferent: Prof. Dr. Wienold



Vorwort:

Ziel der vorliegenden Untersuchung ist die empirisch fundierte Problematisierung der sozialen Lage und der Situation der Studenten im Studium anhand der Ergebnisse einer exemplarischen Befragung von Studenten an der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster. Das Ergebnis soll eine annähernd exakte Sicht der sozialen Situation der Studentenschaft ermöglichen und einen Beitrag zur Kritik verschiedener Studienreformtendenzen leisten

Ein Grundproblem der heutigen Universität ist ihr Charakter als "Massenhochschule", wofür das krasse Mißverhältnis zwischen der Anzahl der Lehrenden und der Lernenden bezeichnend sein mag. Ein bedingender Faktor für diese "Vermassung" der Universität ist - neben der Expansion der Studentenzahl - die Anwendung der Kosten-Nutzen Relation auf die Hochschule, also das Anlegen von "betriebswirtschaftlichen" Kriterien an die wissenschaftliche Ausbildung. Dieser Maßstab ist ebenso Grundlage für Studienreformtendenzen, die die "Effizienz" der Hochschulen durch Reglementierung und Verkürzung der Studiengänge, Perfektionierung der Ausleseverfahren und, hiermit einhergehend, Verschulung des Studiums steigern wollen. Aktivitäten, die zu einer Verbesserung der Situation an der Hochschule beitragen könnten, wie z. B. eine Erhöhung der Zahl der Lehrenden und eine Verbesserung der Studienbedingungen, werden so durch Studienreformen ersetzt, die letztlich zu einem Verlust an studentischer Qualifikation bei gleichzeitiger Verschärfung der Probleme der Studiensituation führen. Die "Vermassung" der Universität (in Münster z. B. stiegen die Studentenzahlen vom SS '72 bis zum SS '78 von 20.125 auf 29.708, also um 47,6 %) erfaßt alle Bereiche des Studiums, von der Seminarorganisation bis hin zur Wohnungssuche. Hieraus resultiert allerdings nicht nur, daß Verhaltensprobleme der Studenten

wachsen, daß es schwieriger geworden ist, ein persönlich zufriedenstellendes und qualifikatorisch erfolgreiches Studium zu absolvieren, sondern auch eine Veränderung der Stellung der Universität in der Gesellschaft. Mit der Durchsetzung eines "abhängigen", praxisbezogenen, "schulischen" Lernens an der Hochschule verschwindet mehr und mehr die Funktion der Hochschule als eines gesellschaftlichen Kontrollorgans, das zur Produktion von gesellschaftlichem Innovationswissen und zur Erforschung von Alternativen in allen gesellschaftlichen Bereichen dienen könnte. Gerade die in den letzten Jahren im Zusammenhang mit der "Vermassung" der Universitäten aufgetretene Problematik macht ständige wissenschaftliche Beobachtung dieser gesellschaftlichen Institution und ihrer Mitglieder nötig, wobei besonders Studiensituation und Studienreformkonzepte Gegenstand der Betrachtung sein sollten.

Zur Fragestellung und Methodik der Umfrage

Die Untersuchung zur sozialen Lage und Studiensituation der münsteraner Studenten wurde mit Hilfe eines standardisierten Fragebogens durchgeführt. Erfasst wurden die Bereiche: Angaben zur Person, studentisches Wohnen, finanzielle Verhältnisse unter besonderer Berücksichtigung der BAFög-Problematik, Fragen der Ernährung, der beruflichen Ausbildung und Tätigkeit der Eltern sowie Probleme zum Studienbeginn (Studienberatung). Weiterhin wurden Fragen gestellt, die Aufschluß über Studienorganisation und Studienzufriedenheit geben sollten. Der Fragebogen befindet sich im statistischen Anhang.

Die Fragebogenaktion knüpfte an eine von Hans-Peter Hansen und Karl Heinrich Mylius 1972 durchgeführte und 1974 veröffentlichte Untersuchung in Münster mit dem Thema: "Die soziale Situation der Studenten"¹ an. Der für diese Untersuchung konzipierte Fragebogen wurde weitgehend übernommen und um die oben genannten Bereiche erweitert. Die Aspekte, um die der Fragebogen erweitert wurde, sind zum Teil an der Untersuchung von Hermann Saterdag und Eckehard Apenburg zum Thema: "Orientierungsprobleme und Erfolgsbeeinträchtigung bei Studierenden"², die 1972 veröffentlicht wurde, orientiert.

Um ohne unverhältnismäßig hohen Aufwand an Kosten eine hohe Stichprobengröße und Repräsentativität zu erreichen, wurden die Fragebögen zu den Rückmeldefristen für das Wintersemester 1978/79, also zum Ende des Sommersemesters 1978, zusammen mit den Rückmeldeformularen ausgelegt. Den Studierenden wurde die Möglichkeit gegeben, die ausgefüllten Fragebögen zusammen mit den Rückmeldeunterlagen zurückzugeben. Mit dem Rücklauf von 10840 Fragebögen konnten 36,5% der 29708 zu diesem Zeit-

punkt an der Westfälischen Wilhelms-Universität Studierenden erfaßt werden. Finanziell und organisatorisch wurde die Fragebogenaktion von der Universität und vom AStA der Universität unterstützt. Die Datenerfassung und die Datenberechnung wurden ebenfalls von der Universität Dez. 2.21 (Datenverarbeitung) durchgeführt.

Die aufgrund der Art und Weise der Fragebogenverteilung und der Stichprobengröße bereits gesicherte Repräsentativität wurde nochmals anhand von Daten, die der Universität für die Gesamtzahl der Studenten bekannt waren, überprüft. Es handelt sich hierbei um Daten, die den Familienstand, das Geschlecht, die Hochschulemesterzahl sowie das Alter der Studierenden erfassen. Der Vergleich der von der Sozialumfrage erhobenen Werte mit den von der Universität für die Gesamtstudentenschaft erhobenen bestätigte die Repräsentativität. Auf den Vergleich mit den Werten für die Gesamtstudentenschaft wird in den entsprechenden Punkten detaillierter eingegangen.

Im Abschnitt I. sind die Auszahlungsergebnisse für alle im Fragebogen enthaltenen Fragen aufgelistet. In diesem Teil sind also sämtliche erhobenen Daten zusammengestellt und, soweit dies möglich war, mit den Ergebnissen der 1972 von Hansen/Mylius durchgeführten Untersuchung verglichen. Ein Vergleich mit den Ergebnissen von Saterdag/Apenburg, aus der ein Teil der die Studiensituation betreffenden Fragen stammt, erschien aufgrund der anderen Aufgabenstellung und Vorgehensweise sowie aufgrund der geringeren Stichprobengröße jener Studie (156 untersuchte Studenten) wenig sinnvoll.

Im Abschnitt II. wird dann mit Hilfe von Korrelationen detaillierter auf ausgewählte Problembereiche eingegangen. Hier wird sichtbar, wie wenig homogen die Situation der Studenten und wie notwendig eine

äußerst differenzierte Betrachtungsweise der studentischen Problematik ist.

Zur Reichweite der empirischen Methode ist anzumerken, daß hiermit exakte Angaben zur finanziellen Lage, zur Wohnsituation oder auch zur sozialen Herkunft hinsichtlich irgendwelcher Häufigkeiten und Ausprägungen möglich sind (Beispiel: zahlenmäßiges Verhältnis Arbeiterkinder - Oberschichtskinder oder Größe des Zimmers/der Wohnung), wobei diese Methode anderen Methoden hinsichtlich der Auswirkungen, die verschiedene Umstände oder Gegebenheiten auf den Einzelnen haben, unterlegen ist. So läßt sich z.B. die Häufigkeit der Teilnahme an Diskussionen in Seminaren feststellen, auf die Gründe, die zu einer häufigen oder seltenen Teilnahme an Diskussionen führen und die hieraus möglichen Folgen für die Studienzufriedenheit und den Studienerfolg lassen sich allenfalls Hinweise ableiten. Dies bedeutet, daß mit der hier angewandten Methode die studentische Problematik zwar in einer großen Breite erfaßt werden kann, die relative Oberflächlichkeit aber dazu führt, daß in vielen Bereichen lediglich hingewiesen werden kann auf mögliche tiefergehende Probleme und Zusammenhänge, die zu ihrer Erkundung mit anderen Methoden untersucht werden müßten.

Eine einführende Problemübersicht ist in der Druckfassung fortgelassen und liegt - so wie das statistische Material (Fragebogen, Auszählungstabellen, Korrelationen) - im Original der Arbeit beim Dekanat der Philosophischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster vor.

I.	Auszählungstabellen	1
1.	Angaben zur Person (Geschlechtszugehörigkeit; Alter; Familienstand; Herkunftsland; Zahl der eigenen Kinder; Hochschulsesemester; Fachsemester; Hauptfachwechsel; Fachbereichszugehörigkeit).....	1
2.	Studentisches Wohnen ("Leben Sie allein?"; "Wohnen Sie zur Miete?" Wohndauer; Größe der Unterkunft; Kosten für Zimmer/Wohnung; Ausstattung des Zimmers/der Wohnung; Wohngeld; Vermittlung der Unterkunft; Maklergebühr; Besuchsbeschränkungen; Kontrolle der Besuchsbeschränkungen; Nichtvermietung an bestimmte Gruppen; Schwierigkeiten mit dem Vermieter; Wohnlage; Verkehrsmittel; Zimmer-suche; Geeignetste Wohnform).....	10
3.	Studienfinanzierung (Erste, zweite Finanzierungsquelle; monatlicher Etat; Probleme mit dem Zahlungsanteil der Eltern; monatliche Ausgaben)	31
4.	BAFÖG (Höhe des monatlichen BAFÖG-Betrages; Probleme mit dem BAFÖG-Amt; Zahlungsverzögerung; Veränderung des BAFÖG-Satzes; Förderungshöchstdauer)	40
5.	Angaben zur Ernährung ("Wo essen Sie zu Mittag?"; "Wie oft essen Sie in der Mensa?"; "Wie beurteilen Sie das Essen in der Mensa?") ⁴⁷	
6.	Berufliche Ausbildung und Tätigkeit der Eltern (Ausbildung des Vaters; augenblickliche Tätigkeit des Vaters; berufliche Ausbildung der Mutter; Erwerbstätigkeit der Mutter)..	48
7.	Berufstätigkeit vor dem Studium (Berufliche Tätigkeit vor dem Studium; Zeitspanne zwischen Abitur, bzw. Hochschulreife und Studienbeginn).....	52
8.	Probleme zum Studienbeginn (Antrag auf Zulassung in einem NC-Fach; Gründe für die Studienfachwahl; Informationen zu Beginn des Studiums; "Haben Sie von diesen Informationen profitiert?"; studentische Meinungen über eine optimale Studienberatung; Möglichkeiten der Studienberatung durch Fachvertreter; Informationen über psychologische Beratungsstellen)	53

9.	Wahl des Hochschulortes und Hochschulwechsel ("Welcher Grund war für die Wahl des Hochschulortes entscheidend?"; "Haben Sie die Hochschule gewechselt?")..	62
10.	Studiendauer, Hauptfachwechsel ("Seit wieviel Semestern studieren Sie in Münster?"; "Wieviel Semester - einschließlich Examszeit - werden Sie voraussichtlich noch studieren?"; Probleme beim Hauptfachwechsel; Hindernisse beim Hauptfachwechsel)	63
11.	Studienzufriedenheit (Bewertung der Räumlichkeiten an der Hochschule; "Wie oft fühlen Sie sich an der Uni wohl?"; "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"; Ablauf von Seminaren und Übungen; Möglichkeiten, das Studium so aufzubauen, daß es "zügig" und "geordnet" durchgeführt werden kann; Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen und für die spätere Berufspraxis; "Gab es Tutorienprogramme in Ihrem Fach?"; "Glauben Sie, daß Sie sich zuviel Freizeit genommen haben?"; Job in den Semesterferien; Anzahl der Hochschultage pro Woche; Art der Vorbereitung auf Prüfungen und Klausuren; Einschätzung der Benotung von Studienleistungen; Häufigkeit der Teilnahme an Diskussionen in Seminaren und Übungen; Häufigkeit der Gruppenarbeit)	67
12.	Einschätzung des kulturellen Angebots in Münster	82
13.	Angaben zur Berufsperspektive ("Streben Sie eine Beschäftigung im öffentlichen Dienst an?"; Einschätzung der Berufsaussichten; Einschätzung der Möglichkeit, einen der Qualifikation entsprechenden Arbeitsplatz zu finden)	83
II.	Korrelationen	86
1.	Studienfinanzierung (differenziert nach BAFÖG- und Nicht-BAFÖG-Empfängern in Abhängigkeit von: Geschlecht; Alter; Familienstand; Zahl der eigenen Kinder; Hochschulsemester; Hauptfachwechsel; Fachsemester; studentisches Wohnen; erste und zweite Finanzierungsquelle; monatlicher Etat; Probleme mit dem Elternanteil; monatliche Ausgaben; Ernährung; berufliche Ausbildung und Tätigkeit der Eltern; Hindernisse beim Hauptfachwechsel; Studienzufriedenheit; Berufsperspektive; Zusammenfassung)	86

2. Schichtzugehörigkeit (in Abhängigkeit von: Hauptfachwechsel; Fachbereichszugehörigkeit; Wohnkomfort; Zimmersuche; erste und zweite Finanzierungsquelle; monatlicher Etat; Probleme mit dem Zahlungsanteil der Eltern; Berufsausbildung der Eltern; Informationen zu Beginn des Studiums; Profit von Informationen vor dem Studium; Hindernisse beim Hauptfachwechsel; "Wie oft fühlen Sie sich an der Uni wohl?"; "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"; Berufsperspektive; Zusammenfassung)... 112

3. Die Frau an der Universität (in Abhängigkeit von: Schichtzugehörigkeit; Familienstand; Hauptfachwechsel; Fachsemester; Fachbereichszugehörigkeit; "Leben Sie allein?"; Ausgaben für Fahrtkosten; Besuchsbeschränkungen; Schwierigkeiten mit dem Vermieter; Verkehrsmittel; geeignete Wohnform; erste und zweite Finanzierungsquelle; berufliche Ausbildung der Eltern; studentische Meinungen über eine optimale Studienberatung; Information über psychologische Beratungsstellen; Inanspruchnahme einer psychologischen Beratungsstelle; Wahl des Hochschulortes; Bewertung der Räumlichkeiten an der Hochschule; "Wie oft fühlen Sie sich an der Uni wohl?"; Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"; Ablauf der Seminare und Übungen; Möglichkeiten, das Studium so aufzubauen, daß es "zügig" und "geordnet" durchgeführt werden kann; Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen und die spätere Berufspraxis; Job in den Semesterferien; Art der Vorbereitung auf Prüfungen und Klausuren; Häufigkeit der Teilnahme an Diskussionen in Seminaren und Übungen; Häufigkeit der Gruppenarbeit; Berufsperspektive; Zusammenfassung) 131

4. Verheiratete Studenten und Studenten mit Kindern (in Abhängigkeit von: "Leben Sie allein?"; "Wohnen Sie zur Miete?"; Wohndauer; Größe des Zimmers/der Wohnung; Kosten für Zimmer/Wohnung; Wohngeld; Wohnlage; Verkehrsmittel; erste und zweite Finanzierungsquelle; monatlicher Etat während der Vorlesungszeit; Förderungshöchstdauer; "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"; Möglichkeiten, das Studium so aufzubauen, daß es "zügig" und "geordnet" durchgeführt werden kann; Anzahl der Hochschultage pro Woche; Zusammenfassung) 165

5. Studentische Wohnsituation (in Abhängigkeit von: Wo und wie leben die Studenten; Ausstattung des Zimmers/der Wohnung; Wohngeld; Zimmervermittlung; Zimmersuche; monatlicher Etat; "Wo essen Sie zu Mittag?"; Kosten für Zimmer/Wohnung; "Wie oft fühlen Sie sich an der Uni wohl?"; Zusammenfassung)..... 183
6. Studienzufriedenheit (Wohlbefinden an der Universität in Abhängigkeit von: Informationen vor dem Studium; "Glauben Sie, daß Sie sich zuviel Freizeit genommen haben?"; Häufigkeit der Teilnahme an Diskussionen in Seminaren und Übungen; Häufigkeit der Gruppenarbeit; "Glauben Sie, im Anschluß an Ihr Studium einen Arbeitsplatz zu bekommen?"; Bewertung der Räumlichkeiten an der Universität; Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen; Art der Vorbereitung auf Prüfungen und Klausuren; "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"; Zusammenfassung)..... 197
7. Besondere Probleme der einzelnen Fachbereiche (Fachbereichszugehörigkeit in Abhängigkeit von: Fachsemester; Entscheidungsgründe für die Wahl eines Studienfachs; Informationen vor dem Studium; studentische Meinung über eine optimale Studienberatung; Möglichkeit der Studienberatung durch Mitarbeiter; Zahl der voraussichtlich noch zu studierenden Semester; Hindernisse beim Hauptfachwechsel; Zufriedenheit mit den Räumlichkeiten an der Universität; "Wie oft fühlen Sie sich an der Uni wohl?"; "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"; Ablauf der Seminare und Übungen; Möglichkeiten, das Studium so aufzubauen, daß es "zügig" und "geordnet" durchgeführt werden kann; Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen und die spätere Berufspraxis; "Gab es Tutorenprogramme in Ihrem Fach?"; "Glauben Sie, daß Sie sich zuviel Freizeit genommen haben?"; Anzahl der Hochschultage pro Woche; Art der Vorbereitung auf Prüfungen und Klausuren; Beteiligung an Diskussionen in Seminaren und Übungen; Berufsperspektive; Zusammenfassung)..... 212

	Seite
8. Hinweis auf offene Probleme und weiter- führende Forschungsmöglichkeiten	253
Literaturnachweis	255
Literaturliste	258

I. Auszählungstabellen

1. Angaben zur Person

1.1. Geschlechtszugehörigkeit

Die Frage nach dem Geschlecht wurde von 10776 Befragten (99,4%) beantwortet. Von diesen Befragten waren 63,6% Männer und nur 36,4% (Tabelle 1) Frauen. Das recht deutliche zahlenmäßige Mißverhältnis zwischen den Geschlechtern läßt zumindest jetzt schon den Schluß zu, daß Frauen innerhalb des gesamten Bildungswesens benachteiligt sind. Die zahlenmäßige Unterrepräsentanz der Frauen legt ebenfalls die Vermutung nahe, daß die Geschlechtszugehörigkeit als Barriere beim Hochschulzugang funktionieren kann. Ein Schluß auf die Situation der Frau an der Universität selbst ist zumindest aus diesen Zahlen nur bedingt zu ziehen; es bleibt allerdings zu vermuten, daß allein aus ihrer Unterrepräsentanz ihre Belange an der Hochschule in den Hintergrund treten. Ebenso läßt das Mißverhältnis der Geschlechter den Schluß zu, daß die Bemühungen der Verantwortlichen um völlige Gleichstellung der Geschlechter in der Gesellschaft - und damit auch in ihren Bildungsinstitutionen - noch nicht ausreichen. Die Zahlen, die Gerhard Kath in seiner 8. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks³ erhoben hat, zeigen zwar eine kontinuierliche Steigerung der Prozentsätze von Frauen an Universitäten: 1956: 18%, 1967: 23%, 1973: 28%, 1976: 33%⁴, und 1978 waren es 36,4% (Tabelle 1), ändern aber nichts an der Aussage, daß durch diese Zahlen eine Benachteiligung der Frauen in unserer Gesellschaft bis heute besteht. Eine Steigerung des Anteils der Studentinnen von 1956 bis 1978, also in 22 Jahren, von 18 auf 36,4% ist dürftig. Nebenbei bemerkt zeigt sich hier die Re-

präsentativität der erhobenen Werte im Vergleich mit der 8. Sozialumfrage, sowie die Aussagekraft, die die in Münster erhobenen Zahlen für das ganze Bundesgebiet haben.

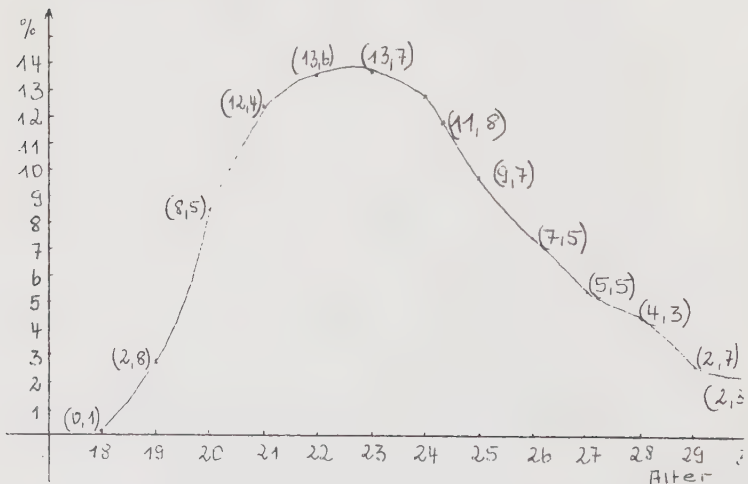
1.2. Alter

Die Frage nach dem Alter wurde von 2128 Befragten nicht beantwortet, sodaß diese Angaben nur von 8712 Personen vorliegen. Folgende Altersverteilung ergab sich aus der Auswertung dieser Frage:

18-20 Jahre	11,4%
21-23 Jahre	39,7%
24-26 Jahre	29,0%
27-29 Jahre	12,5%
über 30 Jahre	7,4% (vgl.: Tabelle 2)

Diese Zahlen beziehen sich auf diejenigen Befragten, die diese Frage beantworteten.

Altersverteilung graphisch dargestellt:



Das durchschnittliche Alter der befragten Studenten beträgt demnach 24,05 Jahre. (Vgl. Tabelle 2)

1.3. Familienstand

Die Sozialumfrage in Münster ergab, daß 83,8% derjenigen Befragten, die diese Frage beantworteten, ledig sind. 16,2% sind verheiratet. (Tabelle 3)

Diese Gruppe splittet sich noch einmal auf in 5,7%, die mit einem anderen Studenten verheiratet sind und 10,4%, die mit einem erwerbstätigen oder nicht erwerbstätigen und nicht studierenden Partner verheiratet sind. (Tabelle 3)

Vergleich mit den Daten der Gesamtstudentenschaft im Sommersemester 1978:

Kontrolldaten: Familienstand		
geschieden:	0,49%	146
ledig:	84,83%	25202
verheiratet:	14,63%	4347
verwitwet:	<u>0,04%</u>	<u>13</u>
	100,00%	29708

(Angaben: Westfälische Wilhelms-Universität
Dez.: 2.21)

Ein Problem dieser Gruppe ist die Schwierigkeit, eine Wohnung zu finden und diese zu finanzieren. Denn die Gesellschaft begegnet dem verheirateten Studenten, der nicht dem herkömmlichen Bild vom Student entspricht, mit materiellen aber auch anderen (Wohnungsproblem) Sanktionen. Als Beispiel sei hier angeführt, daß der Mietzuschuß, der vom Amt für Ausbildungsförderung gezahlt wird, gestrichen wird, wenn der Ehepartner des BAFÖG-Empfängers von seinen Eltern unterhalten wird. Ebenso wird das evtl. Einkommen des Ehepartners auf das BAFÖG angerechnet. Das Wohnungs- und auch das BAFÖG-Problem wird in einem anderen Teil dieser Arbeit gesondert untersucht.

1.4. Herkunftsland

Diese Frage wurde von 10781 Studierenden beantwortet. 97,3% (10494) von ihnen kamen aus Deutschland. Dieses bedeutet also, daß der Fragebogen nur zu 2,7% von Ausländern ausgefüllt wurde. (Tabelle 4) Aufgrund dieses geringen Ausländeranteils bei den Beantwortern des Fragebogens (absolut: 287) erschien es nicht sinnvoll, im Rahmen dieser Untersuchung speziell die soziale Situation der Ausländer zu untersuchen. Zumal zu erwarten wäre, daß aufgrund von Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten der Fragebogen nicht immer richtig ausgefüllt würde. Eine Untersuchung der speziellen Ausländerproblematik müßte daher möglichst in Interviewform (Leitfadeninterview) durchgeführt werden, oder mit einem Fragebogen, der speziell für diese Befragung erarbeitet wurde und der stärker nach Herkunftsländern differenziert ist.

1.5. Zahl der eigenen Kinder

93,4% der befragten Studierenden haben keine Kinder (Tabelle 5). Von den übrigen 715 Befragten gaben 76,6% (absolut: 548) an, ein Kind zu haben, 18% haben zwei Kinder, und drei und mehr Kinder haben 5,2% der Befragten mit Kindern. Sowohl die Gruppe der verheirateten Studierenden als auch die Gruppe der Studenten mit Kindern befinden sich in einer besonderen sozialen Ausnahmesituation. Daß diese Studenten, vor allem wenn beide Partner studieren, unter einer besonderen Belastung stehen, sowohl hinsichtlich der Durchführung und vor allem der Beendigung ihres Studiums, als auch hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Situation, dürfte außer Frage stehen.

1.6. Hochschulsemester

Da sich die Situation der Studierenden in allen Bereichen mit der Höhe der Semesterzahl ändert, ist es

sinnvoll zu untersuchen, in welchem Hochschul- und auch Fachsemester die Beantworter des Fragebogens studieren, damit man die Altersstruktur der Befragten mit der der Gesamtstudentenschaft vergleichen kann. Die Frage nach dem Hochschulsemester wurde von 10683 Studenten beantwortet.

In den unteren Semestern (1.-4.) studierten demnach 26,7% der Befragten, 30,1% waren im 5. bis 8. Hochschulsemester. 24,2% studierten in höheren Semestern (9.-12.). Immerhin noch 11,8% studierten im 13. bis 16. Semester. Zu den sogenannten Langzeitstudenten (über 16 Sem.) gehören immerhin noch 7,3% der Beantworter des Fragebogens (vgl.: Tabelle 6).

Zum Vergleich die Daten für die Gesamtstudentenschaft im Sommersemester 1978:

1. - 4.Semester:	30,5%
5. - 8.Semester:	26,2%
9. - 12.Semester:	23,6%
13. - 16.Semester:	11,8%
über 16.Semester:	7,9%
	100,0%

(Angabe: Westfälische Wilhelms-Universität
Dez. 2.21)

1.7. Fachsemester

Die Sozialumfrage ergab, daß sich 31,3% im 1.-4. Fachsemester befanden. 34,2% standen im 5.-8. Fachsemester. 22,3% studierten bereits 9-12 Semester in demselben Fach. Immerhin noch 7,7% befanden sich im 13. bis 16. Fachsemester. Länger als 16 Semester studierten nur 4,4% in demselben Fach. Um herauszufinden, ob der Fragebogen von einer bestimmten Gruppe der Studenten hinsichtlich der Fachsemesterzahl beantwortet wurde, wurden die in der Sozialumfrage erhobenen Zahlen mit den Zahlen der Datenverarbeitungszentrale der Universität verglichen.

Fachsem.	Soz.umfrage (Tab 7)		Kontrolldaten *		Anteil der Beantworter der Soz.umfrage an der Gesamtzahl der Studen- ten des jew. Fachsem.
	abs.	v.H.	abs.	v.H.	v.H.
1	208	1,9	1187	4,0	17,5
2	1182	11,1	4251	14,3	27,8
3	589	5,5	1270	4,3	46,4
4	1370	12,8	3699	12,5	37,0
5	689	6,4	1279	4,3	53,9
6	1179	11,0	3077	10,4	38,3
7	594	5,6	1123	3,8	52,9
8	1200	11,2	3183	10,7	37,7
9	502	4,7	970	3,3	51,7
10	916	8,6	2546	8,6	36,0
11	378	3,5	852	2,9	44,4
12	589	5,5	2242	7,6	26,3
13	255	2,4	578	1,9	44,1
14	274	2,6	1110	3,7	24,7
15	146	1,4	309	1,0	47,2
16					
u. höher	616	5,8	1979	6,7	31,1
Gesamt	10687	100,0	29655	100,0	36,0

* Quelle: Westfälische-Wilhelms-Universität, Dez. 2.21

Die Berechnung des arithmetischen Mittels (durchschnittliche Fachsemesterzahl) ergab sowohl für die Daten der Sozialumfrage als auch für die Kontrolldaten den Wert 7,4.

Es lassen sich zwar beim Vergleich mit der Gesamtstudentenschaft Abweichungen hinsichtlich der Häufigkeit der Beantwortung des Fragebogens bezüglich des Fachsemesters feststellen, dennoch kann nicht davon ausgegangen werden, daß die Fragebögen bevorzugt von einer bestimmten Fachsemesterstufe ausgefüllt wurden. Ebenso ist festzuhalten, daß die Häufigkeit der Beantwortung mit zunehmender Fachsemesterzahl sich nur unwesentlich verändert hat. Lediglich in den ersten beiden Fachsemestern ist eine relativ niedrigere Antwortbereitschaft festzustellen, die sich anhand der vorliegenden Daten nicht erklären läßt. Der Vergleich mit den 1972 von Hansen/Mylius erhobenen Werten ergibt, daß die durchschnittliche Fachsemesterzahl 1978 um 0,6 Fachsemester über der 1972 ermittelten durchschnittlichen Fachsemesterzahl von 6,8⁵ lag.

1.8. Hauptfachwechsel

Im Zusammenhang mit der bereits angesprochenen Studiendauer (Hochschulsemester-, Fachsemesterzahl) ist die Frage nach dem Hauptfachwechsel interessant, der ebenfalls für die Betrachtung der Studienzufriedenheit und für die ^{des} Erfolge der Studienberatung relevant ist.

Die Frage "Haben Sie Ihr Hauptfach gewechselt?" wurde von 10603 Studierenden beantwortet. Hiervon gab etwa jeder fünfte (20,7%) (Tabelle 8) an, im Verlauf seines Studiums sein Hauptfach gewechselt zu haben. 79,3% beantworteten diese Frage demnach mit "nein". Die Tatsache, daß immerhin über 20% ihr Hauptfach wechselten, zeigt zunächst einmal, daß

diese Studierenden zu Beginn des Studiums nicht richtig informiert waren. Ferner kann man davon ausgehen, daß einige Hauptfachwechsler vor der zunehmenden Motivationslosigkeit im ursprünglich gewählten Hauptfach in ein neues Fach flüchteten.

1.9. Fachbereichszugehörigkeit

Es zeigt sich, daß die prozentuale Verteilung der Gesamtstudentenschaft auf die 19 Fachbereiche in etwa der der Stichprobe der Sozialumfrage entspricht, so daß nicht davon ausgegangen werden kann, daß Studierende eines bestimmten Fachbereichs oder einer Fakultät besonders häufig oder besonders wenig häufig den Fragebogen ausgefüllt haben. Man kann demnach von einer Repräsentativität hinsichtlich der Verteilung auf die Fachbereiche ausgehen.

Der Vergleich mit den 1972 von Hansen/Mylius erhobenen Zahlen sowie mit den von der Universitätsverwaltung erhobenen Werten zeigt eine durchschnittliche Zunahme der Studentenzahlen von 1972 bis 1978 um 49,9%. Wobei sich zeigt, daß die Fachbereiche unterschiedlich stark von dieser Zunahme betroffen waren. So stiegen z.B. im Fachbereich 07 (Philosophie) die Studentenzahlen um 211,5% von 244 auf 760 Studenten und im FB 09 (Erziehungswissenschaften) um 145,4% von 1083 auf 2658, während die Studentenzahl im FB 17 (Chemie) nur um 12,2% von 1793 auf 2012 und im FB 13 (Romanistik) sogar nur um 4,0% von 1087 auf 1131 anstieg (Tabelle 9).

Vergleich: Sozialumfrage 1972/Zahlen der Universitätsverwaltung 1972 (6) /
 Ergebnisse der Sozialumfrage 1978/Zahlen der Universitätsverwaltung 1978*
 hinsichtlich der zahlenmäßigen Verteilung der Studenten auf die Fachbereiche:

Fachbereiche	Soz.umfrage 1972		Univ.verwaltung 1972		Soz.umfrage 1978		Univ.verwaltung 1978		Relativer Zuwachs der Studentenzahlen	
	abs.	v.H.	abs.	v.H.	abs.	v.H.	abs.	v.H.	in %	
1 Ev.Theologie	241	1,4	255	1,3	152	1,5	578	1,9	126,7	
2 Kath.Theologie	562	3,1	600	3,0	350	3,4	1173	3,9	95,5	
3 Jura	2496	13,9	2682	13,6	1523	15,0	4650	15,6	73,4	
4 Wirtsch.-u. Soz.wissensch.	2351	13,1	2537	12,8	1135	11,2	2892	9,7	14,0	
5 Vorklin.u.theor. Medizin	1073	5,9	1107	5,6	402	4,0	1292	4,3	16,7	
6 Klin.Medizin	1252	6,9	1431	7,2	703	6,9	2016	6,8	40,8	
7 Philosophie	251	1,4	244	1,2	237	2,3	760	2,5	211,5	
8 Psychologie	425	2,4	485	2,4	308	3,0	764	2,6	57,5	
9 Erzieh.wiss.	1017	5,6	1083	5,5	806	7,9	2658	8,9	145,4	
10 Geschichte	531	2,9	549	2,8	388	3,8	965	3,2	75,8	
11 Germanistik	1403	7,8	1596	8,1	898	8,8	2689	9,0	68,5	
12 Anglistik	1146	6,4	1328	6,7	459	4,5	1550	5,2	16,7	
13 Romanistik	982	5,5	1087	5,5	363	3,6	1131	3,8	4,0	
14 Alte u. außer- europ.Sprachen	158	0,9	235	1,2	134	1,3	419	1,4	78,3	
15 Mathematik	1032	5,7	1115	5,6	608	6,0	1649	5,5	47,9	
16 Physik	502	2,8	547	2,8	384	3,8	785	2,6	43,5	
17 Chemie	1619	9,0	1793	9,0	667	6,6	2012	6,8	12,2	
18 Biologie	495	2,7	582	2,9	317	3,1	871	2,9	49,7	
19 Geowissensch.	475	2,6	561	2,8	321	3,2	854	2,9	52,2	
	18011	100,0	19818	100,0	10155	100,0	29708	100,0	49,9	

* Quelle: Westfälische-Wilhelms-Universität, Dez. 2.21

2. Studentisches Wohnen

Die Wohnverhältnisse der Studenten sind im Zusammenhang mit der finanziellen Situation das herausragende Charakteristikum für die soziale Situation der Studenten. Die Finanz- und Wohnungssituation sind wechselseitig voneinander abhängig. Ebenfalls wird die Studienzufriedenheit und -motivation entscheidend geprägt von den Arbeitsmöglichkeiten eines Studenten und damit von seiner Wohnsituation. Der Teil des Fragebogens, der das Kapitel 'Wohnen' behandelt, ist demzufolge mit dem Teil 'Finanzielle Verhältnisse' der wichtigste, umfangreichste und aussagekräftigste dieses Fragebogens.

Hier soll nun zunächst nur ein Überblick darüber gegeben werden, was die Teilnehmer der Sozialumfrage auf die einzelnen Fragen antworteten. Eine umfassendere Analyse dieses Problembereichs folgt im Punkt B II 5.

2.1. "Leben Sie allein?"

10729 Studenten beantworteten diese Frage.

Über die Hälfte (51,3%) (Tabelle 10) gaben an, allein zu wohnen, 8,9% wohnen noch bei ihren Eltern. 28,1%, also über ein Viertel der Befragten, wohnen mit einem Partner zusammen, sei es Freund(in), Verlobte(r) oder Ehepartner(in). 11,7% wohnen mit Bekannten zusammen, dies sind in der Regel Bewohner von Wohngemeinschaften.

Es zeigt sich also, daß die meisten Studenten allein wohnen, und nur 39,8% der Studierenden mit jemandem zusammenleben.

Zum Vergleich die Ergebnisse der Sozialumfrage von 1972⁷:

Leben Sie:

allein:	9326	51,9%
bei den Eltern:	2476	13,8%
mit Freund(in):	831	4,6%
mit Verlobte(m)r:	399	2,2%
mit Ehepartner:	2862	15,9%
in Wohngemeinschaften:	574	3,2%
als Heimbewohner:	1492	8,4%
	17960	100,0%

Geht man davon aus, daß Heimbewohner in der Mehrzahl allein leben, so kommt man zu dem Schluß, daß seit 1972 der Anteil der Studenten, die allein oder bei den Eltern leben, zurückgegangen ist und der Anteil derer, die mit einem andersgeschlechtlichen Partner zusammenleben oder in einer Wohngemeinschaft wohnen, angestiegen ist.

2.2. "Wohnen Sie zur Miete?"

Über die Wohnform der Studenten wurden folgende Angaben gemacht:

Nicht zur Miete wohnen von den 10562 Beantwortern

der Frage 10,5%. Die meisten hiervon wohnen bei ihren Eltern in Münster (4,6%) oder bei ihren Eltern außerhalb (3,7%). Immerhin 1,4% (absolut: 145) besitzen eine Eigentumswohnung. Die meisten Studenten (89,5%) allerdings sind Mieter; die höchsten Prozentsätze in dieser Gruppe sind bei 'Wohnheim-Einzelzimmer' (17,2%), 'Separates, privates Einzelzimmer' (18,9%), 'Zimmer in Wohngemeinschaft' (12,6%) und 'Wohnung' (31,5%) zu finden. Relativ wenige wohnen in 'Wohnheim-Doppelzimmern' (0,4%), 'Zimmern in Verbindungsheimen' (0,5%), in 'Separaten, privaten Doppelzimmern' (1,9%) und in 'Privaten Doppelzimmern in der Vermieterwohnung' (0,5%). Immerhin noch 6% haben ein 'Einzelzimmer in der Vermieterwohnung' (Tabelle 11).

Seit 1972 ist der Anteil der Elternwohner, der in 'sonstigen unentgeltlichen Unterkünften' sowie in 'Eigentumswohnungen' lebenden von 15,3% auf 10,5% gesunken (Elternwohner allein: von 13,3% auf 8,3%). Angestiegen ist dagegen relativ stark der Anteil der in 'Wohnheim-Einzelzimmern' (1972: 12,5%, 1978: 17,2%), der in 'Wohngemeinschaften' (1972: 5,0%, 1978: 12,6%) und der in 'eigenen Mietwohnungen' lebenden Studenten (1972: 20,4%, 1978: 31,5%)⁸.

2.3. Wohndauer

Aus den Ergebnissen dieser Frage läßt sich schließen, daß Studenten ihre Zimmer oder Wohnungen verhältnismäßig selten wechseln. Bei der schwierigen Wohnsituation der Studenten in Münster, wo in einer verhältnismäßig kleinen Stadt (circa 250000 Einw.) eine große Zahl von Studenten (Stand: SS 1978 WWU ohne FH und PH: 29708) untergebracht werden muß, ist der einzelne darauf bedacht, seine einmal gefundene Unterkunft trotz niedrigen Wohnkomforts

(Pkt.: 2.6. dieses Abschnitts) zu behalten. 39,9% der 10677 Beantworter dieser Frage gaben an, daß sie ihre jetzige Unterkunft schon länger als zwei Jahre bewohnen. Zwischen 18 Monaten und zwei Jahren liegt die Wohndauer immerhin noch bei 14,1%. 35,8% bewohnen ihre jetzige Unterkunft seit bis zu einem Jahr (Tabelle 12).

Verglichen mit den Ergebnissen von 1972 wechselten die 1978 befragten Studenten wesentlich seltener ihre 'Bude'. 1972 wohnten nur 26,6% länger als 24 Monate in ihrer Unterkunft. 52,1 Prozent wohnten bis zu einem Jahr in ihrem(r) Zimmer/Wohnung⁹. Diese Entwicklung kann als Hinweis auf die gestiegene Wohnungsnot verstanden werden.

2.4. Größe der Unterkunft

2.4.1. Größe des Zimmers

Von denjenigen, die ein Zimmer bewohnen, gaben 9,8% an, ihre Zimmergröße betrüge weniger als 10 qm, bei 41,5% ist das Zimmer zwischen 10 qm und 15 qm groß. Dies bedeutet, daß über die Hälfte der Zimmerbewohner in Zimmern lebt, die kleiner als 15 qm sind. 29,4% haben ein Zimmer, das zwischen 15 qm und 20 qm groß ist, und nur bei 19,2% liegt die Zimmergröße über 20 qm. Die Zahlen werfen ein bezeichnendes Licht auf die Wohnverhältnisse der Studierenden. Auf einer Fläche von weniger als 15 qm wohnen, essen, schlafen und arbeiten zu müssen, was bei 51,4% der Zimmerbewohner der Fall ist, ist unzumutbar. Die durchschnittliche Zimmergröße, wobei zur Berechnung die Klassenmitten herangezogen wurden, beträgt nur 16 qm (Tabelle 13).

Der Vergleich mit der '72er Sozialumfrage zeigt, daß die Größe der 'Studentenbuden' sich nur gering-

fügig geändert hat. Die Zimmer der 1972 befragten Studenten waren durchschnittlich 15,2 qm groß¹⁰. (Der Durchschnittswert von 1972 wie der von 1978 wurde berechnet nach der Klassenmitte, wobei die untere Randklasse 7,5 qm und die obere Randklasse 32,5 qm betrug.)

2.4.2. Größe der Wohnung

Die durchschnittliche Wohnungsgröße beträgt 51,1 qm (Tabelle 14). Im Vergleich zur '72er Sozialumfrage wird deutlich, daß die Wohnungen im Durchschnitt kleiner geworden sind. Hansen und Mylius errechneten eine durchschnittliche Wohnungsgröße von 53,6qm¹¹ (Berechnet nach Klassenmitte, untere Randklasse 15 qm, obere Randklasse 85 qm).

2.5. Kosten für Zimmer/Wohnung

Den relativ beengten Wohnverhältnissen sei nun die Höhe der Miete gegenübergestellt. 9669 Befragte beantworteten diese Frage (Tabelle 15).

Die Teilnehmer der Sozialumfrage bezahlen durchschnittlich 240,06 DM monatlich einschließlich Nebenkosten für ihr(e) Zimmer/Wohnung (Berechnung nach Klassenmitten, obere Randklasse: 750 DM). Aus der Berechnung des monatlichen Etats der Studierenden ergibt sich ein durchschnittlicher Etat von 526,46 DM. Ein Student muß demnach monatlich durchschnittlich 45,6% seines Einkommens für Miete aufwenden. 1972 betrug das durchschnittliche monatliche Budget eines Studenten 401,26 DM¹². Bei einer durchschnittlichen Mietbelastung von monatlich 156,55 DM¹³ mußte der Student 1972 durchschnittlich 39,0% seines monatlichen Bedarfs für Miete aufwenden. 1972 zahlten die Studenten zusammen monatlich 2388143 DM an Miete¹⁴. 1978, errechnet nach Tabelle 15 und auf 29708 Studenten hochgerechnet, waren es monatlich

6361252,80 DM Mieteinkünfte, das bedeutet eine Steigerung der Einnahmen aus der Vermietung von Unterkünften an Studenten von 166,4%. In Relation gesetzt zu den relativ engen Wohnverhältnissen von durchschnittlich 28,3 qm (Wohnungen und Zimmer), kommt man zu dem Ergebnis, daß von den Studierenden durchschnittlich ein mittlerer Quadratmetermietpreis von 8,48 DM bezahlt werden muß.

2.5.1. Höhe der Nebenkosten

Zusammenfassung der Tabelle 16:

bis	29 DM	31,5%
30 -	59 DM	40,9%
60 -	89 DM	19,4%
90 -	100 DM	8,2%

Im Durchschnitt werden 46,0 DM monatlich für Nebenkosten entrichtet (Berechnet nach Klassenmitten). Diese Frage wurde von 6425 Befragten beantwortet.

2.5.2. Art der Nebenkosten

Diese Nebenkosten wurden zu 18,1% für 'Nur Strom', zu 12,9% für 'Nur Heizung' und von 69,0% für 'Beides' entrichtet (Tabelle 17).

2.6. Ausstattung des Zimmers/der Wohnung

Um die Wohnverhältnisse umfassend beurteilen zu können, wurde die Ausstattung der Unterkunft erfragt. Es wurde hierbei gefragt nach:

- Möbel
- Waschgelegenheit
- Toilette
- Kochgelegenheit
- Heizung
- Zimmerreinigung
- Technische Mängel.

Nach diesen Kriterien sollte dann zunächst der Wohnkomfort eingeschätzt werden. Weiterhin war die Möglichkeit gegeben, da nicht jeder die gleichen Maßstäbe bei der Beurteilung seiner Unterkunft anlegt, nach eigenen Kriterien die Ausstattung seiner Wohnung/Zimmer zu beurteilen. Die die Ausstattung betreffenden Werte der Zimmer bzw. Wohnungsgröße wurde bereits in Punkt 2.4.1. und in Punkt 2.4.2. dargelegt.

2.6.1. Ausstattung: Möbel

Diese Frage wurde von 10273 Studierenden beantwortet. Von diesen wohnten 39,2% in einem Leerzimmer, bei 15,6% war das Zimmer teilmöbliert und bei 45,2% war das Zimmer vollmöbliert. Hier schlägt sich der hohe Anteil an Wohnheimbewohnern nieder, deren Zimmer immer, allerdings oft spärlich, möbliert sind. (Tabelle 18a)

2.6.2. Ausstattung: Waschgelegenheit

Von den 10254 Beantwortern dieser Frage gaben über die Hälfte an (51,7%), ein eigenes Bad oder eine eigene Dusche zur Verfügung zu haben. Ein knappes Viertel (22,7%) hatte lediglich fließendes Wasser auf dem Zimmer, konnte aber ein Bad oder eine Dusche mitbenutzen. Immerhin 14,5% hatte kein fließendes Wasser auf dem Zimmer und konnte nur ein Bad bzw. eine Dusche mitbenutzen. Fließendes Wasser auf dem Zimmer war für 7,0% die einzige Waschgelegenheit. Mit fließendem Wasser außerhalb des Zimmers als einzige Waschgelegenheit mußten sich immerhin noch 3,7% zufrieden geben. (Tabelle 18b) Diese Zahlen verdeutlichen, daß - trotz der relativ hohen Mieten - die Ausstattung vieler Zimmer, was die Waschgelegenheit angeht, spartanisch ist. Fast die

Hälfte aller Studierenden verfügt nicht über ein eigenes Bad oder über eine eigene Dusche. Etwa jeder zehnte Student (10,7%) hat überhaupt keine Möglichkeit in seiner Unterkunft zu duschen oder zu baden, und ist somit lediglich auf fließendes Wasser angewiesen.

2.6.3. Ausstattung: Toilette

Bei dieser Frage gaben über die Hälfte (55,0%) derjenigen, die diese Frage beantworteten, an, ein eigenes WC zu haben. 40,5% dagegen müssen sich mit einer Toilette auf dem gleichen Flur begnügen (hauptsächlich Wohnheimbewohner), während 3,3% noch nicht einmal auf dem gleichen Flur ein WC benutzen können. (Tabelle 18c)

Auch die Auswertung dieser Frage zeigt, daß Studenten oft in unwürdigen Verhältnissen leben, was die sanitären Anlagen angeht. Diese Zahlen sind ein Hinweis auf die Wohnungsnot unter den Studenten, welche ein Grund dafür ist, daß derart schlecht ausgestattete Zimmer überhaupt gemietet werden.

2.6.4. Ausstattung: Kochgelegenheit

46,4% der befragten Studenten gaben an, eine eigene Küche zur Verfügung zu haben (hauptsächlich Bewohner von Wohnungen) und etwa ein Viertel (24,1%) hatte die Möglichkeit, eine Küche mitzubenutzen. Genau ein Viertel (25,1%) mußte seine Mahlzeiten auf einer behelfsmäßigen Kochgelegenheit zubereiten, während 4,4% keine Möglichkeit hatten zu kochen, weil sie entweder keine Kochgelegenheit zur Verfügung hatten oder ihnen das Kochen ganz verboten war. (Tabelle 18d) Man kann also davon ausgehen, daß es 29,5% der Studierenden nicht möglich war, in ihren Wohnräumen eine richtige Mahlzeit zuzubereiten.

Dies kann als weiterer Beweis für eine schlechte Ausstattung vieler Studentenunterkünfte angesehen werden.

2.6.5. Ausstattung: Heizung

Die 10221 Beantworter dieser Frage gaben zu 67,5% an, daß ihr Zimmer/ihre Wohnung mit einer Zentralheizung ausgestattet sei, 12,0% haben einen Ofen und 19,2% heizen mit Gas oder elektrischer Energie. 1,4% (absolut: 141) gaben an, ihr Zimmer überhaupt nicht heizen zu können. Die Wohnungsnot unter den Studenten ist demnach so groß, daß selbst Zimmer oder Wohnungen ohne Heizmöglichkeit noch einen Mieter finden. (Tabelle 18e)

2.6.6. Zimmerreinigung

Für ihre Zimmerreinigung sorgen die Studenten meist selbst, lediglich etwa jeder zehnte (10,5%) Student bekommt sein Zimmer gereinigt. Diese Frage wird noch bei der Geschlechterdifferenzierung bearbeitet werden. (Tabelle 18f)

Vergleicht man die Ausstattung der Zimmer und Wohnungen, in denen die Studenten leben, mit den 1972 erhobenen Daten zur Ausstattung von Zimmern und Wohnungen, so läßt sich eine wesentliche Verbesserung feststellen. Studenten wohnten 1978 häufiger in Leerzimmern oder -wohnungen, hatten häufiger ein(e) eigene(s) Bad bzw. Dusche, häufiger ein eigenes WC und eine eigene Küche. Der Anteil der Studenten, deren Zimmer Zentralheizung hatten, blieb in etwa gleich, doch wurde 1978 weniger als 1972 mit dem Ofen geheizt, sondern stattdessen häufiger als 1972 mit einer Gas- oder Elektroheizung. Die Ausstattung der studentischen Unterkünfte hat sich also auch in diesem Punkt verbessert.

Die Reinigung der Zimmer allerdings, die 1972 nur 68,5% der Studenten selbst vornahmen, mußten 1978 89,5% selbst erledigen¹⁵.

2.6.7. Technische Mängel des Zimmers/der Wohnung

Bei insgesamt 5348 Befragten (49,3%) weist die Unterkunft technische Mängel auf, wie beschädigte Wände, schlechte Schallisolierung, schwache Heizung oder zu wenig Tageslicht. Hauptsächlich wird von diesen Befragten über eine schlechte Schallisolierung geklagt (54,1%). Über beschädigte Wände klagen 13,6% und über eine zu schwache Heizung und zu wenig Tageslicht 15,4%. Man kann also davon ausgehen, daß bei etwa der Hälfte der von Studenten bewohnten Zimmer und Wohnungen der Wohnwert durch technische Mängel eingeschränkt ist. Hierzu muß noch vermerkt werden, daß die Antwortkategorien des Fragebogens nicht alle möglichen technischen Mängel enthielten, und auch nicht die Kategorie 'Sonstiges', so daß vermutet werden kann, daß mit dieser Frage nicht alle Befragten erfaßt werden konnten, die in Zimmern oder Wohnungen mit technischen Mängeln leben müssen, sondern nur diejenigen, auf die eine Antwortkategorie zutraf. Ebenso fehlte hier die Antwortkategorie 'Keine technischen Mängel', womit dann auch die hohe Zahl der Nichtbeantworter (absolut: 5492) dieser Frage zu erklären wäre. Exakte Angaben über die technischen Mängel in den studentischen Unterkünften sind demnach nicht möglich. Allerdings kann man zu der Aussage kommen, daß bei mindestens 50% der münsteraner Studenten technische Mängel in ihrer Unterkunft vorliegen. (Tabelle 18g)

2.6.8. Einschätzung des Wohnkomforts nach den oben behandelten Kriterien

Der zweite Teil der Frage nach der Ausstattung der Zimmer/Wohnungen galt der Selbsteinschätzung des Wohnkomforts durch die Studenten.

Hierbei muß allerdings festgestellt werden, daß die Fragestellung von vielen Befragten nicht verstanden wurde und aus diesem Grunde nur von circa 1/3 der Gesamtstichprobe Angaben vorliegen, so daß diese Frage nicht weiter ausgewertet wurde.

Die Angaben über die Ausstattung der Zimmer/Wohnungen der Studierenden lassen allerdings den Schluß zu, daß es bei vielen Studierenden Anlaß zur Klage über schlechte Wohnverhältnisse gibt.

Die Mängel des verwandten Fragebogens schlugen in derselben Weise bei der Frage nach der Einschätzung des Wohnkomforts nach eigenen Kriterien zu Buche, auch diese Antworten wurden nicht ausgewertet.

2.7. Wohngeld

Um Aufschluß darüber zu bekommen, ob es den Studenten möglich ist, die hohe Belastung durch die Miete durch Anträge auf Wohngeld zu lindern, wurde gefragt: "Beziehen Sie Wohngeld?" 10108 Angaben von Studierenden lagen vor. Von diesen beziehen 15,6% Mietzuschuß des BAFÖG. Wohngeld bis 30 DM erhalten 0,7%, bis 45 DM 0,8%, bis 60 DM 0,5% und über 60 DM erhalten 2,9%. D.h. also, nur 4,9% der Studenten erhalten vom Wohnungsamt der Stadt gezahltes Wohngeld.

57,2% der Studierenden allerdings haben niemals einen Antrag auf Wohngeld gestellt, wahrscheinlich

aus der Erkenntnis heraus, daß an Studenten in der Regel kein Wohngeld gezahlt wird. Einen Antrag, der zum Zeitpunkt der Erhebung noch lief, hatten 6,3% gestellt. Einen Ablehnungsbescheid hatten immerhin 10,1% bekommen. Gänzlich unbekannt war 6% der Befragten die Möglichkeit, einen Antrag auf Wohngeld zu stellen. (Tabelle 19)

2.8. "Auf welche Weise haben Sie Ihr jetziges Zimmer gefunden?"

Diese Frage wurde von 9857 (90,9%) Befragten beantwortet. Die Tatsache, daß 983 (9,1%) Befragte diese Frage nicht beantworteten, läßt sich möglicherweise damit erklären, daß diese Studierenden noch bei den Eltern wohnen oder in Unterkünften leben, in die sie nicht vermittelt wurden. Eine weitere Erklärung wäre hierfür, daß in der Frage die Wohnform 'Wohnung' nicht mit angesprochen wurde. Die Frage hätte also eigentlich lauten müssen: "Auf welche Weise haben Sie Ihr jetziges Zimmer/Ihre jetzige Wohnung gefunden?"

Die vorliegenden Angaben ergeben folgendes Bild: In den meisten Fällen gelangen Unterkünfte erst gar nicht auf den Wohnungs- und Zimmermarkt, 35,9% der Befragten gaben an, ihre Unterkunft durch den Hinweis oder die Vermittlung eines Bekannten bekommen zu haben. Dies zeigt, daß es sehr schwer ist z.B. als Studienanfänger oder Studienortwechsler an ein gutes Zimmer oder eine Wohnung zu kommen, da diese meist schon lange vor dem Auszug des Vormieters an Bekannte weitergegeben wurde. Nur 4,2% der Studenten haben ihre Unterkunft durch die AStA-Wohnungsvermittlung gefunden. 10,7% hatten bei der Vermittlung durch das Studentenwerk Erfolg und 6,4%, 2,2% mehr als bei der AStA-Wohnungsvermittlung, mußten auf einen Makler zurückgreifen. Relativ gute Chancen bei der Wohnungssuche hat man auch per Inserat oder Antwort auf eine

Annonce in der Zeitung, insgesamt 21,8% haben auf diese Weise ein Zimmer oder eine Wohnung gefunden. 8,9% waren bei der Inserierung erfolgreich, bei 12,9% führte die Beantwortung einer Annonce zum Abschluß eines Mietvertrages. Leider stellte sich bei der Auswertung dieser Frage heraus, daß in den Antwortkategorien zu dieser Frage nicht alle Möglichkeiten der Zimmer-/Wohnungsvermittlung miteinbezogen worden waren, denn 21,1% kreuzten die Antwortmöglichkeit "Sonstiges" an.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Wohnungs-/Zimmervermittlungsinstitutionen des AStA, des Studentenwerkes und der Makler am wenigsten erfolgreich bei der Vermittlung von Unterkünften waren, nur 21,2% haben auf diese Weise ein(e) Zimmer/Wohnung gefunden.

Die Tatsache, daß über ein Drittel (35,9%) der Befragten durch Bekannte eine Unterkunft fanden, ist wiederum ein Zeichen für die Wohnraumknappheit in Münster, denn der Bedarf an Wohnraum ist so groß, daß es für viele Wohnungen schon wieder Interessenten gibt, wenn der Vermieter noch gar nicht plant auszuziehen. Durch die permanente Suche nach besserem Wohnraum ist zu erklären, daß so viele Wohnungen und Zimmer erst gar nicht angeboten werden. (Tabelle 2o)

Seit 1972 hat sich im Grunde wenig geändert hinsichtlich der Wohnungs- und Zimmervermittlung. 1978 wurden zwar nicht mehr ganz so häufig wie 1972 die Unterkünfte durch Bekannte weitergegeben, dennoch wurde auch in der '78er Umfrage diese Möglichkeit am häufigsten genannt. Die Chance, durch eine Zeitungsannonce ans Ziel zu kommen, hat sich leicht erhöht. Ebenfalls stieg der Anteil der Studenten, die eine Wohnung über das Studentenwerk vermittelt bekamen,

und zwar von 3,4% (1972)¹⁶ auf 10,7% (1978) an.
1978 wurden relativ weniger Unterkünfte von Maklern
und vom AStA vermittelt als 1972.

2.9. Maklergebühr

Von den 626 Studenten, die angaben, ihr(e) Wohnung/
Zimmer durch die Vermittlung eines Maklers gefunden
zu haben, beantworteten nur 558 die Frage nach der
Maklergebühr. Mit dieser Frage sollte festgestellt
werden, inwieweit die Makler von der studentischen
Wohnungsnot profitieren.

Die Auswertung dieser Frage ergibt kein einheitliches
Bild, wohl aus dem Grund, da nur sehr vereinzelt ein(e)
Zimmer/Wohnung von einem Makler vermittelt wurde.

Man kann zwar nicht davon ausgehen, daß das Makler-
unwesen bei der studentischen Wohnungssuche eine gro-
ße Rolle spielt, wohl auch wegen der hohen Makler-
gebühren, dennoch ergeben die Berechnungen, daß die
Makler allein bei den befragten 558 Studenten etwa
319625 DM an Maklergebühren eingenommen haben, das
entspricht einer durchschnittlichen Gebühr von 572,80DM
(Berechnet nach Klassenmitten, obere Randklasse
1500 DM).(Tabelle 21)

2.10. Besuchsbeschränkungen

Besuchsbeschränkungen gibt es nicht mehr in dem Maße
wie früher. Insgesamt 2,6% der 10031 Befragten, die
diese Frage beantworteten, gaben Besuchsbeschrän-
kungen an. Die größte Rolle spielen hierbei zeitliche
Besuchsbeschränkungen (50,9% der Beschränkungen).
1972 gaben immerhin noch 31,4% an, Besuchsbeschrän-
kungen zu unterliegen, hiervon entfiel ebenso wie
1978 die Mehrzahl auf zeitliche Beschränkungen (63,7%)¹⁷.

Die Wohnsituation der Studenten hat sich also bezüg-
lich der Besuchsbeschränkungen verbessert. Dennoch

sind auch heute noch etwa 10% der Studenten in dieser Hinsicht eingeschränkt. Es zeigt sich hier, daß dem Studenten aufgrund seiner gesellschaftlichen Stellung immer noch in vielen Fällen das Recht abgesprochen wird, sich in seinem Wohnraum frei zu entfalten und z.B. ein befriedigendes Sexualleben zu haben.

Weiterhin dokumentieren diese Zahlen, daß Studenten wegen der großen Wohnungsnot auch Zimmer anmieten, in denen sie in ihrer Lebensweise und in ihren Beziehungen eingeschränkt sind. Desgleichen wird die Machtposition der Wohnungs- und Zimmervermieter daraus ersichtlich, die die Wohnungsknappheit ausnutzen, sowohl hinsichtlich der Miethöhe als auch hinsichtlich der Beschneidung der Privatsphäre des Studierenden. Man kann also davon ausgehen, daß der Wohnraummangel in Münster nicht nur die vordergründige Konsequenz hat, daß viele Studenten keine Unterkunft finden oder nach ihr sehr lange suchen müssen, sondern auch, daß für diejenigen Studenten, die eine Bleibe gefunden haben, sich die Wohnverhältnisse immer mehr verschlechtern, weil die Macht der Wohnraumbesitzer proportional zur Wohnungsnot ansteigt. (Tabelle 22)

2.11. Kontrolle der Besuchsbeschränkungen

Insgesamt gaben 960 Befragte (Tabelle 22) an, daß sie Besuchsbeschränkungen unterliegen. Auf die Frage nach der Kontrolle jener Beschränkungen antworteten allerdings 3243 Befragte (Tabelle 23), hiervon gaben 2697 (83,2%) an, die Besuchsbeschränkungen würden nicht kontrolliert. Ein Großteil dieser Studierenden hat aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Frage nach dem Bestehen von Besuchsbeschränkungen verneint. Es wird nun davon ausgegangen, daß diejenigen, die Besuchsbeschränkungen unterliegen, auch die Frage nach deren Kontrolle beantworteten sowie, daß diejenigen,

die angaben, daß die Besuchsbeschränkungen kontrolliert werden, auch die erste Frage (Bestehen Besuchsbeschränkungen?) mit "ja" beantworteten. Insgesamt gaben also 960 Personen an, Besuchsbeschränkungen zu unterliegen, während 546 Befragte angaben, ihre Besuchsbeschränkungen würden auch kontrolliert.

Kontrolle der Besuchsbeschränkungen:

selten	327	34,1%
öfter	110	11,5%
regelmäßig	109	11,3%
werden nicht kontrolliert	<u>414</u>	<u>43,1%</u>
	960	100,0%

(Berechnet nach Tabelle 22 und 23).

Geht man von den oben formulierten Voraussetzungen aus, so ergibt sich, daß bei 414 Befragten (43,1%), die einer Besuchsbeschränkung unterliegen, diese nicht kontrolliert wird. Bei 34,1% geschieht dies selten, bei 11,5% öfter und regelmäßig bei 11,3%. Eine Kontrolle der Besuchsbeschränkungen erfolgt demnach bei 56,9% derjenigen, die einer Besuchsbeschränkung unterliegen.

2.12. Nichtvermietung an bestimmte Gruppen

Diese Frage wurde nur von 78,9% aller Befragten beantwortet, und von diesen gaben immerhin noch 44,2% an, nicht zu wissen, ob der Vermieter prinzipiell nur an bestimmte Gruppen vermietet. Allerdings wissen 2214 Befragte (25,9% derjenigen, die diese Frage beantworteten), daß ihr Vermieter seine Unterkünfte prinzipiell nicht an bestimmte Gruppen vermietet. Insgesamt geben 74,1% der Befragten an, entweder nichts über diese Einstellung des Vermieters zu wissen oder, daß es dem Vermieter egal sei. 6,9% wissen, daß der Vermieter nicht an Frauen, 5,9% wissen, daß er nicht an Männer vermietet. 2,6% geben an, daß der Vermieter keine Ausländer und 3,1%, daß er keine

Ehepaare mit Kindern in seiner Unterkunft duldet. Bei 4,9% der Befragten vergibt der Vermieter keine Zimmer/Wohnung an unverheiratete Paare, und 2,6% der Befragten wissen, daß er nicht an 'Sonstige Gruppen' vermietet. Die Tatsache, daß die Vermieter von 2214 Befragten nicht bereit sind, ihre Unterkünfte an jeden Wohnungssuchenden zu vermieten, kann wiederum als Hinweis auf die große Wohnungsnot gewertet werden. Zum anderen zeigt sich hier eine besondere Benachteiligung der Ausländer, unverheirateten Paare und Ehepaare mit Kindern, wobei beachtet werden muß, daß viele Vermieter überhaupt nicht an Studenten vermieten. (Tabelle 24) Verglichen mit den Zahlen, die bei der münsteraner Sozialumfrage 1972 erhoben wurden, ergibt sich folgendes:

Nichtvermietung an:	Sozialumfrage '78		Sozialumfrage '72 ¹⁸	
	absolut	v.H.	absolut	v.H.
Damen	593	6,9	2207	17,4
Herren	502	5,9	1331	10,5
Ausländer	219	2,6	736	5,8
Ehepaare mit Kindern	262	3,1		
Unverheiratete	419	4,9	352	2,8
ist dem Vermieter egal	2555	29,9		
weiß nicht	3779	44,2	7444	58,8
sonstige Gruppen	219	2,6	377	2,9
Bartträger			217	1,7
	8548	100,0	12447	100,0

Da die Antwortkategorien bei beiden verwendeten Fragebögen nicht ganz übereinstimmen, ist kein direkter Vergleich möglich. Es läßt sich lediglich ablesen, daß 1978 die Vermieter weniger häufig bestimmte Gruppen bei der Vermietung ausklammerten.

2.13. Schwierigkeiten mit dem Vermieter

Diese Frage wurde von 9626 (88,8%) der Befragten beantwortet. Von ihnen gaben 90,6% an, keine Schwierigkeiten mit dem Vermieter zu haben, während fast jeder zehnte (9,4%) diese Frage bejahte. (Tabelle 25)

Verglichen mit 1972¹⁹ ergibt sich, daß 1972 92,6% keine Schwierigkeiten mit dem Vermieter hatten gegenüber 7,4%, deren Verhältnis zum Vermieter getrübt war. Die Anzahl derjenigen, die Schwierigkeiten haben, ist also relativ geringfügig angestiegen.

2.14. Wohnlage

Ein wichtiger Bestandteil bei der Betrachtung der Wohnsituation ist die Wohnlage, also die Nähe zur Uni. Da diese Frage in den Antwortkategorien nur die Vororte von Münster erfaßt, nicht aber das Stadtgebiet selbst und die Umgebung, die außerhalb von Münster liegt, kann nicht festgestellt werden, wieviel Studenten im alten Stadtgebiet von Münster und wieviel außerhalb des neuen Stadtgebietes (d.h. weiter als 10 km von der Innenstadt entfernt) wohnen.

Insgesamt gaben 1126 (10,4%) an, in den Ortschaften Albachten (7,5%), Amelsbüren (4,9%), Angelmodde (9,6%), Handorf (6,0%), Hilstrup (11,8%), Nienberge (19,3%), Roxel (20,8%), St. Mauritz (15,5%) und Wolbeck (4,6%) zu wohnen (Tabelle 26).

Verglichen mit der Erhebung von 1972²⁰ ergibt sich, daß der Anteil derjenigen, die außerhalb der Stadt Münster (eingemeindete Vororte nicht mitgerechnet) wohnen von 1972 bis 1978 von 6,0% auf 10,4% gestiegen ist. Man kann also davon ausgehen, daß mit dem Wachstum der Universität (1972: 20128 Studenten/1978: 29708 Studenten) immer mehr Studenten gezwungen sind, sich außerhalb des alten Stadtgebietes von Münster ein(e) Wohnung/Zimmer zu suchen.

Geht man von der Repräsentativität beider Untersu-

chungen aus, so wohnten in den angegebenen Ortschaften, die zu Münster eingemeindet wurden, 1972: 1208 Studenten (hochgerechnet auf die jeweilige Gesamtzahl der Studenten) 1978: 3090 Studenten. Nicht berücksichtigt werden konnten hier wie gesagt, diejenigen Studenten, die in der weiteren Umgebung Münsters wohnen (d.h. nicht in den eingemeindeten Vororten).

2.15. Verkehrsmittel

Ein weiterer Überblick darüber, wie weit die Studierenden von der Universität entfernt wohnen, gibt die Auswertung der Frage nach dem Verkehrsmittel, mit dem die Studierenden in der Regel zu ihrem Studienplatz kommen.

10602 Befragte (97,8%) beantworteten diese Frage. Von ihnen fährt der höchste Prozentsatz mit dem Fahrrad zum Studienplatz (42,5%), der zweit höchste Prozentsatz (32,9%) kommt mit dem eigenen PKW zur Uni und nur 14,0% gehen zu Fuß; weniger von Bedeutung sind die Verkehrsmittel Mofa/Roller/Motorrad (3,1%), Mitfahrer im PKW (2,0%), Bahn (2,6%), Stadtbus (2,6%), andere Busse (0,4%). Die öffentlichen Verkehrsmittel werden demnach nur von 5,6% der Studenten überwiegend benutzt. Bus und Bahn scheinen demnach für Studierende wenig attraktiv zu sein (hohe Fahrpreise, ungünstige Verbindung, Wartezeiten usw.). Was die Wohnlage angeht, so zeigt sich, daß immerhin ein Drittel (32,9%) der Befragten so weit vom Studienplatz entfernt wohnt, daß es sich scheinbar lohnt, ein eigenes Auto zu benutzen. Zu Fuß oder mit dem Fahrrad ist das Stadtgebiet bzw. der Studienplatz immerhin für 56,5% zu erreichen. (Tabelle 27)

2.16. Zimmersuche

Auf die Frage: "Bemühen Sie sich intensiv um ein Zimmer in Münster?" antworteten nur 8311 der 10840 Befragten (76,7%). Von diesen Studierenden waren zum Zeitpunkt der Erhebung immerhin 13,4% auf Zimmer-/Wohnungssuche. 86,6% beantworteten diese Frage mit "nein". Die 13,4% der Suchenden (1116 Studenten) haben demnach zum Erhebungszeitpunkt kein Zimmer/keine Wohnung in Münster oder sind mit ihrem Zimmer/ihrer Wohnung, das/die sie in Münster haben, so unzufrieden, daß sie sich eine andere Unterkunft wünschen. Dieses würde bedeuten, daß, setzt man die Repräsentativität der Untersuchung in dieser Frage voraus, zum Zeitpunkt der Erhebung fast 4000 Studenten eine Unterkunft suchten; ein Beweis dafür, daß in Münster weder quantitativ noch qualitativ ausreichend Wohnraum für Studierende zur Verfügung gestellt wird. (Tabelle 28)

Ein Vergleich mit der '72er Umfrage ist auch hier nicht möglich, da sich im '72er Fragebogen diese Frage (siehe oben) nur auf die Elternwohner bezieht. Aus der Frage: "Wenn Sie noch kein Zimmer/keine Wohnung haben, wie lange suchen Sie schon?", ergab sich 1972 allerdings, daß 'nur' 82 Studenten wohnungslos waren und in Münster ein Zimmer suchten²¹.

2.17. Geeigneteste Wohnform

Angesprochen auf die Wohnungsnot der Studenten reagiert die öffentliche Hand, wenn sie reagiert, in der Regel mit dem Bau von Studentenwohnheimen oder stellt diesen Bau in Aussicht.

Um konkrete Vorschläge machen zu können, welche Art von Wohnheim von den Studenten bevorzugt wird und wie sie überhaupt der Wohnform Wohnheim gegenüber-

stehen, wurde die Frage nach der geeignetsten Wohnform gestellt. Vorausgeschickt wurde bei der Befragung die kurze Beschreibung zweier Wohnheimtypen: Typ A: Heime mit Ein-Zimmer-Appartements mit Kochgelegenheit, Dusche und WC, jedoch mit nur wenigen Gemeinschaftsräumen. Typ B: Heime mit Zimmern ohne Kochmöglichkeit, Dusche und WC, dafür aber mit Teeküchen, sanitären Anlagen für jeweils acht bis zehn Personen.

Beantwortet wurde diese Frage von 9894 (91,3%) Befragten. Von diesen Befragten wollen nur 41,8% überhaupt in Studentenwohnheimen wohnen, das Ein-Zimmer-Appartement des Wohntyps A wurde dabei eindeutig bevorzugt (23,3%); für den Wohnheimtyp B entschieden sich dagegen nur 9,1%, wobei in den Doppelzimmern dieses Typs nur 0,8% wohnen möchten. Die im Wohntyp A eingerichteten Zwei-Zimmer-Appartements (Ehepaarwohnung) finden bei 6,0% und die Drei-Zimmer-Appartements (Familienwohnung) finden bei 3,4% Anklang.

Die Mehrzahl der Studierenden allerdings bevorzugt Unterkünfte außerhalb des Wohnheims. So möchten 3,3% am liebsten in einem Privatzimmer, 10,6% in einem Ein-Zimmer-Appartement wohnen. Am beliebtesten allerdings sind die eigene Mietwohnung (mit zwei oder mehr Zimmern) (24,6%) sowie die Wohngemeinschaft (19,7%). (Tabelle 29) Die Auswertung der Frage 11 (Tabelle 10) zeigt, daß 51,3% allein leben.

Der Vergleich mit der '72er Umfrage ergibt, daß insbesondere die Attraktivität von Wohnheim-einzelzimmern mit Teeküchen und sanitären Anlagen für acht bis zehn Zimmerbewohner nachgelassen hat. Diese Wohnform wurde 1972 von 17% bevorzugt, 1978 waren es nur noch 8,3%. Alle anderen Wohnheimtypen wurden, verglichen mit 1972, relativ gleich häufig angekreuzt. Weiterhin werden Privatzimmer (Untermiete) 1978 nur noch von 3,3% als ideale Wohnart gewertet, 1972 betrug der

Anteil noch 6,0%. Wesentlich beliebter dagegen scheint das Wohnen in Wohngemeinschaften geworden zu sein; während 1972 11,0% dieser Wohnform den Vorzug gaben, waren es sechs Jahre später schon 19,7%²².

Zusammenfassend bleibt also festzustellen, daß der Anteil der Studenten, die in Wohnheimen leben wollen um etwa 7,0% gesunken ist verglichen mit 1972 und daß zur Lösung des Wohnheimproblems im Sinne der Studenten eine Eingliederung in den privaten Wohnungsmarkt von Nöten wäre, wobei berücksichtigt werden müßte, daß der Bedarf an Wohnungen mit mehreren Zimmern (eigene Mietwohnung/Wohnung für WG's) erheblich angestiegen ist. Man kann also zu dem Schluß kommen, daß die Politik, mit Studentenwohnheimen die Wohnungsnot zu beseitigen, an den Bedürfnissen der Studenten vorbeigeht. Die Tatsache, daß allein 44,3% der Befragten am liebsten in Mietwohnungen oder Wohngemeinschaften wohnen würde, zeigt, daß neben dem Wohnheimbau auch die Bereitstellung von Wohnraum, der diesen Bedürfnissen entgegenkommt, angestrebt werden muß.

3. Studienfinanzierung

3.1. Erste Finanzierungsquelle

Wie schon im allgemeinen Teil der Arbeit behauptet, liegt die Hauptlast der Studienfinanzierung bei den Eltern.

Wie aus Tabelle 30 hervorgeht, geben 45,2% derjenigen Befragten, die diese Frage beantwortet haben, die Finanzierung durch die Eltern als erste Finanzierungsquelle an. 30,1% nennen Stipendien, Beihilfen etc. von irgendeiner öffentlichen Stelle, in der Regel BAFÖG, als erste Finanzierungsquelle. Die dritte wichtigste Finanzierungsquelle sind Einnahmen aus eigener Erwerbstätigkeit. 13,0% müssen sich ihren Lebensunter-

halt hauptsächlich selbst verdienen. Alle übrigen Finanzierungsmöglichkeiten werden insgesamt nur von 11,7% genannt.

Hieraus ist also zunächst zu erkennen, daß die Eltern vieler Studierender durch das Studium ihrer Kinder einer finanziellen Belastung unterliegen, obwohl ein unbestrittenes gesellschaftliches Interesse an der Ausbildung dieser Studenten besteht. Andererseits kann man aber auch davon ausgehen, daß faßt die Hälfte aller Studierenden aus verhältnismäßig wohlhabenden Familien stammt, die es sich leisten können, das Studium ihrer Kinder zu finanzieren.

In den Genuß von staatlichen oder öffentlichen Mitteln als erste Finanzierungsquelle kommen dagegen nur 30,1%, also nicht einmal ein Drittel. Hier liegt der erste Kritikpunkt an der staatlichen Förderung. Die Berechnungsmaßstäbe sind so gehalten, daß viele Studenten erst gar nicht in den Genuß der öffentlichen Förderung kommen, weil die Elternfreibeträge zu niedrig angesetzt sind, was dann zu einer erheblichen finanziellen Belastung der Eltern führen kann, bzw. auch dazu, daß Studenten zu eigener Erwerbstätigkeit gezwungen sind. Die Forderung nach Erhöhung der Elternfreibeträge und einer Ausdehnung der öffentlichen Förderung auf breite Schichten der Studentenschaft ist, außer durch die Belastung der Eltern auch durch das Interesse der Allgemeinheit an der qualifizierten Ausbildung der Studenten gerechtfertigt. Hinzu kommt hier noch das Problem der zeitlich begrenzten Förderung und der Darlehnsregelung. D.h. also, jeder BAFÖG-Empfänger ist gezwungen innerhalb einer relativ knapp gehaltenen Frist sein Studium zu beenden, was einen erheblichen Stressfaktor darstellen kann, vor allem, weil hier die Situation des Einzelnen unberücksichtigt bleibt. Die Darlehnsregelung beinhaltet, daß letzten Endes alle BAFÖG-Empfänger einen Teil ihres Studiums selbst

bezahlen müssen.

Ein besonders schlechtes Licht auf die staatliche Förderung wirft der hohe Prozentsatz (13,0%) derer, die ihr Studium hauptsächlich durch eigene Erwerbstätigkeit finanzieren müssen. Die Doppelbelastung Studium und Beruf wirkt sich in der Regel negativ auf das Studium aus, sowohl hinsichtlich der Länge als auch hinsichtlich der Qualität des Studiums.

3.2. Zweite Finanzierungsquelle

Aus Tabelle 31 ist ersichtlich, daß 6726, also 62,1% der Befragten auf eine zweite Finanzierungsquelle angewiesen sind. Hier rangiert die eigene Erwerbstätigkeit mit 40,5% derjenigen Befragten, die eine zweite Finanzierungsquelle angaben, an erster Stelle. D.h. also, daß bei etwa einem Viertel (25,1%) aller Befragten die Finanzierung so unzureichend ist, daß sie ihren monatlichen Etat durch eigene Erwerbstätigkeit aufbessern müssen. Grundsätzlich ist die eigene Erwerbstätigkeit während des Studiums abzulehnen, weil diese zu einer Studienbelastung und -verlängerung führt, und weil es nicht Aufgabe eines Studenten sein kann, sein Studium ganz oder teilweise selbst zu finanzieren. Wenn man also von offizieller Seite eine Straffung und Verkürzung des Studiums fordert, so kann dies nur mit einer erheblichen Verbesserung und Ausweitung der staatlichen Förderung einhergehen. Wenn gleich hier anzumerken bleibt, daß Werksarbeit durchaus sinnvoll sein kann, um die Arbeitswelt kennenzulernen, nur muß dann auch den Werksarbeit leistenden Studenten die Freiheit zugestanden werden, das Studium entsprechend auszudehnen. 26.6% derjenigen Befragten, die eine zweite Finanzierungsquelle angaben, sind auf die Zuwendungen ihrer Eltern angewiesen. Es kommt also zu dem Prozentsatz

derjenigen Eltern, die hauptsächlich den Lebensunterhalt ihrer studierenden Kinder sichern noch ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz von Eltern hinzu, die die erste Finanzierungsquelle ergänzen müssen. Bei 13,3% ist die öffentliche Unterstützung so gering, daß sie nur als zweite, zusätzliche Finanzierung dient. Auf alle weitergehenden Probleme der Studienfinanzierung, soweit sie erfragt werden konnten, wird später noch näher eingegangen. Die Fragestellung in der Untersuchung der sozialen Situation der Studenten in Münster von 1972 (Hansen/Mylius) war die gleiche wie bei der Sozialumfrage 1978, mit dem Unterschied, daß lediglich die erste Finanzierungsquelle erfragt wurde.

	Sozialumfrage '78		Sozialumfrage '72 ²³	
	absolut	v.H.	absolut	v.H.
erste Finanzierungsquelle:				
Zuwendungen der Eltern	4812	45,2	7994	44,3
Zuwendungen des Ehepartners	613	5,8	1054	5,8
Zuwendung sonst.Verwandter	61	0,6	59	0,3
Eigenes Vermögen	212	2,0	319	1,8
Eigene Erwerbstätigkeit	1388	13,0	2237	12,4
Stipendien etc. von irgendeiner öffentl.Stelle	3209	31,1	6046	33,5
Stipendien etc. von irgendeiner priv.Stelle	231	2,2	231	1,3
sonstige Quellen	120	1,1	100	0,6
	10646	100,0	18040	100,0

Der Vergleich zeigt, daß sich die Verteilung auf die verschiedenen Finanzierungsquellen kaum geändert hat. Relativ weniger Studenten bezogen 1978 ein öffentliches Stipendium (BAFÖG), während die Zahl derjenigen, die Zuwendungen der Eltern erhielten oder ihr Studium durch eigene Erwerbstätigkeit finanzierten geringfügig anstieg. Dieser Trend zeigt, daß die staatliche Förderung nicht ausgebaut wurde, sondern im Gegenteil eingeschränkt bzw. nicht den gestiegenen Anforderungen angepaßt wurde.

3.3. Monatlicher Etat während der Vorlesungszeit

Aufgeführt seien hier noch die Umfrageergebnisse, die den monatlichen Etat der Studierenden feststellen, unabhängig davon, aus welchen Quellen das Studium finanziert wird. Wie aus Tabelle 32 hervorgeht, haben nur 31,9% einen monatlichen Etat von mehr als 600 DM zur Verfügung. Circa ein Viertel (25,5%) erhalten monatlich zwischen 500 und 599 DM und 12,5% zwischen 450 und 499 DM. Man kann also davon ausgehen, daß 68,1% der Studenten mit der Höhe ihres monatlichen Etats unter dem liegen, was der BAFÖG-Höchstsatz als Bedarf ansieht und 30,1% monatlich weniger als 450 DM zur Verfügung haben. In dieser Tabelle sind allerdings die Elternwohner enthalten, die in der Regel keine Miete zahlen dürften und keinen eigenen Haushalt haben, für die also Etat gleich Taschengeld ist. Eine Aufsplitterung in Elternwohner und diejenigen, die ein eigenes Zimmer oder eine eigene Wohnung haben, erfolgt in dem Teil der Untersuchung, die die Abhängigkeiten der finanziellen Situation untersucht (Punkt: B II 3). Aus Tabelle 32 geht allerdings eindeutig hervor, daß der monatliche Etat der Studenten in den meisten Fällen unter dem Bedarf liegt.

Der Vergleich mit der Untersuchung von 1972 sieht folgendermaßen aus:

	Kontrolldaten '72		Sozialumfrage '78		24
	abs.	v.H.	abs.	v.H.	
unter 250 DM	2111	11,8	595	5,7	
250 bis 299 DM	2420	13,5	461	4,4	
300 bis 349 DM	2447	13,7	544	5,2	
350 bis 399 DM	3793	21,2	636	6,1	
400 bis 449 DM	2747	15,4	930	8,9	
450 bis 499 DM	1851	10,4	1312	12,5	
500 bis 599 DM	928	5,2	2678	25,5	
600 bis 699 DM	393	2,2	1463	13,9	
700 und mehr	1173	6,6	1889	18,0	
	17863	100,0	10508	100,0	

Arithmetisches Mittel:

Sozialumfrage 1978: 545,50 DM

Sozialumfrage 1972: 401,55 DM

Bei der Berechnung des arithmetischen Mittels wurde für die untere Randklasse eine Klassenmitte von 225 DM und für die obere Randklasse eine solche von 850 DM angenommen.

Das durchschnittliche monatliche Budget ist also von 1972 bis 1978 um etwa 140 DM gestiegen. Prozentual eine Steigerung von 35,8% in sechs Jahren.

3.4. Probleme mit dem Zahlungsanteil der Eltern

9194 Befragte beantworteten diese Frage, von denen gaben 82,4% an, sie hätten keine Probleme mit den Zahlungen der Eltern. 17,6% haben demnach Schwierigkeiten mit der Zahlung des Elternanteils und zwar geben allein 9,4% an, daß ihre Eltern nicht in der Lage seien, den monatlichen Zahlungsanteil zu leisten. Bei 2,9% ist die Zahlung an bestimmte Verpflichtungen gebunden, bei 1,9% zahlen die Eltern unregelmäßig und 2,6% bekommen den Zahlungsanteil nicht, da die Eltern die Zahlung verweigern. 0,8% geben 'Sonstige Gründe' an. (Tabelle 33)

Die Tatsache, daß bei 9,4% der Studierenden die Eltern nicht in der Lage sind, den fehlenden Beitrag zum BAFÖG bzw. den finanziellen Gesamtbedarf zu zahlen, zeigt wiederum, daß die öffentlichen Zahlungen durch das BAFÖG nicht ausreichen und unterstreicht die Forderung nach regelmäßiger Erhöhung und Angleichung des Elternfreibetrages sowie die Heraufsetzung des BAFÖG-Höchstsatzes in Anlehnung an die jährlichen Lohnerhöhungen.

3.5. Monatliche Ausgaben

3.5.1. Für Wohnen

Der Frage nach den monatlichen Ausgaben für das Wohnen liegen die gleichen Informationen zugrunde wie dies bei Frage 15 (Höhe der Miete einschl. NK Tab. 15) der Fall war.

Die Frage nach den monatlichen Ausgaben sollte darüberhinaus Aufschluß geben, wie die finanziellen Mittel von den Studenten verteilt werden bzw. verteilt werden müssen.

Zunächst einmal sei aber festgehalten, daß der größte Anteil von durchschnittlich 240 DM monatlich auf den Bereich 'Wohnen' entfällt (Tabelle 34a).

3.5.2. Für Fahrtkosten

8791 Befragte haben Angaben zu dieser Frage gemacht, wobei hierbei auch die Ausgaben für Fahrten von und zum Heimatort eingeschlossen sind. Die Hälfte der Befragten (50,8%) bezahlt monatlich durchweg bis zu 69 DM an Fahrtkosten, 12,3% der Befragten zahlen zwischen 70 und 99 DM und 22,4% zahlen zwischen 100 und 149 DM. Über 150 DM liegen die Fahrtkosten bei 14,5%. Demnach liegt die durchschnittliche Ausgabe für Fahrtkosten bei monatlich 85,58 DM (Berechnet nach Klassenmitten, ober Randklasse: 200 DM). (Tabelle 34b)

3.5.3. Für Essen und Trinken

Von den 9571 Beantwortern dieser Fragen, geben circa die Hälfte an (56,9%), bis zu 199 DM monatlich für diesen Posten auszugeben. 150 bis 199 DM geben 23,7% aus, 200 bis 299 DM beträgt der Betrag monatlich bei 31,7% und über 300 DM geben 11,3% monat-

lich für Essen und Trinken aus. Ein Durchschnitt also von 190,16 DM (Berechnet nach Klassenmitten, obere Randklasse 350 DM).(Tabelle 34c) Wobei man berücksichtigen muß, daß dieser Betrag eher zu niedrig ist, da hier auch die Elternwohner enthalten sind, die möglicherweise zum größten Teil nur sehr geringe Ausgaben haben für Essen und Trinken.

3.5.4. Für Lehrmittel und Gebühren

Die Frage nach den monatlichen Ausgaben für Lehrmittel und Gebühren beantworteten insgesamt 9441 Studierende. Von ihnen geben 30,2% bis 49 DM monatlich für diesen Posten aus, 50 bis 99 DM geben 46,1% hierfür aus. Immerhin noch 7,9% liegen hier über 100 DM. Da diese Werte für den Einzelnen von Monat zu Monat stark schwanken können, bzw. der Beantworter des Fragebogens im Moment des Beantwortens nicht exakt weiß, was er für Lehrmittel und Gebühren benötigt, ist anzunehmen, daß die angegebenen Werte nur grobe Schätzungen sind. Allerdings kann davon ausgegangen werden, daß die Auswertung dieser Frage einen ungefähren Überblick darüber gibt, wie hoch die Angaben für Lehrmittel und Gebühren durchschnittlich etwa sind, und welchen Stellenwert sie einnehmen im Verhältnis gesehen zu den anderen Etatposten.

Im Durchschnitt geben die Studierenden 67,84 DM (Berechnet nach Klassenmitten, obere Randklasse 175 DM) monatlich für Lehrmittel und Gebühren aus.(Tabelle 34d)

3.5.5. Für Kleidung

Wieviel Geld monatlich für Kleidung ausgegeben wird, ist ebenso wenig genau zu sagen und kann ähnlichen Schwankungen unterliegen wie die Höhe des Betrags für Lehrmittel und Gebühren, dennoch gilt

auch hier, daß es möglich ist anhand dieser Schätzungen von 8357 Befragten einen Überblick über diesen Bereich zu gewinnen.

Bis 50 DM monatlich geben demnach 35,5% der Studenten für Kleidung aus. 47,1% gaben an, hierfür zwischen 50 und 99 DM zu benötigen, über 100 DM liegen nur noch 17,4%. Als Durchschnittswert ergibt sich ein monatlicher Betrag für Kleidung von 60,25 DM (Berechnet nach Klassenmitten, obere Randklasse 750 DM). (Tabelle 34e)

3.5.6. Für Sonstiges

Hierfür wird von etwa der Hälfte (58,4%) der Beantworter (8349) bis zu 99 DM ausgegeben. Zwischen 100 und 199 DM liegen 32,4%. 200 DM und mehr wird nur noch von 9,3% für diesen Posten veranschlagt. Durchschnittlich werden demnach 101,87 DM (Berechnet nach Klassenmitten, obere Randklasse 350 DM) für sonstiges ausgegeben. (Tabelle 34f)

3.5.7. Zusammenstellung der Durchschnittswerte

Durchschnittswerte der Ausgaben pro Monat:

	abs. (DM)	v.H.
für Wohnen	240,00	32,2
für Fahrtkosten	85,58	11,5
für Essen und Trinken	190,16	25,5
für Lehrmittel u. Gebühren	67,84	9,1
für Kleidung	60,25	8,1
für Sonstiges	<u>101,87</u>	<u>13,7</u>
Summe	745,70	100,0

Da davon ausgegangen wird, daß die finanziellen Mittel der Studierenden in der Regel nicht ausreichen, um alle Bedürfnisse zu befriedigen und daher zumindest in einem Lebensbereich Abstriche von be-

rechtigten Bedürfnissen gemacht werden müssen und da weiterhin davon ausgegangen wird, daß diese Abstriche von den Studierenden in unterschiedlichen Bereichen gemacht werden, ist von der Addition der Durchschnittswerte für die verschiedenen Bereiche ein Hinweis auf den finanziellen Bedarf zu erwarten. Da die Summe der Durchschnittswerte der einzelnen Ausgabenbereiche die errechnete durchschnittliche Etathöhe von monatlich 545,40 DM (vgl. Pkt. 3.3.) um 200,30 DM übersteigt, kann davon ausgegangen werden, daß der monatliche Bedarf etwa bei 750 DM liegt (bezogen auf SS 78). Ebenso kann aber auch davon ausgegangen werden, daß die Angaben von den Beantwortern nur sehr grob geschätzt wurden und von daher die Zahlen nur einen ungefähren Hinweis auf die Verteilung der finanziellen Mittel geben. Im übrigen ist eine gewisse Ungenauigkeit aufgrund der Durchschnittsberechnung nach Klassenmitten zu erwarten.

4. BAFÖG

Insgesamt gaben 4106 Befragte an, das sind 37,9% aller Befragten, FAFÖG-Empfänger zu sein. Wenn gleich von 14 Befragten (0,37%) Angaben vorliegen, die z.B. hinsichtlich der BAFÖG-Höhe nicht stimmen können; allerdings wird das Gesamtbild hierdurch nicht beeinträchtigt, obgleich diese Tatsache in Mittelwertberechnungen beachtet werden muß.

4.1. Höhe des monatlichen BAFÖG-Betrags

Etwa ein Viertel der BAFÖG-Empfänger (22,7%) bekommen monatlich bis 349 DM, ein weiteres Viertel (28,5%) liegt zwischen 350 und 499 DM. 500 bis 599 DM ist die Förderungshöhe bei weiteren 36,8%. 12,1% bekommen 600 DM und mehr. 3777 Studierende beantworteten diese Frage.

Der Durchschnittswert liegt bei 457 DM (Tabelle 35). Verglichen mit dem durchschnittlichen monatlichen Etat ergibt sich, daß der BAFÖG-Mittelwert 88,50 DM unter dem durchschnittlichen monatlichen Etat liegt. Hieraus ist zu entnehmen, daß die durchschnittliche Höhe der BAFÖG-Förderung um 90 DM niedriger liegt als der durchschnittliche Etat aller erfaßten Studenten. Die durchschnittliche Höhe der BAFÖG-Zahlungen liegt um 143 DM unter dem BAFÖG-Höchstsatz von 600 DM.

4.2. Probleme mit dem BAFÖG-Amt

Die Bearbeitung der BAFÖG-Anträge bzw. auch das Stellen eines BAFÖG-Antrags scheint relativ problematisch zu sein, denn von den 5396 Beantwortern dieser Frage (1290 mehr als überhaupt BAFÖG bekommen) geben 80,2% (4327) an, Probleme mit dem Amt für Ausbildungsförderung zu haben.

Diese Angaben wurden, obwohl sie auf den ersten Blick unwahrscheinlich erscheinen, ausgewertet, da in diesen Zahlen möglicherweise Studenten enthalten sind, deren Antrag auf BAFÖG abgelehnt wurde bzw. die zum Zeitpunkt der Erhebung kein BAFÖG mehr bekamen, dennoch aber Angaben über die Probleme mit dem BAFÖG-Amt machen konnten, da sich die Angaben laut Fragebogen auf die letzten fünf Semester beziehen sollten.

Am meisten wird die lange Bearbeitungszeit von der Antragstellung bis zur ersten Auszahlung bemängelt. Die Antwortkategorie "Bearbeitung verschleppt, mit Zahlungsverzögerung" kreuzten 34,1% der Beantworter an, bei immerhin 11,3% waren schon einmal die Akten verlorengegangen. Eine falsche Auskunft bekamen 11,5% und falsch bearbeitet wurden die Anträge bei 9,9%. Probleme mit dem BAFÖG-Amt hatten 5,7% durch eigenes Verschulden (Antrag unvollständig eingereicht, Fristen überschritten). Zahlungsunterbrechungen waren

bei 2,8% der Fall und sonstige Probleme hatten 4,9%. Keine Probleme in dieser Hinsicht hatten lediglich 19,8%. (Tabelle 36)

4.3. Zahlungsverzögerungen durch das BAFÖG-Amt

Insgesamt wurde diese Frage von 5073 BAFÖG- oder ehemaligen BAFÖG-Empfängern beantwortet. Bezeichnend für die Situation bei der Bearbeitung der BAFÖG-Anträge ist, daß lediglich 19,1% der Beantworter (abs. 968) angaben, daß es bei ihnen noch nicht zu Zahlungsverzögerungen gekommen sei. Über ein Fünftel der Beantworter (21,8%) gaben an, bis zu drei Monaten auf die BAFÖG-Auszahlungen gewartet zu haben. Ein Drittel (33,0%) mußte bis zu sechs Monaten ohne die finanziellen Zuwendungen des BAFÖG leben und immerhin noch 14,5% beklagten eine Zahlungsverzögerung von mehr als sechs Monaten bis zu neun Monaten. 11,7% warteten länger als neun Monate auf die Auszahlung ihres Geldes durch das BAFÖG-Amt. Es wird hier deutlich, daß neben dem Problem der nichtbedarfsdeckenden Förderung durch das BAFÖG (zu niedriger BAFÖG-Höchstsatz, zu niedriger Elternfreibetrag sowie Nichtanpassung an steigende Lebenshaltungskosten und Nichtanpassung des Elternfreibetrages an die gestiegenen Löhne und Gehälter der Eltern), es bei dieser staatlichen Förderung bei den meisten BAFÖG-Empfängern zu teilweise erheblichen finanziellen Engpässen durch verspätete Zahlungen kommen kann, die dann entweder zu Werksarbeit oder zu einer erhöhten finanziellen Belastung der Eltern führen und nebenbei noch den öffentlichen Kassen erhebliche Zinsgewinne bringen.

Im Durchschnitt warteten die BAFÖG-Empfänger 4,4 Monate nach Beginn der Förderungsdauer auf ihre finanziellen Zuwendungen (berechnet nach Klassenmitten, untere Randklasse 1,5 Monate, obere Randklasse 17,5 Monate). (Tabelle 37)

4.3.1. Folgen der Zahlungsverzögerung

Die Frage nach den Folgen der Zahlungsverzögerung wurde von 4742 Befragten beantwortet, 637 Befragten mehr als überhauptangaben, daß es bei ihnen Zahlungsverzögerungen gab. Es ist anzunehmen, daß diese Beantworter angeben, sie hätten keine Folgen durch die Zahlungsverzögerung gehabt. Man kann demnach davon ausgehen, daß die Zahlungsverzögerungen zumindest für 3121 Befragte Folgen hatte, das sind 76% derjenigen 4105 Befragten, die Zahlungsverzögerungen beim Amt für Ausbildungsförderung angaben.

Die Tabelle 38 wurde neu berechnet, indem die Antwortkategorie "keine" ausgespart wurde, weil diese Kategorie auch von Befragten beantwortet wurde, die keine Zahlungsverzögerungen angegeben hatten. Es ergibt sich somit (Tabelle 38a), daß in der Situation der Zahlungsverzögerung durch das BAFÖG 56,9% derjenigen, die angaben, daß diese Verzögerung Folgen hatte, Geld von ihren Eltern bekamen. Geld von anderen Personen liehen sich 14,1% dieser Gruppe. 7,5% nahmen eine Kredit auf, 6,7% arbeiteten ohne daß dieses einen Einfluß auf das Studium gehabt hätte und 8,4% gaben an, daß sie eine Tätigkeit aufnehmen mußten, die mit einer Einschränkung für das Studium verbunden war. Insgesamt 0,8% mußten ihr Studium aufgrund der Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit infolge der Zahlungsverzögerung durch das BAFÖG-Amt oder aus sonstigen Gründen unterbrechen.

Eine Abschlagzahlung vom BAFÖG-Amt erhielten 5,6% der Befragten, die Folgen der Zahlungsverzögerung angaben.

Neuberechnung der Tabelle 38, diejenigen Befragten, die in Tabelle 38 die Antwortkategorie "keine" ankreuzten werden aus der Berechnung herausgenommen.

Tabelle 38a:

F.34b: Folgen der Zahlungsverzögerungen

Category Label	Code	Absolute Freq.	Relative Freq.	Adjusted Freq.	Cum Freq.
Geld von Eltern	1.	1775	16,3	56,9	56,9
Geld v. anderen	2.	440	4,1	14,1	71,0
Kredit	3.	234	2,2	7,5	78,5
Arbeit o. Einfl.	4.	209	1,9	6,7	85,2
Arbeit mit Einschr.	5.	262	2,4	8,4	93,6
Studium unterbr.	6.	19	0,2	0,6	94,2
Sonst.Gründe	7.	8	0,1	0,2	94,4
Abschlagsz.	8.	174	1,6	5,6	100,0
	0.	<u>7719</u>	<u>71,2</u>	<u>missing</u>	100,0
Total		10840	100,0	100,0	

Valid Cases : 3121

Missing Cases: 7719

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Zahlungsverzögerung durch das BAFÖG-Amt bei 76% der Betroffenen Folgen hatte, wobei sich die überwiegende Mehrheit von den Eltern Geld für die Überbrückungszeit leihen konnte (56,9%) oder 14,1% lieh sich Geld von anderen Personen, während die Folgen nur sehr selten so gravierend waren, daß das Studium unterbrochen werden mußte.

4.4. Veränderung des BAFÖG-Satzes nach dem letzten Wiederholungsantrag

Diese Frage wurde ebenfalls von mehr Personen beantwortet als überhaupt Angaben, BAFÖG-Bezieher zu sein. Die Frage nach dem monatlichen BAFÖG-Satz wurde von 3777 (Tabelle 35) Studenten beantwortet. Dagegen wurde die Frage nach der Veränderung jenes Satzes von 3883 Studierenden beantwortet. Dies ergibt eine Differenz in der Beantwortung beider Fragen von 106 Personen. Es wird nun davon ausgegangen, daß jene überzähligen Personen die Antwortkategorie "nein" ankreuzten

Nimmt man diese Fälle aus der Auswertung heraus, ergeben sich allerdings nur geringfügige Prozentverschiebungen. Man kann davon ausgehen, daß sich bei etwa 40% (41,9%) der BAFÖG-Satz nicht geändert hat. Bei etwa einem Viertel der Beantworter (25,5%) ergaben sich geringfügige Veränderungen, 16,1% bekamen bis 50 DM mehr und 9,4% bekamen bis 50 DM weniger. Zieht man die übrigen Antwortkategorien zusammen, so ergibt sich, daß 17,5% über 50 DM mehr und 15,1% über 50 DM weniger bekamen nach dem letzten Wiederholungsantrag. (Tabelle 39)

Anders formuliert: Wirklich mehr BAFÖG bekamen (50 DM und mehr) hiernach nur 17,5%, während alle übrigen den gleichen Betrag oder weniger erhielten bzw. der Förderungsbetrag nur um weniger als 50 DM heraufgesetzt wurde. Man kann demnach davon ausgehen, daß bei Betrachtung der Preissteigerung den meisten BAFÖG-Empfängern real weniger Geld zur Verfügung steht; die Bewilligungs- und Berechnungskriterien müssen den steigenden Lebenshaltungskosten angepaßt werden.

4.5. Förderungshöchstdauer

Ein weiteres Problemfeld des BAFÖG ist die Förderungsdauer, die bei anderen Förderungsarten wie z.B. bei der Elternförderung nicht oder zumindest nicht theoretisch besteht. Die Förderungshöchstdauer ist demnach ein Faktor, der zur Benachteiligung von Studierenden, deren Eltern finanziell schwächer sind, beiträgt. Die Sozialumfrage ergab, daß von den BAFÖG- und ehemaligen BAFÖG-Empfängern (Beantworter 5183), lediglich 28,6% die Förderungsdauer einhielten (21,9%) bzw. unterschritten (6,7%). Ein Semester werden voraussichtlich 22,8% die Förderungshöchstdauer des BAFÖG überschreiten und 28,7% überschreiten sie voraussichtlich um zwei Semester. Drei Semester mehr benötigen voraussichtlich 9,9% und vier Semester mehr werden es aller Wahrscheinlichkeit nach bei 5,2% sein. Um fünf

Semester und mehr wird die Höchstförderungsdauer voraussichtlich von 4,8% überschritten. (Tabelle 40)

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß 28,6% die Förderungsdauer einhalten bzw. unterschreiten, 51,5% überschreiten die Höchstförderungsdauer um ein bis zwei Semester und um drei und mehr Semester wird sie bei immerhin noch 19,9% überschritten.

Bei der Auswertung dieser Frage wird deutlich, daß die zeitlichen Beschränkungen der BAFÖG-Zahlungen den inhaltlichen Anforderungen eines Studiums nicht gerecht wird. Die alleinige Orientierung der Höchstförderungsdauer an den Mindestsemesterzahlen für die erstmögliche Abschlußprüfung verkennt völlig die Situation der Studenten in den einzelnen Fächern. Es scheint völlig unüblich zu sein, das Studium direkt nach Ablauf dieser Mindestsemesterzahl zu beenden, aus dieser Sicht sollte die Höchstförderungsdauer zumindest daran orientiert werden, wann in den einzelnen Fächern im Regelfall abgeschlossen wird. Weiterhin werden bei der Höchstförderungsdauer die individuellen Studienverhältnisse des Einzelnen nicht berücksichtigt wie z.B. die Versorgung eines Kindes, besondere Schwierigkeiten mit dem Studium eines Faches, familiäre Schwierigkeiten etc. Man kann nicht für das erfolgreiche Absolvieren des Studiums eines bestimmten Faches für jeden Studenten die gleiche Semesterzahl anlegen. Das Resultat der bisherigen Praxis ist demnach: die meisten BAFÖG-Empfänger haben mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen und zwar meist ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, zu dem es ihnen zeitlich am allerwenigsten möglich ist, den Lebensunterhalt durch eigene Erwerbstätigkeit zu sichern, nämlich am Ende des Studiums, zur Zeit des Examens.

Zu fordern wäre also eine globale, großzügige Ausdehnung der Höchstförderungsdauer oder aber eine stärkere Berücksichtigung der individuellen, sowohl

vom fachlichen als auch von der sozialen Situation bestimmten Studienverhältnisse, wenngleich die letzte Möglichkeit nicht die Lösung der Probleme mit der Höchstförderungsdauer bedeutete, sondern lediglich deren Milderung. An dieser Komponente (des BAFÖG zeigt sich wiederum sehr deutlich, daß die öffentliche Förderung nicht dazu angetan ist und wohl auch nicht so konzipiert wurde, Chancengleichheit wirklich zu mildern. Diese Art der Förderung führt zwar dazu, daß es mehr Kindern sozial schwacher Eltern vergönnt ist, ein Studium zu beginnen, jedoch ihre organisatorische Beschaffenheit sorgt gleichsam für die Erschwerung des Studiums durch finanziellen Druck.

5. Angaben zur Ernährung

Die Frage nach der studentischen Ernährung hat ihren Stellenwert vor allem vor dem Hintergrund der finanziellen Situation der Studenten und ist im Hinblick auf Studienzufriedenheit nicht ohne Belang.

5.1. "Wo essen Sie zu Mittag?"

Diese Frage wurde nur von 198 Studenten (1,8% der 10840 Befragten) nicht beantwortet. Es ergab sich, daß von den verbliebenen 10642 Beantwortern dieser Frage etwa ein Drittel (32,8%) während der Vorlesungszeit überwiegend in der Mensa ißt, 2,5% in einem Erfrischungsraum und 4,8% in der Uni-Kantine. D.h. also, 40,1% essen vorwiegend in universitären Einrichtungen (Mensa o.ä.) zu Mittag. 32,0% dagegen essen vorwiegend zu Hause (5,4% bei den Eltern, 13,8% mit dem (Ehe)Partner, 12,8% allein). Gaststätten werden zum Mittagessen nur von 1,3% der Studierenden aufgesucht, abwechselnd an verschiedenen Orten essen 14,7%. Mehr als jeder neunte Student (11,9%) allerdings bekommt nur selten oder überhaupt kein Mittagessen. (Tabelle 41)

5.2. "Wie oft essen Sie in der Mensa?"

Diese Frage wurde ebenfalls von über 98% der Befragten beantwortet (absolut: 10651). Ihre Auswertung ergab, daß 30,1% der Studierenden die Mensa nie zum Essen aufsuchen und 29,2% dieses nur einmal wöchentlich oder noch seltener tun. Fast täglich dagegen gehen 21,8% in die Mensa und 18,8% essen zwei bis drei Mal wöchentlich dort. (Tabelle 42)

Man kann also davon ausgehen, daß lediglich 21,8% die Mensa bevorzugen, während zusammengenommen 59,3% die Mensa nie oder selten besuchen. Die Institution Mensa, ausschließlich für Studenten geschaffen, die eigentlich auf die Ernährungsbedürfnisse der Studenten zugeschnitten sein sollte, wird also von immerhin fast 60% der Studenten weitgehend gemieden.

5.3. "Wie beurteilen Sie das Essen in der Mensa?"

Ein Urteil über das Mensaessen erlauben sich immerhin 9433 (87,0%), demnach haben also auch Befragte, die nie die Mensa besuchen, die Verhältnisse dort schon einmal kennengelernt. Fast ein Drittel (29,4%) der Beantworter dieser Frage beurteilen das Mensaessen als "schlecht" oder "überwiegend schlecht", während es 10,1% "sehr gut" bis "gut" schmeckt. Der Großteil (60,5%) der Beantworter beurteilt die Qualität des Mensaessens als "mittelmäßig". (Tabelle 43)

Ein Grund dafür, daß die Mensa weitgehend gemieden wird, könnte also in der mangelnden Qualität des Essens liegen.

6. Berufliche Ausbildung und Tätigkeit der Eltern

Die Auswertung dieser Fragen (Fragen 40 bis 43 des Fragebogens) sollte Auskunft geben über die sozialen Schichten, aus denen die Studenten heute kommen, und sie sollte eine Antwort geben auf die

Frage, ob auch heute noch universitäre Bildung ein Privileg des Bürgertums ist sowie, ob sich die Stellung der Arbeiterkinder im universitären Bildungswesen verbessert hat.

6.1. Ausbildung des Vaters

Auskunft über die berufliche Ausbildung des Vaters gaben 10590 Befragte, das sind 97,7% der Gesamtstichprobe. Bei nur 6% der Studierenden hat der Vater keine berufliche Ausbildung bzw. ist ohne Lehrabschluß. Etwa ein Drittel (32,1%) gibt an, der Vater habe einen Lehr- oder einen gleichwertigen Abschluß, während 26,1% eine Meisterprüfung haben, Techniker sind oder einen sonstigen Fachschulabschluß besitzen. Immerhin etwa ein Viertel (24,2%) der Studierenden hat Väter, die einen Hochschulabschluß haben. 'Sonstiges' kreuzten 9,7% der Befragten an und nicht bekannt war die berufliche Ausbildung des Vaters 1,9% der befragten Studenten. (Tabelle 44)

6.2. Augenblickliche Tätigkeit des Vaters

Besser als die berufliche Ausbildung des Vaters verdeutlicht die augenblickliche Tätigkeit des Vaters, aus welchen Schichten die Studenten kommen. Auf die Frage nach der augenblicklichen beruflichen Tätigkeit bzw. der zuletzt ausgeübten beruflichen Tätigkeit des Vaters gaben 21,4% derjenigen, die diese Frage beantworteten "Freie Berufe" an. 16,9% der Väter sind oder waren "leitende Angestellte", 15,5% "übrige Angestellte" und 14,3% "höhere Beamte". "Übrige Beamte" werden immerhin noch von 9,1% genannt. Man kann also sagen, daß rund drei Viertel (77,2%) aller Studenten Mittel- oder Oberschichtskinder sind, wobei allein 42,6% Kinder von leitenden Angestellten, höheren Beamten oder Freiberuflern sind. Nur 17,2% dagegen gaben "Facharbeiter",

"ungelernter, angelernter oder landwirtschaftlicher Arbeiter" und "selbständiger Landwirt" an (nur Facharbeiter und ungelernte, angelernte Arbeiter : 12,5%). (Tabelle 45)

Dies zeigt eine deutliche Unterrepräsentanz der unteren Sozialschichten innerhalb der Studentenschaft, gemessen an der allgemeinen Schichtenverteilung. Zum Vergleich die entsprechenden Daten für die Gesamtbevölkerung:

Privathaushalte nach Beteiligung am Erwerbsleben und Stellung im Beruf des Haushaltsvorstandes. (Ein- und Mehrpersonenhaushalte zusammengefaßt): ²⁵

	<u>absolut x 1000</u>	<u>v.H.</u>
Erwerbstätige	15067	62,2%
Nicht Erwerbstätige (dar. Rentner u. dgl.)	9155 (8511)	37,8% 35,1%
	24222	100,0
Selbständige und mithelfende Familien- angehörige	1973	13,1
Beamte	1501	10,0
Angestellte	5041	33,5
Arbeiter	6552	43,5
	15067	100,0
Grundgesamtheit Erwerbstätige und Nicht-Erwerbstätige:		
Selbständige und mithelfende Familien- angehörige	1973	8,1
Beamte	1501	6,2
Angestellte	5041	20,8
Arbeiter	6552	27,1
Rentner u. Nicht- erwerbstätige	9155	37,8
	24222	100,0

Die These, daß die Universität dem Mittelstand und der Oberschicht vorbehalten bleibt, hat sich also bestätigt, wenngleich man feststellen muß, daß zumindest im Vergleich mit der 8. Sozialerhebung des deutschen Studentenwerks von Gerhard Kath aus dem Jahre 1976 (Sommersemester) die Zahlen stagnieren. Kath stellte 13,1% Arbeiterkinder an allen westdeutschen Universitäten fest²⁶. Das zahlenmäßige Verhältnis von Arbeiterkindern zu Mittel- und Oberschichtskindern hat sich nicht geändert. Seit der Mitte der 60er Jahre allerdings hat sich der Prozentsatz der studierenden Arbeiterkinder deutlich erhöht. W. Nitsch stellt in seinem Beitrag in 'Gesellschaft und Erziehung', der 1967 erschienen ist, fest, daß zwar 50% aller Westdeutschen in Arbeiterfamilien leben, aber nur 5% der Studenten Arbeiterkinder sind²⁷.

6.3. Berufliche Ausbildung der Mutter

Bei der Auswertung dieser Frage ergab sich eine völlig andere Verteilung als bei den Vätern, was nebenbei die Benachteiligung der Frau in unserer Gesellschaft widerspiegelt, allerdings kaum Rückschlüsse auf die Schicht zuläßt, aus der die Studenten stammen. Die meisten Studenten (40,5%) haben Mütter, die eine abgeschlossene Lehre oder einen ähnlichen Abschluß haben. Die zweitgrößte Gruppe mit 23,7% allerdings hat Mütter, die überhaupt keine Ausbildung haben. 8,8% der Beantworter dieser Frage gaben an, daß ihre Mutter einen Hochschulabschluß habe, eine Zahl, die deutlich unter der der Väter liegt. (Tabelle 46) Die Tatsache, daß so viel mehr Väter als Mütter einen Hochschulabschluß haben, weist jedenfalls zunächst einmal auf eine Frauenfeindlichkeit an der Universität und eine erhebliche Benachteiligung der Frau in früheren Jahren hin. Wie die Situation der Frau an der Universität heute zu bewerten ist, wird noch untersucht werden.

6.4. Erwerbstätigkeit der Mutter

Diejenigen Studenten, die diese Frage beantworteten, gaben zu 68,9% an, daß ihre Mutter Hausfrau, also nicht erwerbstätig sei. 12,8% gaben an, ihre Mutter sei ganztags erwerbstätig. (Tabelle 47)

Was die Erwerbstätigkeit der Frauen und Mütter in der Gesamtbevölkerung angeht, so zeigt sich, daß dort der Anteil der nicht erwerbstätigen Frauen niedriger liegt. In der Gesamtbevölkerung sind 62,8% der Frauen und Mütter im Alter von über 15 Jahren nicht erwerbstätig, 37,2% sind erwerbstätig (die Art der Erwerbstätigkeit ist nicht näher bezeichnet)²⁸.

7. Berufstätigkeit vor dem Studium

Einen weiteren Aufschluß über die Struktur der Studentenschaft, mit welchen beruflichen Erfahrungen und mit welchem zeitlichen Abstand zur Hochschulreife sie ihr Studium begannen, sollen die Auswertungen der folgenden Fragen bringen.

7.1. Berufliche Tätigkeit vor dem Studium (außer Ferienjobs)

Beantwortet wurde diese Frage von 98,1% (absolut: 10631) der Befragten mit folgendem Ergebnis: Die meisten Studierenden (56,5%) gaben an, sofort nach dem Abitur mit dem Studium begonnen zu haben, 22,0% absolvierten vorher ihre Bundeswehrzeit, 3,3% ihren Ersatzdienst. Beruflich tätig waren vor dem Beginn des Studiums 11,2% der Studierenden.* 3,9% kaufmännische Lehre, 2,7% handwerkliche Lehre, 1,0% Verwaltungslehre). Eine von den Antwortkategorien nicht erfaßte "sonstige Tätigkeit" wurde von 7,0% der Befragten angegeben (Tabelle 48)

* 3,6% ohne abgeschlossene Ausbildung,

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, daß 81,8% der Befragten ihr Studium sofort nach dem Abitur oder nach Beendigung der Bundeswehr- bzw. Ersatzdienstzeit aufnehmen, während die restlichen 18,2% vor dem Studium eine berufliche Ausbildung oder/und eine berufliche Tätigkeit ausübten.

7.2. Zeitspanne zwischen Abitur bzw. Hochschulreife und Studienbeginn

Innerhalb von drei Monaten nach Erlangung der Hochschulreife konnten nur 37,9% der Befragten ihr Studium beginnen, 4 bis 12 Monate dauerte es bei 30,2%. Ein bis zwei Jahre betrug die Zeitspanne bei immerhin noch 23,4% der Befragten, hier wird sich wohl größtenteils die Bundeswehr- oder Ersatzdienstzeit niederschlagen. Länger als zwei Jahre nach der Hochschulreife warteten bzw. mußten 8,4% der befragten Studenten warten. (Tabelle 49) 68,1% konnten demnach direkt nach dem Schulabschluß (binnen 12 Monaten) ihr Studium beginnen, während für 28,2% eine Zeitverzögerung von über einem Jahr bis zu drei Jahren eintrat, und bei 3,6% war diese Zeitspanne länger als drei Jahre.

8. Probleme zum Studienbeginn

Wichtig für die richtige Studienfachwahl und für den zügigen Beginn eines Studiums sind die Umstände und der Informationsstand vor und zu Beginn des Studiums. Eine falsche Studienfachwahl oder eine unzulängliche Studienberatung sind oftmals ausschlaggebend für ein unbefriedigendes und wenig erfolgreiches Studium. Zu diesem Problembereich erscheinen folgende Fragen sinnvoll:

8.1. Antrag auf Zulassung in einem NC-Fach

Von den 10554 (97,4%) Beantwortern dieser Frage hatten 57,7% schon einmal einen Antrag auf Zulassung in einem NC-Fach gestellt, während 42,3% ein Studienfach begonnen hatten, für das dieser Antrag nicht notwendig war (Tabelle 50).

8.2. Gründe für die Studienfachwahl

10438 (96,3%) Fragebögen konnten hierzu ausgewertet werden. 47,0%, der höchste Prozentsatz, gaben an, ihr jetziges Studienfach auf Grund starker persönlicher Neigung zum Fach gewählt zu haben. 13,9%, der zweithöchste Prozentsatz, gaben an, daß der Anreiz durch die Anforderungen des Fachs ausschlaggebend für die Studienfachwahl waren; gute Leistungen in den für das Studienfach relevanten Schulfächern bewog 9,4% dazu, daß entsprechende Studienfach zu wählen. 5,5% wollten mit ihrer Studienfachwahl der Kenntnis ihres eigenen Begabungsschwerpunktes Rechnung tragen, während 7,8% ihr Studienfach wählten, weil sie aufgrund von Zulassungsbeschränkungen keinen Studienplatz in ihrem gewünschten Fach erhielten. Die übrigen 16,3% verteilen sich wie folgt:

Günstige Studiendauer	1,0 %
Familientradition	2,2 %
Gute Studienbedingungen des Fachs	1,7 %
Gesellschaftliches Ansehen des Studiums	1,0 %
Gute spätere Verdienstchancen	1,9 %
Sichere Berufschancen	3,6 %
Vertrautheit mit dem entsprechenden Berufsbild	3,6 %
Möglichkeit der Einflußgewinnung im Beruf	1,0 %
Ergebnis eines psychologischen Eignungstests	0,3 %

(Tabelle 51)

Es stellt sich also heraus, daß die meisten Studenten (68,1%) ihre Studienfachentscheidung nach fachspezifischen Kriterien treffen, die sich in Form von "starke persönliche Neigung zum Fach", "Anreiz durch die fachlichen Anforderungen", "Kenntnis der eigenen Begabungsschwerpunkte" und "günstige Studienbedingungen des Fachs" äußern können. Kriterien, die nicht oder nur inhaltlich mit dem gewählten Fach zusammenhängen, wie "schulische Leistungen in für das gewählte Fach relevanten Schulfächern", "ZVS-Entscheidung", "günstige Studiendauer", "Familientradition", "gesellschaftliches Ansehen des Studiums", "gute spätere Verdienstmöglichkeiten", "sichere Berufschancen", "Vertrautheit mit dem entsprechenden Berufsbild", "Möglichkeiten der Einflußgewinnung im späteren Beruf" und "Ergebnis eines psychologischen Eignungstests" nahmen dagegen nur 31,9% der Befragten zum Anlaß, ihr Studienfach auszuwählen. Hierbei muß allerdings angemerkt werden, daß es nicht immer in vollem Umfang möglich ist, z.B. seine Begabungsschwerpunkte oder die fachlichen Anforderungen im Hinblick auf das Studienfach richtig einzuschätzen, wenngleich zu erwarten ist, daß bei Studenten, die ihr Studienfach aus fachspezifischen Gründen gewählt haben, die Studienmotivation größer ist als bei denjenigen, die aus Gründen, die nicht mit dem Inhaltlichen des Faches zusammenhängen, ihr Studienfach wählten. Es ist zwar möglich, daß ein Studierender seine Studienmotivation aus der Familientradition zieht, es besteht allerdings die Gefahr, besonders bei einem verhältnismäßig schwierigen Studium, daß bei diesem Studienfachwahlkriterium die Studienmotivation in Erfolgszwang umschlägt. Eine wichtige Aufgabe, auch bei der Erstellung von individuellen Kriterien zur Studienfachwahl, hat hier die Studienberatung, die schon frühzeitig, z.B. auf der Schule, mit hoher Intensität einsetzen sollte. Das Problem ist nicht gelöst durch einen

Berufsberater, der kurz vor dem Abitur etwa 30 Schülern für eine Schulstunde zur Verfügung steht und ebensowenig durch eine Beratung am Arbeitsamt, die nur als Zusatzinformation in Anspruch genommen werden sollte.

8.3. Informationen zu Beginn des Studiums

97,9% (absolut: 10612) der Gesamtstichprobe beantworteten diese Frage. Ergebnis war, daß nur 65,9% überhaupt Informationen vor dem Studium erhalten hatten. Über ein Drittel (34,1%) der Studierenden ging ohne Studienberatung ins Studium. (Tabelle 52)

Allein dieses Zahlenverhältnis zeigt bereits, daß es um die Studienberatung an der Universität schlecht bestellt ist, denn es besteht durchaus die Gefahr, daß aufgrund mangelnder Studienberatung ein falsches Studium begonnen wird bzw. einige Semester durch Desorientierung verloren gehen. Allerdings kann man bei den 65,9% der Befragten, die Informationen erhielten, nicht davon ausgehen, daß sie auch von diesen Informationen profitieren konnten, der Prozentsatz derjenigen, die gar nicht oder falsch informiert ein Studium beginnen, liegt also noch wesentlich höher.

8.4. "Haben Sie von diesen Informationen profitiert?"

Diese Frage wurde von 8636 Personen beantwortet, 1641 mehr als überhauptangaben, Informationen erhalten zu haben (vgl.: Tabelle 52 und 53). Es wird nun davon ausgegangen, daß die überzähligen Personen bei der Frage nach dem Profitieren von den Informationen mit "nein" antworteten. Die Gesamtzahl derjenigen, die diese Frage mit "nein" beantworteten, wird also um 1641 verringert. Aus dieser

Ausgangsposition wird die Tabelle 53 neu berechnet.

Neuberechnung der Tabelle 53

Tabelle 53 a:

F. 48b Profit durch Informationen

Category	Label	Code	Absolute Freq	Relative Freq.	Adjusted Freq.	Cum Freq.
ja		1.	3899	36,0	55,7	55,7
nein		2.	3096	28,5	44,3	100,0
		-1.	1755	16,2	missing	100,0
		0.	2090	19,3	missing	100,0
Total			10840	100,0	100,0	

Valid Cases: 6995

Missing Cases: 3845

Unter den genannten Voraussetzungen kommt man zu dem Ergebnis, daß von den 6995 Personen, die angaben, Studieninformationen zu Beginn des Studiums erhalten zu haben, lediglich 55,7% von diesen auch profitierten, während für 44,3% diese Informationen keinen Nutzen hatten. Bezieht man dieses auf die Gesamtzahl der Befragten, dies waren 10840 Studierende, so ergibt sich, daß nur 36,0%, ein gutes Drittel aller Studenten, in den Genuß einer fruchtbaren Studienberatung vor dem Studium oder zu dessen Beginn kamen, während etwa knapp zwei Drittel der Studenten völlig uninformiert waren oder falsche, unvollständige Informationen erhalten hatten.

Es bleibt also an dieser Stelle zu fordern, die Studienberatung attraktiver und intensiver zu gestalten, um den Studierenden einen besseren Start ins Studium zu verschaffen, und ihnen die Möglichkeit zu geben, sich ihr Studium sinnvoll aufzubauen.

Ein Ansatz dazu, wie eine sinnvolle Studienberatung konzipiert sein könnte, geht aus der Frage nach den Ansichten der Studenten über eine optimale Studienberatung hervor.

8.5. Studentische Meinungen über eine optimale Studienberatung

Insgesamt wurde diese Frage von 10411 Befragten (96,0%) beantwortet, hiervon hielten 24,2% "das persönliche Gespräch mit dem Dozenten" für die beste Möglichkeit der Studienberatung, 21,0% nannten "das persönliche Gespräch mit einem Fachvertreter" und 16,6% hielten "Arbeitsgruppen" für die optimale Möglichkeit, ein Studium zu beginnen. Dies waren die drei am häufigsten genannten Möglichkeiten einer optimalen Studienberatung. (Tabelle 54)

Die Antworten zeigen, daß einmal der Wunsch besteht, mit fachlich kompetenten Personen persönlich zu sprechen und zum anderen, daß viele Studenten die schwierige Situation zu Beginn des Studiums mit anderen Kommilitonen gemeinsam meistern wollen. Die Studienberatung in Arbeitsgruppen beinhaltet, daß an dem Problem der Studieneinführung und der Auseinandersetzung mit den Besonderheiten eines Faches kontinuierlich gearbeitet wird, während das persönliche Gespräch mit einem Dozenten oder Fachvertreter nur eine einmalige oder allenfalls eine punktuelle Information darstellt, die zwar eine Kompetenz sowohl hinsichtlich des Faches als auch hinsichtlich der Struktur der Hochschule garantiert, die aber dennoch für eine ausreichende Studienberatung und -einführung nicht ausreicht. Eine mögliche Lösung dieses Problems könnte in der Sequenz dieser beiden angesprochenen Beratungsmöglichkeiten liegen. Es bietet sich eine Form der Studienberatung und -einführung an, die das gemeinsame Erarbeiten der Vorbereitung auf das Studium wie die Möglichkeit,

eventuell auftretende Schwierigkeiten eines Einzelnen in der Arbeitsgruppe zu besprechen und so die Anonymität des Studienanfängers und seine Probleme abzubauen, garantiert, gleichzeitig aber auch die regelmäßige Betreuung durch einen Fachvertreter oder Dozenten, also eine fachliche Kompetenz, einschließt.

Wenn das Problem der Studienberatung und -einführung als grundsätzlich wichtig für den Ablauf eines Studiums und damit auch als relevant für die Studienmotivation anerkannt wird, sollte eine Neukonzeption der Studienberatung möglich sein. Sie sollte demnach auch einen höheren Stellenwert im Lehrplan der einzelnen Institute bekommen und zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Universität selbst bis hin zur Berufsfeldforschung führen.

Alle anderen, in den Antwortkategorien vorgesehenen Studienberatungsmöglichkeiten, wurden insgesamt nur von 38,2% der Befragten genannt. Am meisten genannt wurde hiervon mit 11,2% "das Info über das Fach und dessen Anforderungen", das ebenso wie die anderen Möglichkeiten ("das Info über allgemeine Fragen" (8,9%), "Tests" (3,0%), "Beratung in Beratungsstellen" (7,8%), "Einführungen in Arbeitstechniken" (5,5%) weder bei den Studenten sehr beliebt ist, noch die Anforderungen an eine sinnvolle und umfassende Studienberatung und -einführung erfüllen kann (Tabelle 54). Infos können lediglich als Begleit- oder Arbeitsmaterial für die Studienberatung und Arbeitsgemeinschaften zu Beginn des Studiums dienen, eine ausreichende Studienberatung wird mit ihnen kaum zu gewährleisten sein.

8.6. Möglichkeiten der Studienberatung durch Fachvertreter

Von den 10339 (95,4%) Beantwortern dieser Frage gaben über drei Viertel (77,6%) an, daß bei ihnen die Möglichkeit gegeben war, sich zur Beratung an Mitarbeiter der jeweiligen Institute zu wenden. 22,4% verneinten diese Frage. (Tabelle 55)

Es sollte die Möglichkeit der Beratung durch Mitarbeiter der Institute grundsätzlich gegeben sein, nicht nur bei gut drei Viertel der Studierenden. Zum anderen zeigt aber die Tatsache, daß zwar 8028 Befragte die Möglichkeit der Beratung durch Mitarbeiter hatten, aber nur 6995 (Tabelle 52) überhaupt Informationen zu Beginn ihres Studiums erhielten, daß die oben angesprochene Beratungsmöglichkeit offenbar nicht ausreichend genutzt wird. Möglicherweise ist gerade für Studienanfänger die Hemmschwelle zu groß, als daß sie sich mit ihren Sorgen und Problemen gleich an einen Mitarbeiter des Instituts wenden könnten.

Es wird also hier die Forderung nach Institutionalisierung der Studienberatung in Form von Arbeitsgruppen oder Seminaren mit fachlich kompetenter Betreuung und der Möglichkeit des Austauschs von Schwierigkeiten von studentischer Seite (da es sich bei Studienproblemen meist um studienspezifische und nicht um persönlichkeitspezifische Probleme handelt) unterstrichen.

8.7. Information über psychologische Beratungsstellen

Bei der Behandlung der Studienprobleme und -schwierigkeiten liegt die Frage nach den individuellen Lösungsmöglichkeiten nahe. Es ist daher interessant zu wissen, ob die Studenten wissen, daß es zur Lösung ihrer möglicherweise studienbedingten Probleme in Münster hierfür eingerichtete psychologische Beratungsstellen gibt. Von den 10624 (98,0%)

Beantwortern dieser Frage wußten 74%, daß es eine psychologische Beratungsstelle gibt. 3,4% dagegen meinten, es gäbe keine solche Beratungsstelle und 22,6% zweifelten, ob es diese Möglichkeit der Lösung psychischer Probleme gäbe. Es ergibt sich also, daß über ein Viertel (26,0%) der Studenten im Falle von psychischen Schwierigkeiten nicht weiß, daß man sich an ausschließlich auf Studienprobleme spezialisierte Beratungsstellen wenden kann. (Tabelle 56)

8.7.1. "Hätten Sie bei etwaigen persönlichen Schwierigkeiten eine solche Beratungsstelle aufgesucht?"

10533 Beantworter (97,2%) gaben auf jene Frage Antwort. Zwar wissen 76,0% (Tabelle 56), daß es für persönliche Schwierigkeiten eine solche Beratungsstelle gibt, dennoch scheinen sehr wenige bereit zu sein, sich an eine der psychologischen Beratungsstellen zu wenden. 77,2% stehen diesen Beratungsstellen eher skeptisch gegenüber, sie würden für sich von dieser Möglichkeit "nie" oder nur "selten" Gebrauch machen, während nur 2,9% den Beratungsstellen positiv gegenüberstehen und für sich die Möglichkeit sehen, bei eventuellen persönlichen Schwierigkeiten zu einer psychologischen Beratungsstelle zu gehen; sie kreuzten die Antwortkategorien "oft" und "ständig" an. 19,9% waren sich nicht sicher, wie sie im Falle von psychischen Problemen auf die Möglichkeit von entsprechenden Beratungsstellen reagieren würden; sie kreuzten die Antwortkategorie "manchmal" an. (Tabelle 57)

8.7.2. Schätzungen über die Zahl der Studenten, die eine psychologische Beratung nötig hätten.

Die Frage sollte Aufschluß geben darüber, wie die Studenten selbst ihre psychische Situation einschätzen. Leider wurde an dieser Stelle unterlassen, zu erfragen, wieviel Studenten in psychologischer Behandlung sind bzw. schon einmal waren.

Tabelle 58 zeigt, daß nach der studentischen Selbsteinschätzung durchschnittlich 36,29% (berechnet nach Klassenmitten) der Studenten psychische Probleme haben, die nur in einer hierfür eingerichteten Beratungsstelle gelöst werden können.

9. Wahl des Hochschulortes und Hochschulwechsel

9.1. "Welcher Grund war für die Wahl des Hochschulortes entscheidend?"

Diese Frage wurde von 10591 (97,7%) der Studierenden beantwortet. Von diesen gaben 42,4% an, daß die günstige geographische Lage sie zum Studium am Hochschulort Münster bewogen hätte. Der zweitgrößte Prozentsatz mit 13,5% gibt an, durch in Münster studierende Bekannte und Freunde zu einem dortigen Studium bewogen worden zu sein und 12,7% wurde der Studienplatz in Münster durch die ZVS zugewiesen. Die Tatsache, daß 13,7% der Befragten 'Sonstiges' ankreuzten, weist darauf hin, daß die Antwortmöglichkeiten im Fragebogen nicht ausreichten. Von relativ wenigen Befragten werden als Grund für Studienortwahl folgende Argumente angegeben: günstige Studienordnung (1,7%), günstige Arbeitsbedingungen (6,5%), finanzielle Überlegungen (4,4%) und Attraktivität der Fachvertreter (3,0%). (Tabelle 59)

Als Fazit ist zu ziehen, daß Münster wenig attraktiv ist hinsichtlich günstiger Studien- und Lebensbedingungen, sondern hauptsächlich hinsichtlich günstiger Lage.

9.2. "Haben Sie die Hochschule gewechselt?"

Von den 10621 (98,0%) Befragten gaben 77,7% an, die Hochschule noch nicht gewechselt zu haben, während immerhin 22,3% vorher schon einmal an einer oder mehreren anderen Hochschulen studiert hatten (Tabelle 60).

10. Studiendauer, Hauptfachwechsel

10.1. "Seit wieviel Semestern studieren Sie in Münster?"

Diese Frage wurde von 10589 (97,7%) Studenten beantwortet. Die Tabelle zeigt, daß die Studentenzahlen des jeweiligen Semesters erst ab dem 10. Semester deutlich zu sinken beginnen. Etwa nach dem 14. Semester haben die meisten Studenten die Hochschule verlassen. Immerhin noch 7,9% studieren länger als 14 Semester in Münster. (Arithmetisches Mittel: 7,311). (Tabelle 61)

10.2. "Wieviel Semester - einschließlich Examenszeit - werden Sie voraussichtlich noch studieren?"

94,9% aller Befragten beantworteten diese Frage. Jeweils etwa gleich viel Studenten (zwischen 10,4 und 12,8%) schätzten, daß sie voraussichtlich noch ein bis sechs Semester studieren würden, während 29,5% glaubten noch sieben Semester und länger studieren zu müssen. Im Durchschnitt werden die Befragten

nach eigener Einschätzung noch 5,2 Semester zu studieren haben. (Tabelle 62)

Berücksichtigt man die Ergebnisse der Frage nach dem Hochschulsemester (Punkt: I 1.6), so ergibt sich die durchschnittliche wahrscheinliche Studiendauer.

Arithmetisches Mittel: Hochschulsemester:	8,3
Arithmetisches Mittel: Noch zu studierende Semester:	5,2

Man kommt demnach zu dem Ergebnis, daß die durchschnittliche Studiendauer etwa 14 Semester beträgt. Hierin sind natürlich auch diejenigen Studenten enthalten, die ein Zweit- oder Drittstudium betreiben.

Verrechnet mit dem arithmetischen Mittel der Fachsemester (Punkt: I 1.7.) ist die Bestimmung der durchschnittlichen wahrscheinlichen Dauer eines Studiums möglich:

Arithmetisches Mittel: Fachsemester	7,5
Arithmetisches Mittel: Noch zu studierende Semester:	5,2

Unter der Voraussetzung, daß in der voraussichtlichen Semesterzahl (einschließlich der Examenszeit) nur die noch zu studierende Semesterzahl des zur Zeit der Befragung zu absolvierenden Studiums angegeben wurde, kann man von einer durchschnittlichen Studiendauer von etwa 13 Semestern ausgehen.

Diese Zahl dürfte von Interesse sein für die Bestimmung der Höchstförderungsdauer durch die öffentliche Studienförderung und bei der Betrachtung des Problems der Regelstudienzeit. Differenzierter dargestellt werden soll dieses Problem im Punkt B II 7., der die besondere Problematik der einzelnen Fachbereiche darstellt.

10.3. Probleme beim Hauptfachwechsel

Von den 9207 Beantwortern dieser Frage gaben 48,1% an, daß diese Frage für sie keine Relevanz habe, da sie kein Hauptfach gewechselt hätten. 43,0% gaben an, daß der Wechsel des Hauptfaches nichts an ihrer Studienfinanzierung geändert habe, während immerhin 6,0% (absolut: 555) angaben, daß sich der Hauptfachwechsel auf die Studienfinanzierung ausgewirkt habe, 2,8% kreuzten 'weiß nicht' an.

(Tabelle 63)

Absolut gesehen geben immerhin 555 befragte Studenten an, ihre Studienfinanzierung habe sich aufgrund des Hauptfachwechsels geändert. In Relation gesetzt zu den in Punkt I 1.8. beschriebenen Ergebnissen bedeutet dies, daß von 2196 Studenten, die angaben, ihr Hauptfach gewechselt zu haben, 25,3% eine Änderung in der Studienfinanzierung in Kauf nehmen mußten.

Es ist demnach nicht ohne weiteres möglich, aufgrund von Studienschwierigkeiten oder aus anderen Gründen das Hauptfach zu wechseln, da, besonders bei BAFÖG-Empfängern eine Änderung in der Studienfinanzierung möglich ist.

10.4. Hindernisse beim Hauptfachwechsel

Von der Gesamtzahl der 10840 Befragten gaben 2968 (27,4%) an, daß sie ihr Hauptfach gewechselt hätten, wenn es nicht eines der folgenden Hindernisse gegeben hätte:
Gefährdung der BAFÖG-Förderung war bei 28,6% der potentiellen Hauptfachwechsler der Grund, das Hauptfach nicht zu wechseln. Der zu hohe NC im gewünschten Fach war Hinderungsgrund bei immerhin 37,2%. Aus Furcht vor Schwierigkeiten mit der elterlichen Förderung im Falle eines Hauptfachwechsels nahmen

10,6% von diesem Vorhaben Abstand. 'Ortswechsel' und 'Trennung vom Partner' gaben insgesamt 12,7% als Hinderungsgrund an. 'Sonstiges' wurde von 11,0% angekreuzt. (Tabelle 64)

Zusammenfassend kann man also davon ausgehen, daß über ein Viertel der Studierenden (28,6%) ihr Hauptfach wechseln wollen oder wollten, dies aber bei 76,4% von ihnen aus studienexternen sowie nicht im persönlichen Bereich liegenden Gründen scheiterte. Lediglich bei 12,7% war der Grund persönlicher Natur. Außerdem weisen diese Ergebnisse auf die Benachteiligung der BAFÖG-Empfänger (Studenten aus finanziell schwachen Elternhäusern) hin. Obwohl sie nur gut ein Drittel der Studentenschaft ausmachen (siehe Tabelle 35) gegenüber 45,2% der von den Eltern geförderten Studenten, gaben sie fast dreimal häufiger Schwierigkeiten mit der Finanzierung als Hinderungsgrund für den Hauptfachwechsel an. 28,6% derjenigen, die gerne ihr Hauptfach gewechselt hätten, gaben als Hinderungsgrund das nicht gesicherte BAFÖG an, aber nur 10,6% gaben an, daß die Eltern in dem Fall des Hauptfachwechsels das Studium nicht länger finanziert hätten. D.h. also, daß es Kindern aus finanziell schwächeren Familien weniger möglich ist, z.B. bei Studienschwierigkeiten oder der Erkenntnis, das falsche Hauptfach gewählt zu haben, hieraus die Konsequenzen zu ziehen, als dies bei Studierenden der Fall ist, die finanziell von den Eltern unterhalten werden.

11. Studienzufriedenheit

Die Studienzufriedenheit wird bestimmt durch viele sowohl studieninterne als auch studienexterne Faktoren. Ein wichtiger studienexterner Faktor ist die Wohnsituation, auf die bereits eingegangen wurde (siehe Punkt I 2.). Hier sollen nun weitere Faktoren untersucht werden, die mit den Fragen 58 bis 67 des Fragebogens (siehe Anhang) abgedeckt wurden.

11.1. "Welche Note würden Sie den Räumlichkeiten an Ihrer Hochschule geben?"

Insgesamt wurde diese Frage von 10632 (98,1%) der Studierenden beantwortet. Von diesen beurteilten 1,4% die Räumlichkeiten an der WWU mit 'sehr gut', 13,4% mit 'gut'. Die Note 'befriedigend' wurde von 31,7% gegeben, 'ausreichend' von 27,5%, 'mangelhaft' von 21,0% und 'ungenügend' von 4,9%. 46,5% beurteilen also die Räumlichkeiten an der WWU als 'sehr gut' bis 'befriedigend' und 53,4% als 'ausreichend' bis 'ungenügend'. (Tabelle 65)

Wenn man davon ausgeht, daß die Studienzufriedenheit nicht allein von den Studieninhalten abhängt, sondern z.B. auch von der Umgebung, in der man arbeitet bzw. von den Möglichkeiten, die diese Umgebung zum Arbeiten bereit hält, so kann man doch sagen, daß zumindest durch die Räumlichkeiten an der Hochschule eine Beeinträchtigung der Studienzufriedenheit gegeben sein kann.

11.2. 'Wie oft fühlen Sie sich an der Uni wohl?'

Diese Frage gibt nicht unbedingt die Studienzufriedenheit wieder, sie ist lediglich auf den Bereich der Universität (Struktur des Studienbetriebs) beschränkt und schließt auch dort studienexterne Faktoren mit ein.

Um zu einer klaren Aussage zu kommen, ist es angebracht, die Kategorien 'nie' und 'selten' sowie 'oft' und 'ständig' zusammenzufassen. 10630 (98,1%) Studierende beantworteten diese Frage. Hiervon fühlten sich 22,7% an der Universität nicht wohl, 38,4% fühlten sich nur manchmal wohl, während 38,9% sich in der Regel wohlfühlen. (Tabelle 66) Die Tatsache, daß ein knappes Viertel (22,7%) der Befragten sich überhaupt nicht wohlfühlt und 38,4% dies nur mit Einschränkungen tun, weist auf einen desolaten Zustand innerhalb des Studienbetriebs, zumindest in weiten Teilen hin. Selbst mit der Einschränkung, daß hier nicht geklärt werden kann, welche Faktoren die Studierenden zu diesem Urteil veranlassen, d.h. auf welchem Gebiet diese Mängel in der Universitätsausbildung genau auftreten, läßt sich doch feststellen, daß die Voraussetzungen für ein befriedigendes und erfolgreiches Studium zumindest in vielen Fällen stark eingeschränkt sind. Denn wenn man sich an seinem Arbeits- oder Ausbildungsplatz wohlfühlt, so ist dies eine wichtige, wenngleich nicht die einzige Voraussetzung für eine Motivationsentwicklung, ohne die man einmal wissenschaftliches Arbeiten nicht möglich ist.

Die Frage, wovon das Wohlbefinden an der Universität abhängt, wird später im Punkt II. 6. noch behandelt werden.

11.3. "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"

Ein weiterer Gradmesser für die Studiensituation, für die Motivation der Studenten und deren Wohlbefinden an der Universität, kann die eigene Einschätzung des Studienverlaufs sein. Auf Frage 60 (siehe Überschrift) wurde von 10589 (97,7%) Studenten geantwortet. Die meisten von ihnen waren anscheinend mit dem Studienverlauf nicht zufrieden. 53% gaben an, im Nachhinein das Gefühl zu haben, mindestens ein Semester verloren zu haben, während nur 47% glaubten, kein Semester sei umsonst gewesen. (Tabelle 67) Das Gefühl zu haben, ein Semester sei verloren, bedeutet aber, daß die Studierenden entweder keine Motivation hatten über einen bestimmten Zeitraum an einer bestimmten Problematik zu arbeiten, was mit persönlichen Schwierigkeiten mit der Arbeit an der Uni, mit Motivationsschwierigkeit gleichzusetzen ist, oder aber es bedeutet, daß Seminare so schlecht konzipiert waren bzw. die Umstände, unter denen sie stattfanden, dermaßen widrig waren, daß es nicht die Möglichkeit gab, jenes Seminar als sinnvoll zu betrachten, was auf strukturelle, uni-interne Fehler schließen läßt.

Zusammenfassend kann man also sagen, daß die Universitätsausbildung so schlecht konzipiert ist, daß über die Hälfte aller Studenten das Gefühl haben, mindestens ein Semester verloren zu haben.

11.4. Ablauf der Seminare und Übungen

Ausgesprochen wichtig für die Studienzufriedenheit und die Studienmotivation ist neben dem Inhalt des Faches in besonderem Maße die Art und Weise der Wissensvermittlung. Es wurde die Frage gestellt: "Wie liefen Seminare und Übungen im allgemeinen ab?"

10575 Studierende beantworteten diese Frage, das sind 97,5% aller Studierenden. Die meisten von ihnen (35,8%) gaben an, daß bei ihnen Seminare und Übungen in der Regel wie Vorlesungen ablaufen. 14,5% sagten aus, daß in den Seminaren hauptsächlich der Stoff einer Vorlesung vertieft und diskutiert wurde und bei 9,6% wurde in Seminaren der zuhause vorbereitete Stoff durchgesprochen. Bei 29,7% liefen die Seminare so ab, daß zur Erarbeitung eines neuen Stoffes Referate gehalten und diese anschließend diskutiert wurden. Die Tatsache, daß 10,4% (Tabelle 68) angaben, bei ihnen wären die Seminare im allgemeinen anders verlaufen, zeigt, daß mit den im Fragebogen abgedruckten Antwortkategorien nicht die ganze Palette der möglichen Seminarform abgedeckt wurde, insbesondere fehlt hier die Kategorisierung von alternativen Seminaren, in denen versucht wird, nicht nach dem herkömmlichen Muster Wissen zu vermitteln. Es zeigt sich, daß in über einem Drittel (35,8%) der Fälle die Studenten lediglich Rezipienten des vorgetragenen Wissens sind (Vorlesungen) und somit in die Wissensvermittlung nicht einbezogen werden. Wie die Erfahrung zeigt, ist dies auch beim Referatehalten (29,7%) nur bedingt der Fall, hier nimmt der Referent praktisch die Stellung des Dozenten ein und die nachfolgende, obligatorische Diskussion läuft meist nur zwischen dem Referenten und wenigen Seminarteilnehmern ab, die Mehrheit bleibt unbeteiligt. Lediglich beim Vertiefen und Diskutieren des Vorlesungsstoffes (14,5%) und beim Durchsprechen von zuhause vorbereitetem Stoff (9,6%) kann man von einer größeren Beteiligung der Seminarteilnehmer ausgehen, wenngleich dieses in jedem Seminar unterschiedlich ablaufen dürfte.

Ideal, wenngleich schwierig zu praktizieren, ist eine Seminarform, in der die Studenten unter

Anleitung und Betreuung des Dozenten in Arbeitsgruppen oder kleineren Seminaren sich in der direkten Diskussion mit dem Dozenten und sich gegenseitig im Gespräch Wissen vermitteln. Diese Seminarform impliziert vor allem eine nur kleine Zahl der Teilnehmer und eine Verringerung der Stoffmenge gegenüber herkömmlichen Seminaren, kann aber andererseits zu einer höheren Studienmotivation beitragen und damit zu einer besseren Qualität der Wissensvermittlung. Diese Seminarform, die Selbstverantwortlichkeit für das eigene zu erlernende Wissen verlangt, ermöglicht es, selbständiges und eigenverantwortliches wissenschaftliches Arbeiten zu erlernen. Ausschlaggebend ist allerdings die Einsicht der Seminarteilnehmer in den Sinn dieser Seminarform, um die weitverbreitete, in der Schule erlernte und auf der Universität gefestigte Konsumenthaltung des Lernenden zu durchbrechen.

11.5. Möglichkeiten, das Studium so aufzubauen, daß es zügig und geordnet durchgeführt werden kann

Von den 10390 (95,8%) Studierenden, die diese Frage nach der Möglichkeit der vernünftigen Planung und Konzeption ihres Studiums beantworteten, meinten 28,0%, daß es ihnen nur "selten" oder "nie" gelungen war, ihr Studium derart zu organisieren. "Oft" und "ständig" kreuzten 44,8% an und "manchmal" wurde von 27,1% gewählt. (Tabelle 69) Der relativen Mehrheit der Befragten war es zwar möglich, ihr Studium richtig zu organisieren, aber diese relative Mehrheit ist nicht einmal die Hälfte der Studierenden. Über einem Viertel (28,0%) war es immerhin gar nicht möglich, aufgrund des Lehrangebots über die Semester hinweg sein Studium zügig und geordnet durchzuführen. Ebenfalls ein gutes Viertel (27,1%) der Befragten

kreuzten "manchmal" an, d.h. also, diese waren nur hin und wieder in der Lage, aus dem Lehrangebot heraus ein geordnetes Studium aufzubauen.

Also auch bei diesem, die Studienmotivation und -zufriedenheit beeinflussenden Faktor, ist eine relativ große Unzufriedenheit unter den Studenten auszumachen; und Studienzufriedenheit und -motivation ist letztlich auch Gradmesser für den Erfolg eines Studiums. Aber wie soll ein Studium erfolgreich abgeschlossen werden, wenn es nicht einmal planvoll aufgebaut werden kann?

11.6. Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen und für die spätere Berufspraxis

Ebenfalls wichtig für die Motivation, in einem Seminar effektiv mitzuarbeiten, ist der Faktor Relevanz des zu erlernenden Wissens für Prüfungen und für die Berufspraxis. Es ist zwar nicht wünschenswert, daß das Studium nur noch im Hinblick auf Prüfungen oder den späteren Beruf hin betrieben wird, es sollte vielmehr auch der reinen wissenschaftlichen Erkenntnis bestimmter Zusammenhänge dienen, dennoch darf aber die längerfristige Perspektive wie Beruf oder Abschlußprüfung nicht fehlen.

11.6.1. Relevanz für Prüfungen

Von den 10578 (97,6%) Beantwortern meinten immerhin 18,5%, daß die in ihrem Studienfach angebotenen Veranstaltungen für Prüfungen in der Regel nicht ("nie", "selten") relevant waren. Eine hohe Relevanz für Prüfungen hatten die angebotenen Lehrveranstaltungen bei 48,5% ("oft", "ständig"), bei 33,0% waren die Veranstaltungen hin und wieder wichtig für spätere Prüfungen. (Tabelle 70)

11.6.2. Relevanz für spätere Berufspraxis

Es erweist sich, daß Lehrveranstaltungen eher im Hinblick auf irgendwelche Prüfungen konzipiert werden als auf die spätere Berufspraxis; es zeigt sich nämlich, daß von den 10434 (96,2%) Beantwortern dieser Frage nur 12,5% eine häufige Relevanz ("oft", "ständig") für die Berufspraxis feststellen. 57,1% dagegen geben an, daß die Veranstaltungen in ihrem Fach "nie" oder "selten" für die Berufspraxis von Bedeutung sind. Bei 30,3% ist dies manchmal der Fall. (Tabelle 71) Es bleibt daher zu fordern, die spätere Berufspraxis der Studierenden stärker in die Konzeption der Studienveranstaltungen miteinzubeziehen.

11.7. "Gab es Tutorenprogramme in Ihrem Fach?"

Wichtig für die Erleichterung und Effektivierung des Studiums, gerade an einer Massenuniversität, sind Tutorenprogramme. Wenngleich oftmals Tutoren lediglich Dozentenstellen ersetzen, anstatt überfüllte Seminare durch ein größeres Kontingent an Lehrkräften zu verhindern, werden Massensminare erst durch den Einsatz von Tutoren möglich. Allerdings wurde durch die fortlaufende Streichung selbst dieser Tutorenplätze die kontinuierliche Betreuung der Studierenden in Arbeitsgruppen in den letzten Jahren immer schlechter.

Dennoch können Tutoren als Bindeglied zwischen Dozent und Student sowie als studentischer Ratgeber in Arbeitsgruppen eine wichtige Funktion einnehmen. Die ausreichende Versorgung mit Tutorenstellen ist daher eine wichtige studentische Forderung. Die Sozialumfrage aber ergab, daß von den 10363 (95,6%) Beantwortern dieser Frage nur 59,2% Fächer studieren, in denen es überhaupt Tutorenprogramme gibt, 40,8% dagegen mußten völlig auf Tutoren verzichten. (Tabelle 72)

11.6.2. Relevanz für spätere Berufspraxis

Es erweist sich, daß Lehrveranstaltungen eher im Hinblick auf irgendwelche Prüfungen konzipiert werden als auf die spätere Berufspraxis; es zeigt sich nämlich, daß von den 10434 (96,2%) Beantwortern dieser Frage nur 12,5% eine häufige Relevanz ("oft", "ständig") für die Berufspraxis feststellen. 57,1% dagegen geben an, daß die Veranstaltungen in ihrem Fach "nie" oder "selten" für die Berufspraxis von Bedeutung sind. Bei 30,3% ist dies manchmal der Fall. (Tabelle 71) Es bleibt daher zu fordern, die spätere Berufspraxis der Studierenden stärker in die Konzeption der Studienveranstaltungen miteinzubeziehen.

11.7. "Gab es Tutorenprogramme in Ihrem Fach?"

Wichtig für die Erleichterung und Effektivierung des Studiums, gerade an einer Massenuniversität, sind Tutorenprogramme. Wenngleich oftmals Tutoren lediglich Dozentenstellen ersetzen, anstatt überfüllte Seminare durch ein größeres Kontingent an Lehrkräften zu verhindern, werden Massensminare erst durch den Einsatz von Tutoren möglich. Allerdings wurde durch die fortlaufende Streichung selbst dieser Tutorenplätze die kontinuierliche Betreuung der Studierenden in Arbeitsgruppen in den letzten Jahren immer schlechter.

Dennoch können Tutoren als Bindeglied zwischen Dozent und Student sowie als studentischer Ratgeber in Arbeitsgruppen eine wichtige Funktion einnehmen. Die ausreichende Versorgung mit Tutorenstellen ist daher eine wichtige studentische Forderung. Die Sozialumfrage aber ergab, daß von den 10363 (95,6%) Beantwortern dieser Frage nur 59,2% Fächer studieren, in denen es überhaupt Tutorenprogramme gibt, 40,8% dagegen mußten völlig auf Tutoren verzichten. (Tabelle 72)

Die Forderung nach ausreichender Versorgung mit Tutorenstellen muß also dahingehend erweitert werden, daß überhaupt erst einmal in jedem Fach Tutoren zur Betreuung der Studenten zur Verfügung stehen.

Angemerkt werden muß hier allerdings, daß von den 40,8%, die diese Frage mit 'nein' beantworteten, ein Teil möglicherweise gar nicht wußte, ob in dem betreffenden Fach ein Tutorenprogramm existiert, weil er noch nie die Betreuung durch einen Tutor erfahren hatte. Dieses würde allerdings nur die oben genannten Forderungen bekräftigen.

11.8. "Glauben Sie, daß Sie sich zuviel Freizeit genommen haben?"

Mit dieser Frage sollte versucht werden, die Studienmotivation dadurch zu erfassen, daß das schlechte Gewissen oder die spätere Einsicht derjenigen erfragt werden sollte, die wußten oder heute wissen, daß sie anstatt für das Studium zu arbeiten, lieber andere, angenehmere Dinge taten, obwohl die hierfür verwandte Zeit eigentlich zu Studienzwecken benötigt worden wäre.

Die Auswertung dieser Frage ergab, daß von den 10654 (98,3%) Beantwortern 40,8% nicht der Meinung sind, sich zuviel Freizeit gegönnt zu haben. 20,5% schließlich hatten scheinbar eine so schlechte Studienmotivation, daß sie sich "oft" bis "ständig" zuviel Freizeit nahmen. (Tabelle 73)

Die mittlere Kategorie "manchmal" wurde von 38,7% genannt. Das heißt also, daß nur etwa 40% meinen, ihr Studium intensiv genug betrieben zu haben, während bei den übrigen - in ihrer Selbsteinschätzung zumindest - Zweifel darüber aufkommt, ob das Studium zügig und intensiv genug durchgeführt wurde. Auch diese Ergebnisse lassen den Schluß zu,

daß die Studienmotivation der meisten Studenten nicht groß genug ist. Unter anderem sind die Gründe hierfür wohl in der studentischen sozialen Situation zu suchen wie auch in der Organisation der einzelnen Studienfächer.

11.9. Job in den Semesterferien

Man kann über die Frage diskutieren, ob es sinnvoll ist, einen Job während der Semesterferien anzunehmen. Weniger Studenten als dies möchten, bekommen einen solchen Job, viele benötigen ihn dringend, um ihre materiellen Lebensverhältnisse zu sichern, manche benötigen ihn jedoch nur für die Finanzierung eines persönlichen Wunsches. Unbestritten ist wohl, daß es niemandem schaden kann, die Arbeitswelt der Arbeitnehmer kennenzulernen und für viele bedeutet dies auch das erste selbstverdiente Geld und darüber hinaus ein wenig mehr Unabhängigkeit von den Eltern.

Diesen an und für sich positiven Seiten steht gegenüber, daß Werksarbeit in der Regel zu Lasten des Studiums geht, daß diejenigen, die Werksarbeit leisten, von der fürs Studium zur Verfügung stehenden Zeit her denen gegenüber benachteiligt sind, die diese Werksarbeit nicht leisten. Man kann also hier von einer Chancenungleichheit hinsichtlich der Zeit, die fürs Studium aufgewendet werden kann, ausgehen. Es scheint daher berechtigt zu sein, zu erfragen, wieviel Studierende einen Job annehmen oder annehmen müssen und damit ihr Studium zeitweise vernachlässigen.

Die Frage, "Nehmen Sie während der Semesterferien einen Job an?", wurde von 10629 (98,1%) Personen beantwortet. Bei 29,9% kann man davon ausgehen, daß sie gar nicht oder nur selten in den Semesterferien

Werksarbeit leisten. 45,9% dagegen geben an, "oft" oder "ständig" in den Semesterferien zu arbeiten, während 24,2% dieses nur hin und wieder ("manchmal") tun. (Tabelle 74)

Abgesehen davon, daß es nicht die Sache des Studierenden sein kann, sein Studium auch nur teilweise zu finanzieren, da es ein gesellschaftliches Interesse an seiner Ausbildung gibt, kann man davon ausgehen, daß das Studium bei fast der Hälfte (45,9%) der Studierenden durch Werksarbeit eingeschränkt ist, was sicherlich Auswirkungen auf die Studiendauer, den Studienerfolg und einen Einfluß auf die Studienmotivation haben dürfte.

11.10. Anzahl der Hochschultage pro Woche

Die Auswertung dieser Frage ist nur bedingt tauglich zur Einschätzung der Studienzufriedenheit, weil die Anzahl der Hochschultage pro Woche kaum eine Aussage über die Arbeitsintensität zuläßt. Allerdings sollen hier kurz die Ergebnisse dieser Frage wiedergegeben werden, um den gesamten Datensatz zunächst vollständig darzustellen.

46,9% der 10442 (96,3%) Beantwortern gaben an, fünf Tage pro Woche im Durchschnitt an der Uni zu sein, bei einem Viertel (25,1%) war dies an vier Tagen der Fall. Mehr als fünf Tage pro Woche brachten 4,3% an der Uni zu. 12,3% waren an drei Tagen der Woche an der Uni, während 11,3% nur ein bis zwei Tage pro Woche an der Hochschule sind. (Tabelle 75) Ein Teil derjenigen, die aus der Auswertung herausgenommen wurden (missing 398), dürften sich nur sehr selten (durchschnittlich weniger als einen Tag pro Woche) an der Uni aufhalten, da sie z.B. zuhause ihre Dissertation schreiben o.ä. Durchschnittlich hält sich jeder Student 4,2 Tage pro Woche an der Hochschule auf.

11.11. Art der Vorbereitung auf Prüfungen und Klausuren

Die Auswertung dieser Frage hilft aufklären, wie die Studierenden hinsichtlich ihrer Arbeitsweise auf die Studienverhältnisse reagieren. Von den 10660 (98,3%) Beantwortern gaben nur 19,1% an, sich vorwiegend in der Gruppe auf Prüfungen vorzubereiten, während immerhin 44,5% sich überwiegend allein vorbereiten. 36,4% geben an, sich in unterschiedlicher Weise vorzubereiten. (Tabelle 76)

Es zeigt sich also, daß mit 55,5% sich nur gut die Hälfte der untersuchten Studenten immer oder manchmal in Gruppen auf Prüfungen und Klausuren vorbereitet. Die Gründe hierfür liegen entweder in der studentischen Anonymität der Massenuniversität oder darin, daß Wissen nicht mehr erarbeitet werden soll, sondern mehr und mehr auswendig gelerntes Pauwissen darstellt, wobei dann allerdings eine Gruppendiskussion nicht von großem Nutzen wäre.

11.12. Einschätzung der Benotung von Studienleistungen

Einfluß auf die Studienmotivation kann auch der Faktor der Benotung von Studienleistungen haben. Auf der einen Seite kann die Benotung hilfreich sein und über den realen Wissensstand informieren, auf der anderen Seite aber kann sie als Auslesekriterium zum Stressfaktor werden. Von den 10086 (93,1%) Beantwortern werteten 38,7% die Benotung positiv, für sie ist sie Information über den eigenen Leistungsstand und Ansporn (wenngleich Ansporn zu mehr und besserer Leistung auch Leistungsdruck sein kann). Negativ beurteilte ein Drittel (33,3%) die Benotung ihrer Studienleistung, für sie ist sie Mittel zur Auslese und Vorleistung fürs nächste Examen. Für diese Studierenden tritt die

Benotung eindeutig als Druckmittel und stresserzeugender Faktor auf.

Die hohe Zahl derjenigen, die im Fragebogen die Antwortkategorie "Sonstiges" ankreuzten (27,2%) zeigt, daß die Benotung noch andere Folgen haben kann, die in den Antwortmöglichkeiten nicht berücksichtigt wurden, hierdurch wird die Aussagekraft der Tabelle ein wenig abgeschwächt. Als sicher kann dennoch gelten, daß die Benotung von Studienleistungen in einem Drittel der Fälle der Studienmotivation und -zufriedenheit abträglich ist und daher einen anderen Charakter bekommen sollte. (Tabelle 77)

11.13. Häufigkeit der Teilnahme an Diskussionen in Seminaren und Übungen

Die Häufigkeit der Teilnahme an Diskussionen kann Ausdruck sein für die Beschaffenheit der Studienmotivation, wer nicht motiviert ist, wird sich auch weniger beteiligen. Auf der anderen Seite allerdings kann eine mangelnde Seminarbeteiligung nicht nur aus mangelndem Interesse am Thema herrühren, sondern hervorgerufen werden durch Ängste, sich vor vielen Kommilitonen zu äußern und Nicht-Wissen einzugestehen; diese Form kann eine Studienunzufriedenheit nach sich ziehen.

Von den 10632 (98,1%) Studierenden, die diese Frage beantworteten, gaben 33,5% an, sie würden sich "selten" oder "nie" an Seminardiskussionen beteiligen, während nur 28,4% angaben, sich "oft" oder "ständig" an Diskussionen in Seminaren zu beteiligen. 38,0% gaben an, sich "manchmal" zu beteiligen. (Tabelle 78) Eine rege Beteiligung geht also in den Seminaren nur von einer Minderheit aus. Dieses Ergebnis läßt sich, wie schon angedeutet wurde, durch Mangel an Interesse oder durch Ängste erklären. Es gibt allerdings auch

Seminare, in denen eine Beteiligung in Form von Wortmeldungen und Diskussionsbeiträgen gar nicht gefragt ist, wo es nur darauf ankommt, den gebotenen Stoff zu speichern oder an den Lippen des Professors zu hängen und andächtig dessen Ausführungen zu lauschen. Man kann also nicht unbedingt davon ausgehen, daß es allein Motivationsmangel oder Angst sind, die die Seminarteilnehmer verstummen lassen. Allerdings kann davon ausgegangen werden, daß die Studienmotivation mit der Zeit darunter leidet, wenn man sich nie oder nur selten zu Wort meldet oder melden kann, denn man hat dann mit dem Seminargeschehen nicht mehr viel zu tun, es läuft wie ein Film an einem vorüber. Je intensiver und lebhafter ein Student sich an dem, was ihm vermittelt werden soll, beteiligen kann, desto nützlicher ist für ihn die Teilnahme am Seminar, weil es so für ihn wesentlich einfacher ist, den gebotenen Stoff zu verstehen und zu behalten.

Die Ergebnisse dieser Frage, die allerdings mindestens noch nach Fachbereichen, Geschlechtszugehörigkeit und Schichtzugehörigkeit aufgeschlüsselt werden müssen, zeigen, daß es dringend notwendig ist, sich dem Problem zuzuwenden, wie Wissen vermittelt wird und wie es vermittelt werden sollte. Um hier eine Lösung zu erreichen, müssen mehrere Faktoren Beachtung finden:

Zunächst müßten durch eine Schaffung von mehr Dozentenstellen und die Einrichtung von mehr Tutorenstellen Seminare und Übungen kleiner und überschaubarer werden. Weiterhin müßte von den Lehrenden in der Diskussion mit den Lernenden nicht nur eine Auseinandersetzung mit dem zu vermittelnden Stoff erfolgen, sondern verstärkt müßte die Form der Vermittlung der Inhalte besprochen werden. Es gilt zum Beginn eines jeden Seminars die Art und Weise der Durchführung mit allen Beteiligten abzusprechen

und hier eine Mitbestimmung derjenigen, für die das Seminar abgehalten wird, der Studenten, zuzulassen. Ebenfalls ist von den Studierenden mehr Mut und Einsicht zu fordern, den Ablauf eines Seminars selbst in die Hand zu nehmen und sich nicht auf die obligatorische völlig nutzlose, weil in der Regel wirkungslose, Seminarkritik zum Semesterschluß zu beschränken. Zu Beginn eines Semesters muß der Seminarablauf abgesprochen werden und während des Semesters muß er ständig reflektiert werden und Gegenstand von Seminardiskussion sein. Am Ende eines Seminars kann allenfalls eine Rückschau und Beurteilung des Seminargeschehens stehen, eine Kritik ist sinnlos, da sie zumindest für das Seminar, in dem sie geübt wird, nicht mehr konstruktiv sein kann.

Man sieht also, daß durch die Betrachtung der Ergebnisse der Auswertung der Frage nach der Beteiligung an Seminardiskussionen eine Fülle von Problemen auftaucht, die mit der herkömmlichen Seminarstruktur zusammenhängt und daß die Notwendigkeit besteht, sich dieses Problems der veralteten Seminarstruktur zunehmend auch wissenschaftlich anzunehmen.

11.14. Häufigkeit der Gruppenarbeit

Eine für die Studienorganisation relevante Frage ist die Frage nach der Häufigkeit der Gruppenarbeit. Im Unterschied zu Frage 68 ("Wie haben Sie sich vorwiegend auf Klausuren und Prüfungen vorbereitet?") (siehe: Punkt I 11.11.), zielt diese Frage darauf ab, wieviel allgemein in der Gruppe gearbeitet wird.

Von den 10667 (98,4%) Studierenden, die diese Frage beantworteten, arbeiten 31,3% "nie" oder nur "selten" in Gruppen. 39,3% dagegen geben an, "oft" oder "ständig" in Gruppen zu arbeiten, 29,4% tun dies nur "manchmal". (Tabelle 79)

Im Unterschied zur Vorbereitung auf Prüfungen und Klausuren erarbeiten sich also die meisten Studenten ihr Wissen in Gruppen. Zu fragen wäre in diesem Zusammenhang, inwiefern die Art der Arbeitstechnik von der einzelnen Disziplin abhängt.

12. Einschätzung des kulturellen Angebots in Münster

Eine wichtige Möglichkeit der Freizeitgestaltung gerade für Studenten ist das kulturelle Angebot einer Stadt. Studentische Freizeitgestaltung ist dann wichtig, wenn man davon ausgeht, daß auch studienexterne Faktoren für die Studienzufriedenheit von Belang sind.

10661 (98,3%) Studierende machten Angaben dazu, wie sie das kulturelle Angebot in Münster benoten würden. Zusammengefaßt halten 48,5% das kulturelle Angebot in ihrer Universitätsstadt für "gut" bis "sehr gut", "befriedigend" geben 32,7% an. Relativ unzufrieden in dieser Hinsicht sind dagegen 18,7%, sie kreuzten "ausreichend", "mangelhaft" und "ungenügend" an. (Tabelle 80) Die überwältigende Mehrheit also (81,2%) ist mit dem kulturellen Angebot in Münster zufrieden ("sehr gut" bis "befriedigend"), was wohl nicht zuletzt auf die kulturellen Veranstaltungen der Studentenvertretung zurückzuführen ist. Man kann also nicht von einer weitverbreiteten Unzufriedenheit mit den Möglichkeiten der studentischen Freizeitgestaltung auf kulturellem Gebiet sprechen und demzufolge die Gründe für Studienverdruß nicht auf diesem Gebiet suchen. Allerdings wäre es eine Untersuchung wert, herauszufinden, in welchem Maße Veranstaltungen für Studenten von städtischer Seite, von privaten Veranstaltern oder vom AStA angeboten werden und welche die Studenten bevorzugt wahrnehmen.

13. Angaben zur Berufsperspektive

Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung der Berufsperspektive für das Studium, sie ist nicht nur von Bedeutung für die Studienmotivation, sondern sie sollte sich auch auf die Studieninhalte niederschlagen.

In diesem Zusammenhang ist es angebracht, darauf hinzuweisen, daß Berufsfeldforschung, die leider noch viel zu wenig betrieben worden ist, von Wichtigkeit ist für a) Studienanfänger, die aus den Erkenntnissen der Berufsfeldforschung heraus ihr Studium aufbauen können; genauso wie für b) Absolventen, die dann besser wüßten, was nach ihrem Studienabschluß für berufliche Chancen und Möglichkeiten bestehen, als auch für c) das Selbstverständnis eines Faches, um den Bezug zur Praxis in die Studieninhalte besser einbauen zu können.

13.1. "Streben Sie eine Beschäftigung im öffentlichen Dienst an?"

Der öffentliche Dienst ist zu einem Berufsfeld geworden, in dem immer mehr Hochschulabsolventen einen Arbeitsplatz finden.

Eine Beschäftigung im Schulbereich streben 36,5% der 10247 Beantworter dieser Frage an. Eine Beschäftigung in der Justiz möchten 7,8% erreichen und 9,5% möchten gern in der öffentlichen Verwaltung arbeiten. Diese Hauptbereiche des öffentlichen Dienstes streben also insgesamt 53,8% der Studierenden an. Nicht in den öffentlichen Dienst dagegen möchten 46,3% der Studierenden, sie suchen wohl hauptsächlich einen Arbeitsplatz in der freien Wirtschaft. (Tabelle 81)

13.2. Einschätzung der Berufsaussichten

Es leuchtet ein, daß die Motivation zu studieren stark abhängig ist von der beruflichen Perspektive nach dem Studium. Es kommt hier nicht so sehr darauf an, wie die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt in dem jeweiligen Berufsfeld wirklich sind, sondern wie sie von den Studierenden eingeschätzt werden. Es zeigt sich, daß fast immerhin die Hälfte der 10557 (97,3%) Studenten, die diese Frage beantworteten, nämlich 46,9%, nicht damit rechnen, innerhalb eines angemessenen Zeitraumes von circa sechs Monaten einen Arbeitsplatz zu bekommen (Tabelle 82). Man kann also davon ausgehen, daß zu allen Widrigkeiten im Studium selbst, noch bei etwa jedem zweiten Studenten die Angst hinzukommt, nach dem Studium arbeitslos zu sein, und zwar länger als ein halbes Jahr und vielleicht nie in dem angestrebten Beruf tätig werden zu können. In dieser Frage wurde allerdings nur ganz allgemein nach einem Arbeitsplatz gefragt, nicht aber danach, ob dieser Arbeitsplatz auch der Qualifikation entsprechen sollte.

13.3. Einschätzung, einen der Qualifikation entsprechenden Arbeitsplatz zu finden

Diese Frage wurde von 10376 (95,7%) Studierenden beantwortet. Sie wurde damit zwar von 4772 Studierenden mehr als bei der vorherigen Frage ("Glauben Sie, im Anschluß an Ihr Studium einen Arbeitsplatz zu bekommen") mit "ja" beantwortet, es wird aber davon ausgegangen, daß die hier überzähligen Ja-Antwörter glauben, erst nach sechs Monaten oder länger einen Arbeitsplatz zu finden.

Von den Beantwortern sind sich nur 18,4% sicher, einen ihrer Ausbildung entsprechenden Arbeitsplatz zu erhalten, während 24,6% der Meinung sind, daß dies "wohl kaum" oder "bestimmt nicht" der Fall sein wird, die Mehrzahl, nämlich 56,9% sind sich nicht sicher, sie antworteten mit "vielleicht".
(Tabelle 83)

Man kann demnach davon ausgehen, daß, wenn eine unsichere berufliche Zukunft eine Belastung für die Studienmotivation darstellt, dies bei 81,6% der Studierenden der Fall ist. Es bleibt in diesem Zusammenhang zu fragen, ob die Einschätzung der Studierenden richtig ist, denn die Arbeitslosenquote ist bei Hochschulabsolventen immer noch niedriger als in nicht akademischen Berufen, wenngleich hier die Ungenauigkeiten bei der Erfassung der arbeitssuchenden Hochschulabgänger nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Hier hätte ebenfalls die Berufsfeldforschung eine wichtige Aufgabe, nämlich Klarheit zu schaffen über Beschäftigungsmöglichkeiten und Berufsbilder, wobei auch die Erforschung von alternativen Möglichkeiten der Berufsausübung in Zusammenhang mit alternativen Lebensformen berücksichtigt werden müßte.

II. Korrelationen

1. Studienfinanzierung

Es sollen hier die Unterschiede herausgearbeitet werden, die zwischen BAFÖG-Empfängern und Nicht-BAFÖG-Beziehern bestehen. Als BAFÖG-Bezieher wurden diejenigen gewertet, die in Frage 32 ("Wieviel DM erhalten Sie monatlich durch das BAFÖG?") einen Betrag größer Null eintrugen. Als Nicht-BAFÖG-Empfänger demzufolge wurden diejenigen bezeichnet, die eine Null eintrugen, bzw. keine Angaben machten. Insgesamt gaben 3777 (34,8 %) Befragte an, BAFÖG-Bezieher zu sein, 7063 (65,2 %) gaben keinen Betrag größer Null an. (Tabelle 35)

1.1. Geschlechtszugehörigkeit

Geschlechtsspezifische Unterschiede in Bezug auf die BAFÖG-Förderung gibt es nur in sehr geringem Maße. Das Geschlechterverhältnis in der Gesamtstudentenschaft ist 63,4 % männlich zu 36,4 % weiblich (Tabelle 1). Bei den BAFÖG-Beziehern verschiebt sich dieses Verhältnis geringfügig zu Gunsten der Frauen, es beträgt hier 61,7 % männlich zu 38,3 % weiblich. Bei Nicht-BAFÖG-Beziehern demzufolge beträgt das Verhältnis 64,7 % männlich zu 35,3 % weiblich. (Tabellen 84 a/b) D. h. also, das relativ mehr Frauen BAFÖG-Empfänger sind als Männer, wenngleich die Unterschiede hier so gering sind, daß nicht von geschlechtsspezifischen Unterschieden in dieser Hinsicht gesprochen werden kann.

1.2. Alter

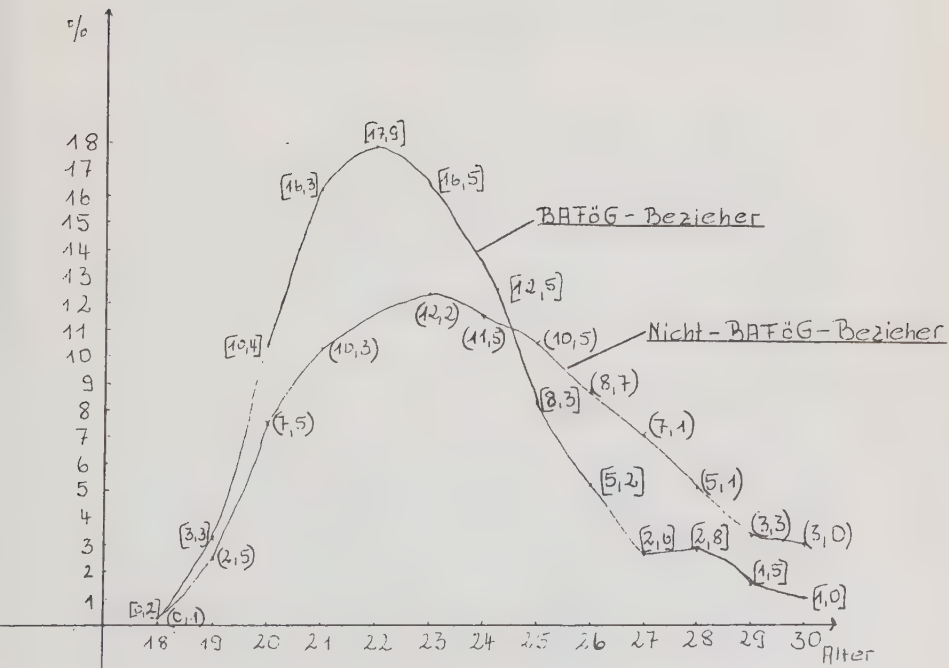
Auf Grund der Charakteristika der BAFÖG-Förderung wie z. B. Höchstförderungsdauer, sind Unterschiede im Alter der Studierenden zu erwarten. Das Durchschnittsalter aller befragten Studenten beträgt 24,14 Jahre

(Tabelle 2), während es bei den BAFöG-Beziehern nur bei 23,05 Jahren, bei den Nicht-BAFöG-Empfängern dagegen bei 24,73 Jahren liegt (Tabellen 85 a/b).

Zusammenfassung der Tabellen 85 a/b:

BAFöG-Empfänger		Nicht-BAFöG-Empfänger
18 - 20 Jahre	13,9 %	10,1 %
21 - 23 Jahre	50,7 %	33,8 %
24 - 26 Jahre	26,0 %	30,7 %
27 - 29 Jahre	6,9 %	15,5 %
30 Jahre u. mehr	2,5 %	9,9 %
Durchschnitt: 23,05		Durchschnitt: 24,73

Graphische Darstellung der Tabellen 85 a/b



Es zeigt sich also, daß die Altersverteilung bei den Nicht-BAFÖG-Beziehern wesentlich gestreckter ist als bei den BAFÖG-Empfängern. Man kann also davon ausgehen, daß die BAFÖG-Förderung die Studenten zu einem schnelleren Studieren zwingt, während sich die andere Gruppe mehr Zeit und Muße zum Studieren gönnen kann. Dieses Ergebnis ist ein Beleg dafür, daß durch die Regelung der öffentlichen Studienförderung zwar erreicht wird, daß mehr Kinder ärmerer Eltern ein Studium aufnehmen können, daß von Chancengleichheit allerdings nicht die Rede sein kann. Wenn man davon ausgeht, daß das Zeitlimit, das durch die Förderungshöchstdauer gesetzt wird, als ein Streßfaktor empfunden wird, und das scheint ja aufgrund der verschiedenen Altersverteilung angenommen werden zu können, sind BAFÖG-Empfänger ganz klar benachteiligt. Die Altersverteilung zeigt, daß für ein intensives Studium mehr Zeit benötigt wird, als vom BAFÖG dem Studierenden zugestanden wird.

1.3. Familienstand

Wahrscheinlich aufgrund der verschiedenen Altersverteilung (Tabellen 85 a/b) ergeben sich Unterschiede im Familienstand zwischen BAFÖG-Empfängern und Nicht-BAFÖG-Beziehern. Von den BAFÖG-Empfängern sind 89,1 % ledig, von den Nicht-BAFÖG-Beziehern dagegen nur 80,7 % (Tabellen 86 a/b).

1.4. Zahl der eigenen Kinder

Im Zusammenhang zu sehen mit Punkt II. 1.3. (s. o.) ist auch die Frage nach der Zahl der eigenen Kinder. 5,0 % der BAFÖG-Empfänger haben mindestens ein Kind, bei denjenigen, die kein BAFÖG bekommen, haben dagegen 7,5 % mindestens ein Kind (Tabellen 87 a/b). Diese Unterschiede sind allerdings mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die unterschiedliche Altersstruktur zurückzuführen.

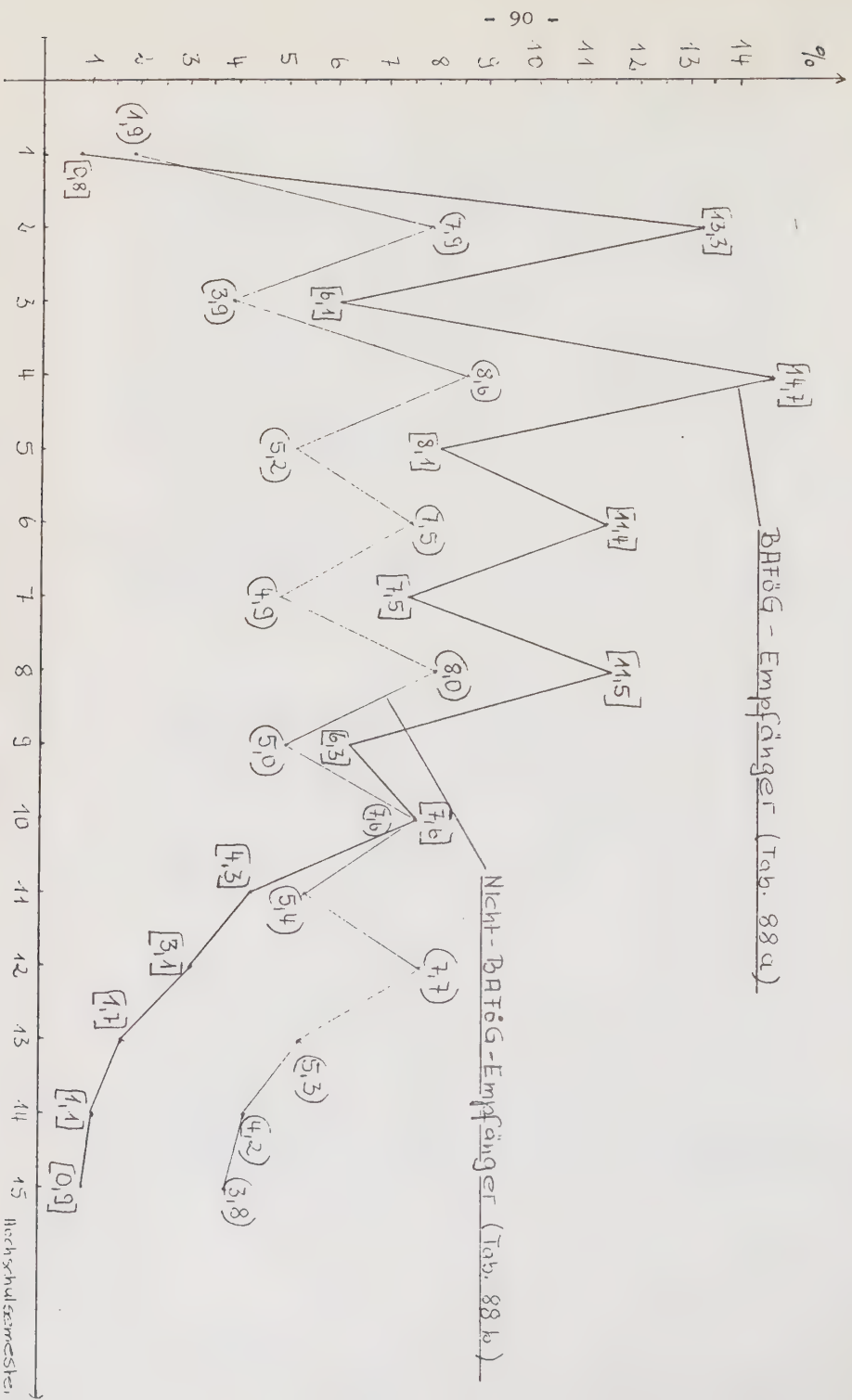
1.5. Hochschulsemester

Ebenso wie bei der Frage nach dem Alter der Studierenden (Punkt: II. 1.2.) ist auch eine große Verschiedenheit zwischen BAFÖG- und Nicht-BAFÖG-Empfängern hinsichtlich der Zahl der Hochschulsemester zu erwarten. Die zu erwartenden Differenzen in der Zahl der Hochschulsemester zwischen BAFÖG- und Nicht-BAFÖG-Empfängern sind gerade deshalb so groß, weil es kaum möglich ist, vom BAFÖG etwa ein Zweitstudium finanziert zu bekommen, ebensowenig wie z. B. ein Wechsel des Hauptfaches möglich ist, was eine längere Studiendauer zur Folge hätte und zur Ablehnung des Weiterförderungsantrages führen würde.

Es zeigt sich, daß die Empfänger des BAFÖG durchschnittlich bereits 6,586 Semester studiert haben, Nicht-BAFÖG-Empfänger dagegen haben durchschnittlich bereits 9,572 Semester studiert (Tabellen 88 a/b).

Zusammenfassung der Tabellen 88 a/b

Hochschulsemester	BAFÖG-Empfänger (%)	Nicht-BAFÖG-Empfänger (%)
1. - 3.	20,2	13,7
4. - 6.	34,2	21,3
7. - 9.	25,3	17,9
10. - 12.	15,0	20,7
13. - 15.	3,7	13,3
über 15.	1,6	13,1



Das Schaubild zeigt, daß die Zahl der Hochschulsemester bei den BAFÖG-Empfängern nach dem 9. Hochschulsemester rapide absinkt (9. Semester ist in vielen Fällen jenes vor dem letzten der Höchstförderungsdauer), während bei den Nicht-BAFÖG-Beziehern erst nach dem 13. Hochschulsemester eine Abnahme zu verzeichnen ist. Studierende, die nicht vom BAFÖG abhängig sind, sind demnach eher in der Lage, etwas länger zu studieren und durch einen Fachwechsel eine höhere Hochschulsemesterzahl zu erreichen als BAFÖG-Studenten. Die Kurve der BAFÖG-Studenten zeigt deutlich, wie mit dem Erreichen der Höchstförderungsdauer von wenigstens 10 Semestern die Studentenzahlen rapide absinken, die Höchstförderungsdauer demnach das zeitliche Limit für ein Studium bildet und nicht die Frage, ob ausreichende Kenntnisse in dem Fach und allgemein hinsichtlich der Befähigung wissenschaftlich zu arbeiten, erworben wurden. D. h. also, daß ein studienexterner Faktor bei den BAFÖG-Studenten bestimmend dafür ist, wie lange studiert wird.

1.6. Hauptfachwechsel

Die eingeschränkten Möglichkeiten der BAFÖG-Studenten werden auch deutlich durch die Ergebnisse der Frage nach dem Hauptfachwechsel. 16,4 % der BAFÖG-Studenten geben an, schon einmal ihr Hauptfach gewechselt zu haben, während dies bei 23,0 % der Nicht-BAFÖG-Studenten der Fall ist; (Tabellen 89 a/b) d. h. also, daß BAFÖG-Empfänger, wenn sie der Meinung sind, das falsche Fach gewählt zu haben, aufgrund der BAFÖG-Regelung weniger in der Lage sind, die Konsequenzen zu ziehen als Nicht-BAFÖG-Studenten.

1.7. Fachsemester

Ähnliches wie für die Hochschulsemesterzahl (Punkt: II. 1.6.) gilt auch für die Fachsemesterzahl. BAFÖG-Studenten sind gezwungen, infolge der Höchstförderungsdauer ihr Studium eher abzuschließen. Im Durchschnitt

befindet sich ein BAFÖG-Student im 6,081. Fachsemester, ein Nicht-BAFÖG-Student dagegen im 8,409. Fachsemester (Tabellen 90 a/b).

Zusammenfassung der Tabellen 90 a/b

Fachsemesterzahl	BAFÖG-Empfänger	Nicht-BAFÖG-Empfänger
1 - 3	22,3 %	16,5 %
4 - 6	37,9 %	26,2 %
7 - 9	25,1 %	19,5 %
10 - 12	12,5 %	20,4 %
13 - 15	1,5 %	9,0 %
16 und mehr	<u>0,7 %</u>	<u>8,4 %</u>
	100,0 %	100,0 %

Es zeigt sich auch hier, daß die Studentenzahlen nach dem 10. Fachsemester bei den BAFÖG-Studenten rapide abfallen, während sie bei den Nicht-BAFÖG-Empfängern erst nach dem 13. Fachsemester langsam abzufallen beginnen.

1.8. Studentisches Wohnen

1.8.1. "Leben Sie allein?"

Während 55,5 % der BAFÖG-Empfänger allein leben, ist dies nur bei 49,1 % der Nicht-BAFÖG-Empfänger der Fall. Von den nicht-BAFÖG-abhängigen Studenten leben dagegen immerhin 17,0 % mit ihrem Ehepartner zusammen, von den BAFÖG-Studenten tun dies nur 8,7 %. (Tabellen 91 a/b) Dieses Ergebnis dürfte allerdings nur indirekt mit der Finanzierungsquelle zusammenhängen, ausschlaggebend ist hier wohl die unterschiedliche Altersverteilung. Da Nicht-BAFÖG-Studenten durchschnittlich älter sind als BAFÖG-Studenten, ist hier natürlich auch die Wahrscheinlichkeit größer, daß mehr von ihnen verheiratet sind oder mit einem Partner zusammenleben.

1.8.2. "Wohnen Sie zur Miete?"

Differenzen zwischen den beiden Gruppen hinsichtlich der Wohnform ergeben sich insbesondere bei den Elternwohnern, Wohnheimbewohnern, Bewohnern von privaten Einzelzimmern und bei Wohnungsinhabern. BAFÖG-Bezieher wohnen weniger häufig als Nicht-BAFÖG-Bezieher bei ihren Eltern in Münster (3,5 % zu 5,2 %). 20,0 % der BAFÖG-Bezieher wohnen in Wohnheimen (Einzel- und Doppelzimmer), bei den Nicht-BAFÖG-Studenten sind es nur 16,4 %. Häufiger als ihre nicht vom BAFÖG abhängigen Kommilitonen wohnen BAFÖG-Studenten in privaten, separaten Einzel- oder Doppelzimmern (24,7 % zu 16,4 %). Am größten ist der Unterschied bei den Wohnungsinhabern, 36,0 % der Nicht-BAFÖG-Abhängigen haben eine Wohnung, was allerdings nur bei 23,2 % der BAFÖG-Studenten der Fall ist. (Tabellen 92 a/b)

Diese Ergebnisse sind zumindest teilweise darauf zurückzuführen, daß BAFÖG-Bezieher meist jünger, weniger häufig verheiratet sind und nur selten Familie haben und demzufolge auch weniger häufig in Wohnungen leben. Andererseits wird ein Grund für die unterschiedlich bevorzugten Wohnformen der beiden Gruppen auch darin liegen, daß BAFÖG-Empfänger weniger Geld zur Verfügung haben als Kommilitonen, die aus anderen Quellen finanziert werden. Bei den Eltern wohnen erstaunlicherweise relativ weniger BAFÖG-Empfänger als Nicht-BAFÖG-Empfänger (7,2 % der BAFÖG-Empfänger und 8,9 % der aus anderen Quellen finanzierten Kommilitonen wohnen bei ihren Eltern) (Tabellen 92 a/b). Dieses zahlenmäßige Verhältnis weist möglicherweise daraufhin, daß bei Studierenden, die von den Eltern finanziert werden, eine festere Bindung zum Elternhaus besteht oder anders gesagt, diese Studierenden sich aufgrund ihrer Finanzierung weniger häufig vom Elternhaus lösen konnten. Zum anderen ist ebenso möglich, daß hierin diejenigen erfaßt sind, die zwar kein BAFÖG bekommen, deren

Eltern aber dennoch nicht in der Lage sind, monatlich einen Betrag in Höhe des BAFÖG-Höchstsatzes zu zahlen und die Studierenden somit aus Kostengründen weiterhin zuhause leben. Positiv am BAFÖG ist die Tatsache, daß es eine größere Unabhängigkeit vom Elternhaus ermöglicht.

1.8.3. Kosten für Zimmer/Wohnung

Die durchschnittliche monatliche Belastung aus den Kosten für die Unterkunft beträgt 206,46 DM für BAFÖG-Empfänger und 251,79 DM für Nicht-BAFÖG-Empfänger. Die Tatsache, daß Nicht-BAFÖG-Empfänger im Durchschnitt 22,0 % ihres Etats mehr für ihre Miete ausgeben, ist ein Hinweis auf ihre in der Regel bessere finanzielle Situation. (Tabellen 93 a/b)

Etwa dasselbe Verhältnis tritt bei der Betrachtung der Höhe der monatlichen Beträge für Nebenkosten auf. Durchschnittlich bezahlt ein BAFÖG-Empfänger 38,70 DM, ein Nicht-BAFÖG-Empfänger 45,09 DM an Nebenkosten pro Monat. (Tabellen 94 a/b) Diese Werte sind sicherlich zum Teil darauf zurückzuführen, daß weniger BAFÖG-Empfänger als Studenten, die aus anderen Quellen finanziert werden, Inhaber einer Wohnung sind, es zeigt sich aber dennoch, daß es sich die Nicht-BAFÖG-Empfänger eher leisten können, mehr Miete und höhere Nebenkosten zu zahlen als ihre BAFÖG-abhängigen Kommilitonen.

1.8.4. Ausstattung der Wohnung

Die bisherigen Ergebnisse lassen darauf schließen, daß BAFÖG-Empfänger in schlechter ausgestatteten Wohnungen leben müssen. BAFÖG-Empfänger wohnen weniger häufig in Leerzimmern (33,1 % zu 42,6 %), sondern häufiger möbliert (49,6 % zu 42,7 %) (Tabellen 95 a/b). Ähnlich sieht es bei der Ausstattung der Unterkünfte mit Waschgelegenheiten aus, 57,0 % der Nicht-BAFÖG-Empfänger haben ein eigenes Bad, bei den

BAFÖG-Empfängern sind dies nur 42,1 % (Tabellen 96 a/b). Bestätigt wird dieses Verhältnis auch bei der Ausstattung des Zimmers oder der Wohnung mit einer Toilette, 60,1 % der Nicht-BAFÖG-Empfänger haben ein eigenes WC, nur 39,9 % haben ihr WC auf dem Flur. Von den BAFÖG-Empfängern haben nur 45,7 % ein eigenes WC, 54,3 % können ein WC außerhalb ihres Zimmers mitbenutzen. (Tabellen 97 a/b) Nur 37,8 % der BAFÖG-Empfänger haben eine eigene Küche, gegenüber 51,0 % der Nicht-BAFÖG-Empfänger (Tabellen 98 a/b). Nur gering sind die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen hinsichtlich der Heizungsausstattung. Die BAFÖG-Empfänger haben relativ häufiger eine Ofen- statt einer Zentralheizung (Tabellen 99 a/b).

Da die Wohnungen und Zimmer der BAFÖG-Empfänger schlechter ausgestattet sind, da sie weniger Geld für Miete ausgeben, liegt es nahe, daß sie auch häufiger auf technische Mängel in ihrer Unterkunft stoßen. Auf die Frage, ob technische Mängel bestünden, geben 55,9 % der BAFÖG-Empfänger solche Mängel an, Nicht-BAFÖG-Empfänger tun dies dagegen nur zu 45,8 % (Tabellen 100 a/b).

Zusammenfassend zeigt sich hier, daß BAFÖG-Empfänger weniger Miete zahlen, d. h. zahlen können, und deshalb in deutlich schlechteren Wohnverhältnissen leben müssen als andere Studierende. Diese Ergebnisse unterstreichen ebenfalls die Forderung nach einer Verbesserung der BAFÖG-Förderung.

1.8.5. Besuchsbeschränkungen

Hier gibt es wiederum Unterschiede, die die Tendenz der Benachteiligung der BAFÖG-Empfänger gegenüber den davon nicht abhängigen bestätigt. 11,6 % der BAFÖG-Empfänger gegenüber 8,5 % der Nicht-BAFÖG-Studenten unterliegen Besuchsbeschränkungen (Tabellen 101 a/b). Bei 8,7 % der BAFÖG-Empfänger und bei 5,8 % der

Nicht-BAFÖG-Bezieher werden sie kontrolliert (Tabelle 102 a/b).

1.8.6. Verkehrsmittel

Die durchschnittlich geringe Höhe der Förderung, die oft gleichzusetzen ist mit dem monatlichen Einkommen, da ja viele Eltern nicht in der Lage oder Willens sind, den Differenzbetrag zwischen Förderungshöhe und Bedarfsdeckung zu zahlen, macht sich auch bei der Wahl des Verkehrsmittels, mit dem man zur Uni fährt, bemerkbar. 65,2 % der BAFÖG-Studenten gehen zu Fuß oder fahren mit dem Fahrrad zur Uni, einen eigenen PKW benutzen nur 24,1 % der BAFÖG-Studenten, der Rest benutzt andere Verkehrsmittel. Die nicht vom BAFÖG abhängigen Studenten dagegen gehen nur zu 51,8 % zu Fuß bzw. benutzen das Fahrrad, von ihnen fahren immerhin 37,6 % mit dem eigenen PKW. (Tabellen 103 a/b)

1.8.7. Zimmersuche

Von den BAFÖG-Studenten sind weniger mit ihrer momentanen Unterkunft zufrieden, denn 16,0 % suchen nach einem neuen Zimmer, während dies nur bei 12,1 % der Nicht-BAFÖG-abhängigen der Fall ist. Man kann dieses Ergebnis aber auch so interpretieren, daß es schwieriger ist, billige Zimmer und Wohnungen zu bekommen als teurere und daß deshalb BAFÖG-Studenten, weil sie weniger Geld zur Verfügung haben, auch länger suchen müssen. (Tabellen 104 a/b)

1.8.8. Geeignete Wohnart

Bei der Frage nach der Wohnart gibt es nur sehr geringe Unterschiede zwischen den beiden Gruppen. Interessant ist allerdings, daß BAFÖG-Studenten weniger als ihre anderen Kommilitonen die eigene Mietwohnung für die geeignete Wohnart halten (22,6 % zu 25,8 %), sondern stattdessen das Leben in einer Wohngemeinschaft

vorziehen (22,8 % zu 17,9 %) (Tabellen 1o5 a/b).

In allen anderen im Fragebogen angesprochenen Bereichen des Wohnens gibt es kaum nennenswerte Differenzen zwischen BAFÖG- und Nicht-BAFÖG-Beziehern. Es kann allerdings als nachgewiesen gelten, daß es eine direkte Abhängigkeit gibt zwischen der Art der Studienfinanzierung und den Wohnverhältnissen, bzw. es läßt sich der Schluß ziehen, daß BAFÖG-Empfänger aufgrund ihrer nicht ausreichenden Förderung in schlechteren Wohnverhältnissen leben müssen als Kommilitonen, die aus anderen Quellen finanziert werden.

1.9. Studienfinanzierung

1.9.1. Erste und zweite Finanzierungsquelle

Aus dem Vergleich der Finanzierungsquellen der BAFÖG- und der Nicht-BAFÖG-Empfänger geht zunächst einmal hervor, daß 73,76 % der BAFÖG-Empfänger eine zweite Finanzierungsquelle angeben, bei den Empfängern von Geldern aus anderen Quellen sind es nur 55,78 %, die auf eine zweite Finanzierungsquelle angewiesen sind.

Zunächst zu den BAFÖG-Empfängern: Von ihnen finanzieren 70,6 % überwiegend (d. h. als erste Finanzierungsquelle) ihr Studium mit dem BAFÖG oder einem anderen Stipendium von öffentlicher Seite. 15,7 % geben als erste Finanzierungsquelle die Eltern an. Für 22,9 % derjenigen, die eine zweite Finanzierungsquelle angeben, ist das BAFÖG, bzw. ein anderes öffentliches Stipendium, lediglich zweite Finanzierungsquelle. Am meisten genannt von dieser Gruppe werden in diesem Zusammenhang als zweite Finanzierungsquelle mit 34,1 % die Eltern und 31,0 % die eigene Erwerbstätigkeit. Die anderen in den Antwortkategorien genannten Finanzierungsmöglichkeiten spielen hier nur eine untergeordnete Rolle. Zusammenfassend kann davon ausgegangen werden, daß

etwa die Hälfte (48,0 %) aller BAFÖG-Empfänger (65,1 % derjenigen, die eine zweite Finanzierungsquelle angaben) entweder auf die Unterstützung der Eltern oder auf ihre eigene Erwerbstätigkeit zur Deckung des monatlichen Bedarfs angewiesen sind. (Tabellen 106 a/107a)

Nun zu den Nicht-BAFÖG-Empfängern: Bei ihnen sind die Eltern mit 61,1 % die erste Finanzierungsquelle, und weitere 17,1 % finanzieren ihr Studium hauptsächlich mit eigener Erwerbstätigkeit. 8,4 % bekommen ein Stipendium o. ä. von irgendeiner öffentlichen Stelle, womit hier wahrscheinlich Graduiertenstipendien etc. gemeint sind, denn ausgewertet wurden hier nur diejenigen, die kein BAFÖG bekommen. Relativ hoch in dieser Gruppe ist auch die Anzahl derer, die von ihrem Ehegatten hauptsächlich unterhalten werden, gegenüber 2,5 % bei den BAFÖG-Empfängern sind es in dieser Gruppe 7,5 %. Nur 55,8 % der Nicht-BAFÖG-Empfänger sind auf eine zweite Finanzierungsquelle angewiesen und hierbei steht die eigene Erwerbstätigkeit mit 47,2 % an erster Stelle (die 47,2 % beziehen sich nur auf die Anzahl derer, die auch eine zweite Finanzierungsquelle angaben, sie entsprechen 26,3 % der Gesamtzahl der befragten Nicht-BAFÖG-Empfänger). Bei 21,3 % derjenigen, die eine zweite Finanzierungsquelle angaben, sind es die Eltern, die den restlichen Bedarf ihres studierenden Kindes zu sichern haben. Als zweite Finanzierungsquelle werden weiterhin genannt: Ehepartner (5,9 %), Verwandte (4,1 %) eigenes Vermögen (7,0 %) und öffentliche Stipendien (6,6 %). (Tabellen 106 b/107 b)

Man kann also sagen, daß der Anteil derjenigen, die ihre erste Finanzierungsquelle durch eigene Erwerbstätigkeit ergänzen müssen, bei beiden Gruppen etwa gleich groß ist, 22,8 % der BAFÖG-Empfänger müssen ihre erste Finanzierungsquelle durch eigene Erwerbstätigkeit verbessern, die Nicht-BAFÖG-Empfänger tun dies zu 26,3 %.

Man muß bei der Betrachtung dieser Ergebnisse allerdings berücksichtigen, daß nur nach zwei Finanzierungsquellen gefragt wurde, in vielen Fällen existieren aber weitaus mehr, die hier nicht erfaßt wurden. Man kann demzufolge davon ausgehen, daß ein Großteil derer, die eine zweite Finanzierungsquelle haben, auch noch von weiteren abhängig sind (Ferienjobs etc.).

1.9.2. Etat während der Vorlesungszeit

Besonders interessant scheint es zu untersuchen, ob BAFÖG-Empfänger möglicherweise aufgrund der öffentlichen Förderung auch in der Höhe ihres monatlichen Etats (monatlich zur Verfügung stehende Geldmenge, von der sämtliche Unkosten wie Miete, Fahrtkosten etc. zu bestreiten sind) benachteiligt sind. Die Berechnung des durchschnittlichen monatlichen Etats beider Gruppen ergibt für die BAFÖG-Empfänger 512,70 DM und für die Nicht-BAFÖG-Empfänger 534,40 DM (berechnet nach Klassenmitte, untere Randklasse 225 DM, obere Randklasse 750 DM) (Tabellen 108 a/b). Etwa die Hälfte der BAFÖG-Empfänger (48,0 %) haben einen monatlichen Etat von 450 bis 600 DM, bei den Nicht-BAFÖG-Empfängern sind es 32,4 %. Bei den Nicht-BAFÖG-Empfängern dagegen liegt der Prozentsatz derjenigen, die monatlich über 700 DM zur Verfügung haben, mit 23,1 % weitaus höher als bei den BAFÖG-Empfängern, von denen lediglich 8,6 % mehr als 700 DM bekommen. Für die Kategorie " 700 DM" wurden zur Berechnung des Durchschnittsetats eine Klassenmitte von 750 DM angenommen, geht man allerdings davon aus, daß viele Studenten monatlich weitaus höhere Beträge zur Verfügung haben, so wird die Differenz zwischen BAFÖG- und Nicht-BAFÖG-Empfängern hinsichtlich des monatlichen Etats noch größer. Man kann^{zwar}/davon ausgehen, daß es vielen Studenten,^{*} die BAFÖG beziehen, sollte aber dennoch nicht übersehen, daß etwa drei Viertel der

* die BAFÖG-unabhängig studieren, besser geht als ihren Kommilitonen,

Nicht-BAFÖG-Empfänger, was die Höhe des monatlichen Etats angeht, sich nicht von den Nicht-BAFÖG-Empfängern unterscheiden. (Tabellen 108 a/b)

1.9.3. Probleme mit dem Elternanteil

Ein besonderes Problem der BAFÖG-Förderung ist die Zahlung des Elternanteils, denn gerade Eltern von BAFÖG-Empfängern fällt es oft schwer, den fehlenden Teil zur Bedarfsdeckung beizusteuern. Es zeigt sich dann auch, daß 20,8 % derjenigen BAFÖG-Empfänger, die diese Frage beantworteten, Probleme mit der Zahlung des Elternanteils haben. Bei den Nicht-BAFÖG-Empfängern sind es 15,7 %. (Tabellen 109 a/b) In den meisten Fällen - besonders hoch ist der Prozentsatz bei den BAFÖG-Empfängern - sind die Eltern nicht in der Lage, die Zahlungen zu leisten, ein Hinweis auf die unzureichende öffentliche Förderung. Berechtigt scheint demnach die Forderung nach Erhöhung des Elternfreibetrages zu sein, denn so würden vor allem die Eltern unterer Lohngruppen entlastet. Das Problem, daß Eltern ihre Zahlungen an bestimmte Verpflichtungen binden, wird relativ selten angegeben, bei den BAFÖG-Empfängern sind es 2,7 %, bei der anderen Gruppe 3,0 %. Es bleibt allerdings anzumerken, daß die in den Antwortkategorien der Frage nach den Problemen mit dem Zahlungsanteil der Eltern aufgezeigten Problembereiche sich gegenseitig bedingen können, so daß nur die Möglichkeit von Mehrfachankreuzungen einen tieferen Einblick in die Problematik erlaubt hätte. Grundsätzlich ist bei der Elternförderung oder bei der Zahlung von elterlichen Anteilen zumindest die Möglichkeit der direkten Einflußnahme auf die Studienentscheidung des Studierenden gegeben. Die Problematik der Zahlung des Elternanteils ist im Hinblick auf die mit dieser Zahlung verbundenen möglichen Probleme (es kann auch zu

unbewußter oder indirekter elterlicher Einflußnahme kommen, ein Student kann sich bestimmte Verpflichtungen aufgrund der elterlichen Zahlungen auch selbst auferlegen etc.) im Rahmen dieser Untersuchung ohne hin nicht ausreichend aufzuhellen, hierfür wäre eine von Psychologen eigens konzipierte Befragung notwendig.

1.9.4. Monatliche Ausgaben

1.9.4.1. Für Wohnen

Durchschnittlich bezahlt ein BAFÖG-Empfänger monatlich 206,46 DM für eine Unterkunft. Der Nicht-BAFÖG-Empfänger dagegen muß dafür monatlich durchschnittlich 251,79 DM aufwenden. Das bedeutet, legt man die Durchschnittswerte des monatlichen Etats zu Grunde, daß ein BAFÖG-Empfänger durchschnittlich 40,3 % und ein Nicht-BAFÖG-Empfänger 47,1 % des monatlichen Etats für Wohnen ausgibt. (Tabellen 110 a/b)

1.9.4.2. Für Fahrtkosten

Ähnlich verhält es sich bei den Ausgaben für Fahrtkosten. Durchschnittlich bezahlt ein BAFÖG-Empfänger monatlich 73,41 DM, ein Kommilitone, der aus anderen Quellen finanziert wird, 88,33 DM. Die Fahrtkosten belasten den Etat demnach mit 14,3 % (BAFÖG-Empfänger) bzw. 16,5 % (Nicht-BAFÖG-Empfänger). (Tabellen 111 a/b)

1.9.4.3. Für Essen und Trinken

Das gleiche Verhältnis wie in den oben bearbeiteten Punkten trifft auch für die monatlichen Ausgaben für Essen und Trinken zu. Auch hier muß der BAFÖG-Empfänger sparsamer sein, er gibt monatlich durchschnittlich 165,15 DM für Lebensmittel aus, der Nicht-BAFÖG-Empfänger dagegen immerhin 184,75 DM. Das bedeutet eine monatliche Etatbelastung von 32,2 % (BAFÖG-

Empfänger) bzw. 34,5 % (Nicht-BAFÖG-Empfänger).
(Tabellen 112 a/b)

1.9.4.4. Für Lehrmittel und Gebühren

Auch hierfür gibt der Nicht-BAFÖG-Empfänger durchschnittlich etwas mehr aus, er bezahlt monatlich im Durchschnitt 68,10 DM gegenüber 62,38 DM bei den BAFÖG-Empfängern für Lehrmittel und Gebühren. Die Etatbelastung ist bei beiden Gruppen etwa gleich, sie beträgt 12,1 % (BAFÖG-Empfänger) bzw. 12,7 % (Nicht-BAFÖG-Empfänger). (Tabellen 113 a/b)

Diese Angaben geben allerdings nur ungefähr die Größenordnungen wieder, in denen sich die Ausgaben pro Monat für die einzelnen Bereiche bewegen, denn die Summe der Durchschnittswerte liegt über dem Durchschnittswert des monatlichen Etats des einzelnen Studenten (vgl.: Pkt. II 1.9.2.). Es ist demnach nur eine Aussage darüber möglich, in welchem größenmäßigen Verhältnis die einzelnen Ausgabenbereiche zueinander stehen.

Eine Erklärungsmöglichkeit wäre, daß die befragten Studenten ihre monatlichen Ausgaben nur grob schätzten und dabei nicht ihren monatlichen Etat zugrunde legten.

1.9.4.5. Für Kleidung

Für ihre Kleidung geben die BAFÖG-Studenten monatlich im Durchschnitt 52,72 DM, ihre Kommilitonen 60,31 DM aus. Das entspricht einer monatlichen Belastung des Etats von 10,3 % (BAFÖG-Empfänger) bzw. 11,3 % (Nicht-BAFÖG-Empfänger). (Tabellen 114 a/b)

1.9.4.6. Für Sonstiges

Die Beträge, die durch die bisherigen Antwortkategorien noch nicht abgedeckt wurden, machen bei den BAFÖG-Empfängern durchschnittlich 83,45 DM monatlich

aus, bei den Nicht-BAFÖG-Empfängern 92,83 DM. Die Etatbelastung für diesen Punkt beträgt demnach 16,3 % (BAFÖG-Empfänger) bzw. 17,4 % (Nicht-BAFÖG-Empfänger). (Tabellen 115 a/b)

1.10. Ernährung

1.10.1 "Wo essen Sie zu Mittag?"

BAFÖG-Empfänger essen relativ häufiger in der Mensa (37,3 % zu 30,4 %), dafür aber weniger häufig mit dem Partner zu Hause (11,5 % zu 15,1 %). Im Bezug auf die anderen Antwortkategorien gibt es keine relevanten Unterschiede. (Tabellen 116 a/b)

1.10.2. "Wie oft essen Sie in der Mensa?"

Die Ergebnisse dieser Frage bestätigen lediglich die Aussage von Pkt. 1.10.1.: BAFÖG-Empfänger geben zu 23,9 % an, "nie" in der Mensa zu essen, bei den Nicht-BAFÖG-Empfängern tun dies 33,5 % (Tabellen 117 a/b).

1.10.3 "Wie beurteilen Sie das Mensaessen?"

Überraschenderweise stellt sich heraus, daß diejenigen, die weniger in der Mensa essen, nämlich die Nicht-BAFÖG-Empfänger, das Mensaessen besser beurteilen als ihre Kommilitonen. 11,6 % der Nicht-BAFÖG-Empfänger gegenüber 7,4 % der BAFÖG-abhängigen Studierenden geben dem Mensaessen die Note 'Sehr gut' bis 'gut'. Ansonsten ergeben sich hier keine nennenswerten Unterschiede. (Tabellen 118 a/b)

1.11. Soziale Herkunft

1.11.1. Berufliche Ausbildung des Vaters

Erhebliche Differenzen treten bei der Betrachtung der beruflichen Ausbildung des Vaters zutage. Hier soll lediglich dargestellt werden, daß BAFÖG- und

Nicht-BAFÖG-Empfänger sich nicht nur in ihrer finanziellen Situation und den hiermit in Zusammenhang stehenden Bereichen unterscheiden, sondern daß die bisher erarbeiteten Verschiedenheiten auch Ausdruck der unterschiedlichen sozialen Herkunft (zumindest teilweise) sein können. BAFÖG-Empfänger haben z. B. wesentlich* häufiger einen Vater, der eine abgeschlossene Lehre oder vergleichbares hat (43,7 % zu 25,7 %). Keine Ausbildung oder eine Lehre ohne Abschluß haben die Väter von 9,6 % der BAFÖG-Empfänger und von 4,1 % der Nicht-BAFÖG-Empfänger. (Tabellen 119 a/b)

1.11.2. Berufliche Tätigkeit des Vaters

Die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen treten in ähnlicher Form auch bei der Betrachtung der beruflichen Tätigkeit des Vaters auf. Es zeigt sich, daß Väter von Nicht-BAFÖG-Empfängern zu 64,3 % leitende Angestellte, höhere Beamte und Freiberufler sind, Väter von BAFÖG-Empfängern sind dies lediglich zu 30,8 %. BAFÖG-Studenten stammen zu 30 % aus Arbeiter- und Bauernfamilien, bei der anderen Gruppe sind es nur 10 % (Tabellen 120 a/b), die daraus stammen. Das BAFÖG ist demnach eine schichtspezifische Studienförderung. Geht man davon aus, daß aufgrund der Charakteristika der BAFÖG-Förderung (Förderungshöchstdauer, Dahrlehnsregelung etc.) eine inhaltliche Verschiedenheit zur Elternförderung besteht, so kommt man zu dem Schluß, daß sich die schichtspezifische Benachteiligung der Arbeiter- und Bauernkinder im Bildungswesen auch in der öffentlichen Förderung niederschlägt. D. h. durch die heutige Regelung der öffentlichen Studienfinanzierung wird die schichtspezifische Chancenungleichheit zwar gemildert, auf der anderen Seite dagegen wird durch die Art der Förderung diese Chancenungleichheit manifestiert. So paradox es klingen mag, gerade durch die BAFÖG-Regelung werden die schichtspezifischen Unterschiede beibehalten:

* weniger häufig einen Vater mit Hochschulabschluß (9,3% zu 32,3%). Sie haben allerdings wesentlich

11.3. Berufliche Ausbildung der Mutter

Ähnlich, obgleich nicht so gravierend, zeigen sich die Verhältnisse bei der Betrachtung der mütterlichen Ausbildung. 84,3 % der BAFÖG-Empfänger haben eine Mutter, die entweder keine Ausbildung hat, eine Lehre ohne Abschluß oder eine abgeschlossene Lehre oder ähnliches, bei den Nicht-BAFÖG-Empfängern macht dieser Prozentsatz 66,1 % aus. 11,8 % der Mütter von Nicht-BAFÖG-Empfängern haben einen Hochschulabschluß, aber nur 3,2 % der Mütter von BAFÖG-Studenten. (Tabellen 121 a/b)

11.4. Berufliche Tätigkeit der Mutter

Die höhere berufliche Qualifikation der Mütter von Nicht-BAFÖG-Studenten schlägt sich auch auf ihre berufliche Tätigkeit nieder. Zwar ist immer noch die Mehrzahl der Mütter beider Gruppen Hausfrau, aber schon hier zeigen sich deutliche Unterschiede. Während etwa drei Viertel (73,2 %) der Mütter von BAFÖG-Studenten Hausfrauen sind, sind es bei der anderen Gruppe nur etwa zwei Drittel (66,5 %). Der Differenzbetrag von ca. 9 % schlägt sich bei der Kategorie "ganztags erwerbstätig" nieder. Während nur 8,5 % der Mütter von BAFÖG-Studenten ganztätig einen Beruf ausüben, tun es die Mütter aus der anderen Gruppe zu 15,2 %. (Tabellen 122 a/b)

1.12. "Hätten Sie Ihr Hauptfach gewechselt, wenn es nicht eines der folgenden Hindernisse gegeben hätte?"

32,8 % der BAFÖG-Studenten, sowie 24,2 % der Nicht-BAFÖG-Studenten hätten ihr Hauptfach gewechselt, wenn es nicht irgendwelche Hindernisse gegeben hätte. Von denjenigen BAFÖG-Empfängern, die ihr Hauptfach gerne gewechselt hätten, gaben 55,4 % an, daß sie die Gefährdung des BAFÖG durch den Hauptfachwechsel davon

abgehalten hätte. 27,6 % von ihnen geben den NC als Hinderungsgrund an. Von den Nicht-BAFÖG-Empfängern, die ihr Hauptfach nicht wechseln konnten, gaben 44,0 % den zu hohen NC als Grund an und 15,9 % Schwierigkeiten mit der Studienfinanzierung durch die Eltern. Sicherlich werden hier nicht alle Gründe aufgeführt, die ausschlaggebend dafür sind, das Hauptfach nicht zu wechseln, was auch die Prozentsätze in der Antwortkategorie "Sonstiges" zeigen (2,1 % bzw. 3,5 %), dennoch läßt sich feststellen, daß es neben dem NC die Schwierigkeiten mit der Studienfinanzierung sind, die einen Studierenden daran hindern, in ein Fach zu wechseln, das nach seiner Meinung eher seinen Neigungen entspricht.

Rechnet man alle Prozentsätze derjenigen Antwortkategorien zusammen, die finanzielle Gründe sowie den zu hohen NC zum Inhalt haben, so ergibt sich in Bezug auf die Gesamtzahl der befragten Studenten, daß etwa jeder fünfte (21,1 %) aus diesen Gründen an einem Studienfachwechsel gehindert wird.

Es zeigt sich weiterhin eine Benachteiligung der BAFÖG-Empfänger, denn von ihnen sind es 32,8 %, die ihr Studienfach nicht wechseln konnten, bei den Nicht-BAFÖG-Empfängern dagegen sind es 'nur' 24,6 %. Die BAFÖG-Regelung führt also auch in diesem Punkt zu einer Benachteiligung von Studenten aus finanziell schwächeren Familien gegenüber den anders finanzierten Studenten. (Tabellen 123 a/b)

1.13. Studienzufriedenheit

1.13.1. "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"

Ein, wenn auch nur scheinbar positiver Ausdruck des Leistungsdruckes bei BAFÖG-Empfängern zeigt sich

in den Ergebnissen der Frage nach der Einschätzung der 'verlorenen' Semester. Während BAFÖG-Studenten zu 49,8 % meinen, ein Semester verloren zu haben, sind es bei den Nicht-BAFÖG-Studenten 54,8 %. Eine Erklärungsmöglichkeit wäre: BAFÖG-Empfänger sind aufgrund der besonderen Regelung ihrer Finanzierung konzentrierter und intensiver bei ihrer Arbeit. Eine weitere Interpretationsmöglichkeit wäre, daß Studierende aus unteren Sozialschichten einem Aufstiegsdruck unterliegen, der die Studienaktivitäten ansteigen läßt, während bei der anderen Gruppe der Statuserhalt diese Funktion nicht zu leisten vermag. (Tabellen 124 a/b)

1.13.2. "Glauben Sie, daß Sie sich zuviel Freizeit genommen haben?"

Es zeigt sich, daß BAFÖG-Empfänger zu 43,4 % diese Frage mit "nie" oder "selten" beantworteten, von den Nicht-BAFÖG-Studenten wurden jene Kategorien zu insgesamt 39,4 % angekreuzt. Die mittlere Kategorie ("manchmal") wurde von beiden Gruppen relativ gleich häufig angegeben. Bei den Kategorien "oft" und "ständig" zeigt sich dann entsprechend, daß 21,9 % der Nicht-BAFÖG-Empfänger glauben, ein Semester 'verloren' zu haben, gegenüber nur 17,9 % der BAFÖG-Empfänger. (Tabellen 125 a/b) Man kann demnach davon ausgehen, daß der Druck, der mit der BAFÖG-Regelung ausgeübt wird, zu einer intensiveren Beschäftigung mit den Studieninhalten zwingt, und somit weniger häufig bei den Studierenden das Gefühl entstehen läßt, sich zuviel Freizeit genommen zu haben.

Dieses Ergebnis soll allerdings nicht eine positive Seite der Förderungshöchstdauerregelung des BAFÖG darstellen, vielmehr soll manifestiert werden, daß durch diese Art der Regelung der öffentlichen Förderung Leistungsdruck ausgeübt wird, daß Studierende aus unteren Sozialschichten (BAFÖG-Empfänger) einem höheren

Leistungsdruck ausgesetzt sind als andere Studenten. Sicherlich ist diese Regelung ein Mittel zur Beschleunigung des Studiums, man muß hierbei allerdings berücksichtigen, daß Maßnahmen, die zur Studienverkürzung beitragen, immer zu Lasten der Studenten gehen.

1.13.3. Zahl der Hochschultage pro Woche

Unterstützt wird das Ergebnis, das eine Tendenz zum höheren Leistungsdruck zeigt, noch von den Ergebnissen der Frage nach der Anzahl der Hochschultage pro Woche. Zwar sind die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen nicht sehr gravierend, dennoch läßt sich hieraus eine Bestätigung der oben dargestellten Tendenz ersehen. BAFÖG-Studenten sind durchschnittlich 4,335 Tage pro Woche an der Universität, Nicht-BAFÖG-Empfänger dagegen 4,081 Tage pro Woche (Tabellen 126 a/b). Fünf und mehr Tage pro Woche sind 56,6 % der BAFÖG-Studenten an der Uni, bei der anderen Gruppe sind es dagegen nur 48,2 %.

1.14. Berufsperspektive

Unterschiede zwischen BAFÖG- und Nicht-BAFÖG-Empfängern haben sich auch in folgenden Fragen, die die Berufsperspektive betreffen, ergeben:

1.14.1. "Streben Sie eine Beschäftigung im öffentlichen Dienst an?"

Von den BAFÖG-Empfängern wollen 42,6 % in den Schulbereich, bei den anders finanzierten Kommilitonen sind es dagegen nur 33,1 %. Nicht-BAFÖG-Studenten dagegen wollen häufiger in die freie Wirtschaft (49,1 % zu 41,1 %). Die Unterschiede bei den anderen Antwortkategorien sind nicht wesentlich. (Tabellen 127 a/b) Eine mögliche Erklärung für dieses Ergebnis wäre, daß sich BAFÖG-Studenten häufiger für ein relativ kürzeres

Lehrerstudium entscheiden, weil dadurch die spätere Belastung durch den Darlehnsanteil des BAFÖG sinkt und die Möglichkeit, das Studium innerhalb des vorgeschriebenen Zeitraums (BAFÖG-Höchstförderungsdauer) zu beenden, wahrscheinlicher ist. Möglicherweise besteht hier auch ein Zusammenhang mit der sozialen Schicht aus der die Studenten stammen; Studenten aus finanziell minderbemittelten Familien der unteren Sozialschicht entscheiden sich vielleicht häufiger für ein kurzes Studium als Studenten aus wohlhabenden, sozial höher stehenden Familien, für die das Studium möglicherweise die Funktion des Statuserhalt hat (in die Fußstapfen des Vaters treten).

1.14.2. "Glauben Sie im Anschluß an Ihr Studium einen Arbeitsplatz zu bekommen?"

Wesentlich pessimistischer als ihre Kommilitonen sehen die BAFÖG-Studenten ihre Berufschancen. Nur 45,1% der BAFÖG-Empfänger beantworteten diese Frage mit "ja", gegenüber 57,4 % der Nicht-BAFÖG-Empfänger (Tabellen 128 a/b).

1.14.3. "Glauben Sie, daß dieser Arbeitsplatz hinsichtlich Inhalt und Bezahlung ihrer Ausbildung und Qualifikation entspricht?"

Eine Bestätigung der Tendenz, daß bei den BAFÖG-Studenten die Berufschancen schlechter eingeschätzt werden, ergibt sich bei der Frage nach der Qualität des Arbeitsplatzes. Nur 14,8 % der BAFÖG-Studenten gegenüber 20,4 % der Nicht-BAFÖG-Studenten sind sich sicher, einen Arbeitsplatz entsprechend ihrer Ausbildung und Qualifikation zu erhalten. 26,4 % der BAFÖG-Studenten und 23,7 % ihrer anders finanzierten Kommilitonen rechnen nicht damit, einen entsprechend qualifizierten Arbeitsplatz zu bekommen (Antwortkategorien "wohl kaum" plus "bestimmt nicht"). (Tabellen 129 a/b)

1.15 Zusammenfassung

Zusammenfassend kann man von einer Vielzahl von Unterschieden zwischen BAFÖG- und Nicht-BAFÖG-Empfängern sprechen, die direkt oder indirekt mit der Art der Studienfinanzierung in Zusammenhang stehen. Man kann davon ausgehen, daß BAFÖG-Studenten jünger sind, weniger häufig verheiratet, und auch weniger häufig in höheren Hochschul- und Fachsemestern stehen. Durch die besondere Regelung der BAFÖG-Förderung ist es den BAFÖG-Empfängern wesentlich weniger häufig möglich, das Hauptfach zu wechseln.

Auch scheint die Art und Weise des Wohnens von der Art der Finanzierung abzuhängen, denn BAFÖG-Empfänger wohnen häufiger als ihre Kommilitonen in den traditionellen und preiswerteren Unterkünften wie Studentenwohnheimen und privaten Einzel- und Doppelzimmern. Nicht-BAFÖG-Empfänger können mehr Geld für Miete ausgeben und haben demzufolge auch bessere Zimmer und Wohnungen, nach denen sie auch nicht so lange suchen müssen wie ihre BAFÖG-abhängigen Kommilitonen. Die durchschnittlich schlechtere materielle Lage der BAFÖG-Studenten wirkt sich in fast gleichem Maß auf alle Lebensbereiche aus. Da das BAFÖG* häufiger als ihre Kommilitonen auf weitere Finanzierungsquellen angewiesen, ebenso wie sie aufgrund der zu niedrigen Elternfreibeträge häufiger Probleme mit der Zahlung des Elternanteils haben.

Die Benachteiligungen durch die BAFÖG-Förderung treffen in der Regel Studierende aus unteren Sozialschichten, es zeigt sich nämlich, daß Nicht-BAFÖG-Studenten häufiger als BAFÖG-Empfänger höher qualifizierte Eltern - sowohl hinsichtlich der beruflichen Ausbildung als auch hinsichtlich der Berufsausübung - haben. Der Druck, der durch die BAFÖG-Regelung ausgeübt wird, führt - zumindest vordergründig betrachtet - zu einem effektiveren Studium, denn BAFÖG-Empfänger

* nur in seltenen Fällen bedarfsdeckend ist, sind BAFÖG-Empfänger

meinen weniger häufig ein Semester 'verloren' zu haben, haben weniger das Gefühl, sich zuviel Freizeit genommen zu haben. Die Studieneffektivierung ist aber nicht durch eine Erhöhung der Studienmotivation, sondern lediglich durch materiellen Druck zustande gekommen, was die Qualität der Effektivitätssteigerung in ein anderes Licht rückt. Ein Beweis hierfür ist z. B. die Einschätzung der beruflichen Perspektive. BAFÖG-Studenten sehen ihrer beruflichen Zukunft wesentlich skeptischer entgegen, sowohl hinsichtlich des Problems innerhalb eines akzeptablen Zeitraums einen Beruf zu finden, als auch hinsichtlich dessen Ausgestaltung und Qualität. Es schließen sich demzufolge folgende Forderungen an:

Die Berechnungsmodi des BAFÖG sind so zu verändern daß der Elternbeitrag nur von denjenigen Eltern geleistet werden muß, die hierzu auch in der Lage sind. Weiterhin ist eine kontinuierliche Erhöhung des Elternfreibetrages sowie eine Angleichung des BAFÖG-Satzes an die allgemeine Lohnentwicklung zu fordern. Der Idealfall wäre ein sogenanntes 'Studentengehalt', daß jeder Student bezöge und ihm eine wirtschaftliche Existenz in bescheidenen Verhältnissen, ohne auf finanzielle Zuwendungen der Eltern angewiesen zu sein, erlaubte. Dieses "Studentengehalt" müßte ebenfalls kontinuierlich an die Lohn- und Preisentwicklung angeglichen werden.

Eine weitere berechtigte Forderung wäre die Abschaffung der Dahrlehnsförderung, sowohl beim BAFÖG als auch beim Graduiertenförderungsgesetz, da an der Ausbildung von qualifiziertem wissenschaftlichen Nachwuchs ein unbestrittenes gesellschaftliches Interesse besteht, für das die Gesellschaft auch die Finanzierung zu leisten hätte.

Sicherlich wird an dieser Stelle die Frage der Finanzierbarkeit dieser Forderungen gestellt werden

müssen. Zunächst sind diese Forderungen hinsichtlich der Studienfinanzierung nur Idealforderungen. Eine Verbesserung der studentischen finanziellen Lage würde sich sicherlich auch schon nach der Erfüllung nur einiger dieser Verbesserungsvorschläge einstellen. Zum anderen sollte in einer Gesellschaft die Bildung und Ausbildung von Nachwuchskräften generell Priorität erhalten, dies gilt natürlich insbesondere für den Hochschulsektor. D. h., es ist wichtig, die gesellschaftliche Relevanz der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses zu erkennen und richtig einzuschätzen, denn die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung und Entwicklungsfähigkeit einer Gesellschaft ist immer von der Bildung und von den Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten seiner Mitglieder abhängig. So gesehen ist also der Bildungs- und damit auch der Hochschulbereich derjenige, in dem am wenigsten Sparmaßnahmen angesetzt werden sollten. Die oben aufgestellten Forderungen beinhalten demnach nicht nur eine Verbesserung der materiellen Situation der Studenten, sondern hiermit einhergehend einen Einschätzungswandel der Politiker hinsichtlich der Bedeutung des Bildungsektors.

2. Schichtzugehörigkeit

Es erscheint angebracht, die Antworten der Sozialumfrage nach der beruflichen Tätigkeit des Vaters zu differenzieren, um herauszufinden, inwieweit schichtspezifische Merkmale direkten Einfluß auf das Studium nehmen, und wie qualitativ die zu erwartende Benachteiligung der unteren Sozialschichten aussieht. Zur Vervollständigung dieser Betrachtungen wäre sicherlich auch die berufliche Ausbildung beider Elternteile, d. h. auch die berufliche Tätigkeit der Mutter miteinzubeziehen gewesen; dieses hätte allerdings den Rahmen dieser Arbeit gesprengt, da jenes Thema Stoff genug für eine neue Untersuchung liefern könnte.

2.1. Hauptfachwechsel

Ein Bereich im Studium, in dem es eine Abhängigkeit von der Schichtzugehörigkeit zu geben scheint, ist der Hauptfachwechsel. Nach den Ergebnissen der Sozialumfrage haben Studierende aus sozial höheren Schichten relativ häufiger das Hauptfach gewechselt als diejenigen aus sozial niedriger gestellten Schichten. Es zeigt sich, daß Studierende, deren Väter Facharbeiter, ungelernte oder angelernte Arbeiter oder selbständige Landwirte sind, nur zu 18,9 % bzw. 17,3 % und bzw. 16,6 % ihr Hauptfach gewechselt haben. Studierende, deren Väter leitende Angestellte, höhere Beamte oder Freiberufler sind, haben dagegen zu 21,3 % bzw. 22,8 % und bzw. 21,3 % ihr Hauptfach gewechselt. (Tabelle 13o) Hieraus läßt sich eindeutig die Tendenz ablesen, daß die Häufigkeit des Hauptfachwechsels abhängig ist vom Beruf des Vaters und somit von der Schichtzugehörigkeit.

Erklären könnte man dieses Phänomen mit der Art der Studienfinanzierung (BAFÖG-Regelung!). 'Kinder reicher Eltern' können es sich eher leisten, das Hauptfach zu wechseln und dadurch auch ein längeres Studium in Kauf zu nehmen. Studierende aus ärmeren Elternhäusern unterliegen den Zwängen durch das BAFÖG; Nicht-BAFÖG-Empfänger dagegen legen sich oft selbst den Zwang auf, finanziell möglichst schnell vom Elternhaus unabhängig zu werden.

Man kann also zusammenfassend feststellen, daß es Studierenden aus unteren Sozialschichten relativ weniger häufig möglich ist, Studienschwierigkeiten durch den Wechsel des Hauptfaches zu lösen, d. h. die Studienorganisation ist zumindest teilweise schichtspezifisch, wenngleich hier angemerkt werden muß, daß die Unterschiede nicht sehr groß sind, was mit dem Wunsch einiger Nicht-BAFÖG-Bezieher zusammenhängen mag, die

Ablösung vom Elternhaus möglichst - auch in finanzieller Hinsicht - rasch zu vollziehen.

2.2. Fachbereichszugehörigkeit

Geht man aus von einer schichtspezifischen Sozialisation, so liegt die Vermutung nahe, daß Studierende aus unterschiedlichen Sozialschichten auch unterschiedliche Studienschwerpunkte (Fächer) wählen. Hier ist nun die Fachbereichszugehörigkeit aufgeschlüsselt nach der sozialen Schichtzugehörigkeit: (Tabelle 131)

Es zeigt sich zunächst, daß der Fachbereich katholische Theologie (FB 2) relativ häufiger von Angehörigen der Arbeiterschaft und der Landwirtschaft gewählt wird. Der Fachbereich Jura (FB 3) dagegen wird relativ häufiger von Studierenden aus höheren Sozialschichten (besonders: Kinder leitender Angestellter, höherer Beamter, Freiberufler) gewählt. Im Fachbereich Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (FB 4) sind relativ am häufigsten Kinder von Landwirten und von Freiberuflern vertreten. Bei den Medizinern (FB 5 und 6) studieren relativ am häufigsten Kinder von höheren Beamten und von freiberuflich Tätigen, sowie von 'Sonstigen'. Am stärksten unterrepräsentiert sind hier Studenten aus Arbeiter- und Bauernfamilien. Kaum nennenswerte Unterschiede dagegen gibt es im Fachbereich Philosophie (FB 7), das gleiche gilt für den Fachbereich Psychologie (FB 8). Im Fachbereich Erziehungswissenschaften (FB 9) studieren besonders häufig Kinder von ungelernten oder angelernten Arbeitern, von 'übrigen' Angestellten und 'übrigen' Beamten. Stark unterrepräsentiert an diesem Fachbereich, der die Fächer Soziologie, Publizistik und Pädagogik umfaßt und als relativ fortschrittlich gilt, sind Facharbeiterkinder und Studierende aus bäuerlichen Familien sowie Angehörige höherer Sozialschichten (leitende Angestellte, höhere Beamte, freie Berufe). Relativ gleichmäßig verteilt sind die

Sozialschichten im Fachbereich Geschichte (FB 10), hier sind lediglich die Kinder ungelernter Arbeiter relativ stark überrepräsentiert, die Kinder von Freiberuflern dagegen relativ stark unterrepräsentiert. Relativ gleichmäßig sind die verschiedenen Berufsgruppen der Väter auch im Fachbereich Germanistik (FB 11) verteilt, hier ist nur eine Unterrepräsentanz der Kinder von Landwirten, 'übrigen' Beamten und Freiberuflern zu beobachten. Ebenfalls ist eine relative Gleichverteilung hinsichtlich der Schichtzugehörigkeit in den Fachbereichen Anglistik, Romanistik und Slawistik (FB 12 und 13) festzustellen. Aufgrund der geringen Studentenzahlen sind die Aussagen für den Fachbereich außereuropäische Sprachen und Kulturen (FB 14) wenig gesichert, es fällt hier lediglich auf, daß relativ viele Kinder höherer Beamten in diesem Fachbereich studieren. Im Fachbereich Mathematik (FB 15) sind besonders viele Angehörige unterer Sozialschichten zu finden, relativ unterrepräsentiert sind die Studenten aus sozial höher gestellten Schichten (leitende Angestellte, höhere Beamte, Freiberufler). Gleiches gilt auch für den Fachbereich Physik (FB 16). Im Fachbereich Chemie (FB 17) studieren besonders häufig Kinder aus Facharbeiterfamilien, besonders wenig häufig dagegen aber Kinder von 'übrigen' Beamten und Freiberuflern. Im Fachbereich Biologie (FB 18) studieren besonders viel Angehörige der Mittelschicht, hier sind am häufigsten Kinder von Landwirten, 'übrigen' Angestellten, höheren Beamten und 'übrigen' Beamten vertreten, am wenigsten studieren Angehörige von Freiberuflern in diesem Fachbereich. Im Fachbereich Geowissenschaften (FB 19) studieren am häufigsten Angehörige von Landwirten, unterrepräsentiert sind die Kinder beider Beamtengruppen und die der freiberuflich Tätigen.

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß es durchaus schichtspezifische Unterschiede in der Wahl

des Fachbereiches gibt. Sicherlich sind diese schichtspezifischen Unterschiede nicht sehr gravierend, es lassen sich aber dennoch Hinweise darauf finden, daß Angehörige der oberen Sozialschichten häufiger in den traditionsreichen Fächern wie z. B. Jura und Medizin studieren, Angehörige der Unter- und Mittelschicht mit Einschränkungen in den Erziehungswissenschaften und Naturwissenschaften (hier besonders in Mathematik), und daß eine relative Gleichverteilung in den Geisteswissenschaften und den Sprachen zu finden ist.

2.3. Wohnkomfort

Auch hier sind die Unterschiede zwischen den Sozialschichten relativ klein.

Es zeigt sich allerdings deutlich, daß Angehörige der Unter- und Mittelschicht ihre Unterkunft nach den im Fragebogen angegebenen Kriterien schlechter beurteilen als Angehörige der höheren Sozialschichten (leitende Angestellte, höhere Beamte, Freiberufler, Sonstige). Eine Ausnahme bilden hier die Angehörigen der ungelernten oder angelernten Arbeiter. Sie schätzen ihre Unterkunft fast ebenso häufig als "komfortabel" und "überdurchschnittlich" ein wie die Kinder von leitenden Angestellten, höheren Beamten und Freiberuflern. (Tabelle 132)

2.4. Zimmersuche

Es läßt sich weiterhin feststellen, daß die Angehörigen unterer Sozialschichten (Facharbeiter, angelernte ungelernte Arbeiter und Landwirte) häufiger, teilweise sogar wesentlich häufiger, auf Zimmersuche sind als ihre Kommilitonen, deren Väter Angestellte, Beamte oder Freiberufler sind. Faßt man die Kategorien Facharbeiter angelernte/ungelernte Arbeiter und selbständige Landwirte zusammen und vergleicht sie mit der Zusammenfassung der übrigen Kategorien, so ergibt sich, daß 17,0 %

der Studierenden aus unteren Sozialschichten zum Zeitpunkt der Untersuchung ein Zimmer suchen, während dies nur 12,7 % der Studierenden aus der Mittel- und Oberschicht tun (Tabelle 133). Eine mögliche Erklärung hierfür wäre, daß Unterschichtskinder häufiger in einer finanziell schlechteren Situation leben und deshalb ihre Wohnsituation schlechter ist (siehe auch bei: Wohnkomfort). Aus dieser finanziellen Situation (aufgrund der BAFÖG-Regelung) und der möglicherweise größeren Schwierigkeit der Eltern, die studierenden Kinder finanziell zu unterstützen, folgt dann ein höherer Aufwand bei der Suche nach einem den Bedürfnissen und dem Geldbeutel entsprechenden Zimmer.

2.5. Erste Finanzierungsquelle

Bei der Betrachtung der ersten Finanzierungsquelle in Abhängigkeit von der Schichtzugehörigkeit zeigt sich, daß Angehörige der unteren Sozialschicht relativ am wenigsten von ihren Eltern hauptsächlich unterhalten werden, und daß Kinder der oberen Sozialschicht am häufigsten von ihren Eltern unterhalten werden. Die Angehörigen der Mittelschicht ('übrige' Beamte und Angestellte) liegen in der Häufigkeit der Elternunterstützung zwischen diesen beiden Gruppen. Bei der Zusammenfassung der Kategorien (Facharbeiter, ungelernte/angelernete Arbeiter, Landwirte = untere Sozialschicht; leitende Angestellte, höhere Beamte, freie Berufe = höhere Sozialschicht; übrige Beamte und Angestellte = Mittelschicht) ergibt sich folgendes: hauptsächlich von den Eltern werden

17,5 % der unteren Sozialschicht

61,9 % der höheren Sozialschicht

36,7 % der Mittelschicht

(Tabelle 134)

unterhalten. Genau das umgekehrte Verhältnis ergibt sich hinsichtlich des Unterhaltes durch öffentliche

Stipendien (BAFÖG etc.). Nur relativ geringe Unterschiede zwischen den Sozialschichten gibt es bei der eigenen Erwerbstätigkeit als erste Finanzierungsquelle; im Durchschnitt finanzieren 12,9 % ihr Studium durch eigene Erwerbstätigkeit. Alle anderen in den Antwortkategorien aufgeführten Finanzierungsmöglichkeiten sind ohne Bedeutung. (Tabelle 134)

Man kann also davon ausgehen, daß die Nachteile der öffentlichen Studienförderung, die im allgemeinen Teil dieser Arbeit erörtert wurden, wie theoretisch vermutet, am häufigsten die Arbeiterklasse und die Landwirte treffen. Natürlich war dieses Ergebnis in dieser oder ähnlicher Form zu erwarten, dennoch muß man sich vergegenwärtigen, daß gerade die Gruppe unter den Studenten, für die es ohnehin schon am schwierigsten war, die Universität zu erreichen, hier durch die unzureichende öffentliche Förderung noch nicht einmal materiell gleiche Chancen erwarten kann, sondern daß hier ihre allgemeine gesellschaftliche Benachteiligung noch manifestiert wird.

2.6. Zweite Finanzierungsquelle

Vollständig wird die Betrachtung der schichtspezifischen Studienfinanzierung allerdings erst bei der Berücksichtigung mindestens einer weiteren Finanzierungsquelle. Die zweite Finanzierungsquelle, die von etwa 64 % der Befragten angegeben wurde, wird in den meisten Fällen von der eigenen Erwerbstätigkeit gespeist. mit Ausnahme der Facharbeiterkinder, die am häufigsten neben ihrer ersten Finanzierungsquelle Geld von ihren Eltern bekamen. Am stärksten sind Kinder von ungelernten oder angelernten Arbeitern, von leitenden Angestellten, von höheren Beamten und von Freiberuflern auf die Finanzierungsmöglichkeit durch eigene Erwerbstätigkeit angewiesen. Die Förderung durch Beiträge der Eltern zusätzlich zur ersten Finanzierungsquelle tritt demzufolge bei den Studierenden, deren Eltern aus diesen

Berufsgruppen kommen, in den Hintergrund. (Tabelle 135)
Die anderen Finanzierungsmöglichkeiten sprechen hinsichtlich der zweiten Finanzierungsquelle eine untergeordnete Rolle: Öffentliche Stipendien (BAFÖG, Graduiertenförderung) werden nur von 12,8 % derjenigen, die eine zweite Finanzierungsquelle nennen, angegeben.

Es zeigt sich also, daß zunächst die erste Finanzierungsquelle bei 63,6 % der Befragten nicht ausreicht. Die entstehende Finanzierungslücke muß hauptsächlich von den Eltern und durch eigene Erwerbstätigkeit geschlossen werden. Die Angehörigen der höheren Sozialschichten weichen dabei eher auf die eigene Erwerbstätigkeit aus, da ihre Eltern in den meisten Fällen ja schon die erste Finanzierungsquelle stellen, während die Angehörigen der unteren Sozialschichten in stärkerem Maße die Eltern, aber auch die eigene Erwerbstätigkeit als zweite Finanzierungsquelle angeben. Die Facharbeiterkinder tragen am wenigsten durch eigene Erwerbstätigkeit als zweite Finanzierungsquelle zu ihrem Einkommen bei, dafür stellen sie relativ den höchsten Prozentsatz derjenigen, die von ihren Eltern zusätzlich zur ersten Finanzierungsquelle unterstützt werden. (Tabelle 135)

2.7. Monatlicher Etat während der Vorlesungszeit

Zusammenfassung der in der Tabelle 136 enthaltenen Kategorien 600-699 DM und größer als 700 DM:

Facharbeiter:	28,3 %
ungelernte Arbeiter	29,3 %
Landwirte:	28,6 %
leitende Angestellte:	32,5 %
übrige Angestellte:	28,5 %
höhere Beamte:	30,8 %
übrige Beamte:	26,3 %
freie Berufe	38,3 %
Sonstige:	37,1 %

Die Zusammenfassung der Tabelle 136 zeigt, daß es bezüglich des monatlichen Etats deutliche Unterschiede gibt zwischen Angehörigen der Unter- und Mittelschicht und den Angehörigen höherer Sozialschichten. Eine Ausnahme bilden die studierenden Kinder der höheren Beamten, die nur unwesentlich häufiger als die Angehörigen der Unter- und Mittelschicht einen Etat von über 600 DM zur Verfügung haben. Was allerdings die leitenden Angestellten sowie die freien und die unter 'Sonstige' zusammengefaßten Berufe angeht, so ist hier ein Betrag von über 600 DM monatlich relativ häufiger angegeben worden als bei den anderen Berufsgruppen. (Tabelle 136) Obwohl die Unterschiede zwischen den Sozialschichten hinsichtlich des Etats kleiner sind als erwartet wurde, kann man dennoch davon ausgehen, daß die schichtspezifische Studienfinanzierung auch Auswirkungen auf die Höhe des Etats hat. Im übrigen ist es einigermaßen problematisch, die Etats der einzelnen Studenten miteinander zu vergleichen, da die Art und Höhe der Unkosten unterschiedlich sind, so fließen z. B. in diese Etatberechnung auch die Angaben derjenigen Studenten mit ein, die bei ihren Eltern wohnen, und bei denen somit geringe Ausgaben z. B. für Miete und Verpflegung zu erwarten sind.

2.8. Probleme mit dem Zahlungsanteil der Eltern

Die Differenzierung der Probleme mit dem Zahlungsanteil der Eltern nach der Schichtzugehörigkeit zeigt, daß die Kinder von leitenden Angestellten, höheren Beamten und Freiberuflern die wenigsten Probleme mit der Zahlung des Elternanteils haben. Kinder von Facharbeitern, ungelernten/angelernten Arbeitern sowie von 'übrigen' Beamten und 'übrigen' Angestellten geben am häufigsten an, daß die Eltern nicht in der Lage seien, die erforderlichen Zahlungen zu leisten. (Tabelle 137)

Dieses Ergebnis weist wieder auf die unzureichende BAFÖG-Förderung hin, denn aufgrund des zu niedrigen Elternfreibetrages sind viele finanziell minderbemittelte Eltern nur schwer in der Lage, die Differenz zwischen BAFÖG-Satz und Bedarf des Studierenden zu decken. Dieser Aspekt der öffentlichen Förderung, bei dem davon ausgegangen wird, daß die Eltern den Restbedarf ihres studierenden Kindes tragen können und auch tragen (- dies aber in der Realität dazu führt, daß dieser Restbedarf nicht gezahlt wird, bzw. nicht gezahlt werden kann -) ist ein Grund dafür, warum das BAFÖG als in sich schichtenspezifisch benachteiligend bezeichnet werden kann. Die finanzielle Belastung, die aus der nicht geleisteten Zahlung des Elternanteils resultiert, führt gerade bei den Studenten der Schichten zu einer monatlichen Etatminderung, die sowieso schon aufgrund schichtspezifischer Bildungsentscheidungen am freien Zugang zu höheren Bildungseinrichtungen behindert sind.

2.9. Berufliche Ausbildung des Vaters

Um die Kategorien der Berufsgruppen etwas transparenter zu machen, sei hier kurz eingegangen auf die Ausbildung, die die Väter der Studenten für die verschiedenen Berufsgruppen absolviert haben: Facharbeiter haben demnach am häufigsten einen Lehrabschluß (78,9 %) oder eine Meisterprüfung (12,4 %). Ungelernte oder angelernte Arbeiter haben zu 34,5 % keine Lehre, eine Lehre ohne Abschluß haben 25,4 % eine Lehre oder einen ähnlichen Abschluß haben 29,1 %. Die Landwirte haben zu 10 % keine Lehre, 42,6 % haben eine Lehre oder ähnliches, einen Meister haben in dieser Berufsgruppe 21,1 %. Bei den leitenden Angestellten haben 27,5 % eine Lehre oder vergleichbares, Meister sind 34,9 %, einen Hochschulabschluß haben 25,7 %. Bei den 'übrigen' Angestellten haben 46,9 % eine Lehre oder ähnliches, Meister oder ähnliches sind 34,9 %. Die höheren Beamten

sind zu 13,8 % Meister, haben zu 61,8 % einen Hochschulabschluß und zu 15,6 % eine sonstige Ausbildung. Bei den 'übrigen' Beamten sind es 30,6 %, die eine Lehre oder ähnliches haben, Meister sind von ihnen 28,0 %, einen Hochschulabschluß haben 21,0 % und auf die sonstige Ausbildung fallen 17,9 %. Die Freiberufler verteilen sich wie folgt: 21,9 % mit Lehre, 31,6 % sind Meister, 31,1 % sind Hochschulabsolventen. Die Angehörigen 'sonstiger' Berufe setzen sich hauptsächlich zusammen aus Absolventen einer Lehre (31,6 %), Absolventen einer Meisterprüfung o. ä. (22,8 %), Hochschulabsolventen (18,0 %) sowie Absolventen 'sonstiger' Ausbildungen (12,4 %). (Tabelle 138)

2.10. Berufliche Ausbildung der Mutter

Bei dem Vergleich der Tabelle 138 (Ausbildung des Vaters) mit Tabelle 139 (Ausbildung der Mutter) fällt zunächst auf, daß die Mütter generell schlechter qualifiziert sind als die Väter. Weiterhin wird deutlich, daß, je geringer die Väter qualifiziert sind, desto mehr sinkt die berufliche Qualifikation der Mutter. So zeigt sich z. B., daß die Mütter der Kinder von Facharbeitern und von ungelernten/angelernten Arbeitern zu 40,0 % bzw. zu 91,4 % keine Ausbildung haben. Aber auch bei den anderen Berufsgruppen liegen die Prozentsätze derjenigen Mütter, die keine Ausbildung haben, weit über denen der Väter.

Hier eine Auflistung, wieviel Mütter aus welcher Schicht eine höhere Qualifikation als eine abgeschlossene Lehre haben: (Tabelle 139) Mütter von Kindern von:

Facharbeiter:	4,3 %
ungelernte Arbeiter:	3,2 %
Landwirte:	20,0 %
Leitende Angestellte:	28,7 %
'übrige' Angestellte:	16,1 %
höhere Beamte:	42,2 %

'übrige' Beamte:	22,9 %	
freie Berufe:	33,3 %	
sonstige Berufe:	18,9 %	(Tabelle 139 abzüglich "nicht bekannt")

Betrachtet man sowohl die berufliche Ausbildung des Vaters als auch die der Mutter in Abhängigkeit von der Schichtzugehörigkeit, so wird sehr deutlich, warum Unterschichts-, sprich Arbeiterkinder, in ihren Bildungsmöglichkeiten in Bezug auf den Zugang zur Hochschule behindert sind. Allein die unterschiedlichen beruflichen Qualifikationen der Eltern der verschiedenen sozialen Schichten verdeutlichen die ungleichen Ausgangspositionen im Bildungswesen (schichtenspezifische Sozialisation!).

2.11. Informationen zu Beginn des Studiums

Wichtig für den Ablauf eines Studiums ist die Studienberatung, also die Informationen, sowohl qualitativ als auch quantitativ, die einem Studienanfänger zugänglich gemacht worden sind. Es zeigt sich bei der Betrachtung der quantitativen Studieninformationen zum Studienbeginn in Abhängigkeit von der Schichtzugehörigkeit, daß gerade diejenigen Studierenden, die durch ihre Schichtzugehörigkeit bzgl. der Bildungsentscheidungen ohnehin benachteiligt sind, häufiger keine Informationen erhalten haben als Studierende aus anderen Sozialschichten.

Während Angehörige der Arbeiterklasse (Facharbeiter ungelernte/angelernte Arbeiter) zu 62,5 % bzw. 62,9 % Informationen vor dem Studium erhielten, waren es bei den studierenden Kindern von leitenden Angestellten 69,7 %, von übrigen Beamten sogar 70,0 % (Tabelle 140). Sicherlich ist auch hier die Differenz zwischen den Angehörigen der einzelnen Berufsgruppen nicht so sehr groß, dennoch können diese Zahlen als eindeutiger Beleg für die bisher beschriebene Tendenz bzgl. der

Chancenungleichheit aufgrund der Schichtzugehörigkeit gelten.

Ein möglicher Grund für die geringe Informiertheit der Arbeiterkinder könnte z. B. in der Unsicherheit und Unkenntnis im Umgang mit universitären Einrichtungen liegen.

Um das Bild bzgl. der Informiertheit vor dem Studium zu vervollständigen, ist es vonnöten auch zu betrachten, in wieweit die Information für die Studienanfänger auch nützlich war.

2.12. Profit von den Informationen vor dem Studium

Auch hier zeigt sich, daß die Kinder von Facharbeitern und von ungelernten/angelernten Arbeitern weniger häufig von den Informationen vor dem Studium profitiert haben als die Kommilitonen aus der Ober- und Mittelschicht; dies gilt ebenfalls für die Angehörigen sonstiger Berufe. Während Studierende, deren Väter leitende Angestellte, höhere Beamte und Freiberufler sind, zu 46,5 %, zu 48,8 % bzw. zu 47,2 % angeben, von den Studieninformationen profitiert zu haben, war dies bei Facharbeiterkindern nur zu 40,4 % und bei den Kindern ungelernter/angelernter Arbeiter sogar nur zu 36,5 % der Fall (Tabelle 141).

Man kann behaupten - zieht man Quantität und Qualität der Studieninformationen zusammen - daß Arbeiterkinder schon vor dem Studium, d. h. zu Beginn der Studienberatung, gegenüber anderen Studienanfängern benachteiligt sind. Geht man davon aus, daß die Studienberatung für ein erfolgreiches Studium von Bedeutung ist - zumindest gilt dies für die ersten Semester - so kann von schlechteren Studienvoraussetzungen für Arbeiterkinder gesprochen werden.

2.13. 'Hätten Sie Ihr Hauptfach gewechselt, wenn es keine Hindernisse gegeben hätte?'

Die Gründe, warum man das Hauptfach nicht wechseln konnte, sind abhängig von der Schichtzugehörigkeit. So geben z. B. diejenigen Kinder aus Arbeiterfamilien, die ihr Hauptfach eigentlich hätten wechseln wollen, zu über 50 % das BAFÖG als Hinderungsgrund an (Tabelle 142). Nicht ganz so häufig ist diese Begründung bei Angehörigen der Mittelschicht (Landwirte, 'übrige' Angestellte, 'übrige' Beamte, sonstige Berufe) zu finden. Bei den höheren Sozialschichten (leitende Angestellte, höhere Beamte, freie Berufe) dagegen wird hauptsächlich ein zu hoher NC angegeben. Bei der Kategorie "keine Finanzierung", die sich hauptsächlich auf die von den Eltern finanzierten Studenten bezieht, sind die Prozentsätze der höheren Sozialschichten wesentlich kleiner als die der unteren und mittleren Sozialschichten bei der entsprechenden Kategorie "kein BAFÖG". Dies ist wiederum ein Beleg dafür, daß diejenigen Studierenden, die vom BAFÖG unterhalten werden, also hauptsächlich Unterschichts- und teilweise Mittelschichtskinder, bei einem Hauptfachwechsel eher Schwierigkeiten mit der Finanzierung des Studiums bekommen als Kommilitonen aus der oberen Sozialschicht, bzw. Kommilitonen, die keine BAFÖG-Empfänger sind. BAFÖG-Empfänger - und somit auch hauptsächlich Arbeiterkinder - sind demnach in ihren Studienentscheidungen behindert.

2.14. "Wie oft fühlen Sie sich an der Uni wohl?"

Betrachtet man die Angaben über das Wohlbefinden an der Universität in Abhängigkeit von der Schichtzugehörigkeit, so ergibt sich, daß die Kategorien "oft" und "ständig" von den Angehörigen aus Arbeiter- und Bauernfamilien relativ am wenigsten angekreuzt wurden; etwas größer ist das Wohlbefinden bei den Kindern von 'übrigen' Angestellten und 'übrigen' Beamten und relativ

am häufigsten fühlen sich Studierende der höheren Sozialschichten wohl an der Universität. Bei der Zusammenfassung der Prozentzahlen der Kategorien "oft" und "ständig" variieren die Werte zwischen 33,8 % (studierende Kinder von ungelernten Arbeitern) und 43,3 % (Studierende, deren Väter den Beruf eines leitenden Angestellten ausüben). (Tabelle 143)

Zusammengefaßt ist also festzuhalten, daß das Wohlbefinden an der Uni mit dem Sozialstatus ansteigt.

2.15. "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"

Aufgrund der bisherigen Ergebnisse ist zu erwarten, daß Angehörige der unteren Sozialschichten aufgrund ihrer schichtspezifischen Benachteiligung an der Universität auch eher das Gefühl haben, ein Semester 'verloren' zu haben. Dies kann bedeuten, daß aufgrund verschiedener Studienschwierigkeiten, die z. B. finanzieller Art sein können, real ein oder mehrere Semester 'verloren' waren; Dies kann aber ebenso heißen, daß eine Art Minderwertigkeitsgefühl, resultierend aus der Stellung unterer Sozialschichten an der Uni, lediglich subjektiv dem Studierenden diesen Eindruck vermittelt.

Bei der Betrachtung der Tabelle 144 erkennt man, daß Kinder von Facharbeitern und ungelernten Arbeitern die Frage, ob sie das Gefühl hätten, ein Semester 'verloren' zu haben, am häufigsten mit "ja" beantworteten. Hierunter fallen auch die Angehörigen "sonstiger" Berufsgruppen. Wiederum wird das Problem der Einordnung der Landwirte in das Schichtenschema deutlich, sie unterscheiden sich in mehreren Fragen außerordentlich stark von den Facharbeitern und ungelernten oder angelernten Arbeitern, bei dieser Frage z. B. kreuzten die Kinder von Landwirten am häufigsten "nein" an.

Die prozentualen Unterschiede zwischen den einzelnen Berufsgruppen der Väter sind zwar sehr klein, aber die bisher beschriebene Tendenz, daß die Studienbedingungen in vielen Bereichen abhängig sind von der sozialen Schichtzugehörigkeit, bestätigt sich. Bringt man die Prozentzahlen entsprechend ihrer Größe in eine Reihenfolge, so ergibt sich folgendes: Die Frage nach dem Gefühl, ein Semester 'verloren' zu haben, beantworteten prozentual mit "ja" die Kinder von:

Sonstige Berufe:	57,2 %
Facharbeiter:	56,3 %
Ungelernte, angelernte Arbeiter:	54,1 %
Übrige Angestellte:	53,9 %
Übrige Beamte:	53,5 %
Freie Berufe:	52,4 %
Höhere Beamte:	52,0 %
Leitende Angestellte:	50,0 %
Selbständige Landwirte:	49,0 %
(vgl.: Tabelle 144)	

Obwohl die Differenzen zwischen den einzelnen Werten relativ klein sind, wird dennoch deutlich, daß mit der Höhe der Sozialschicht der Anteil der Studierenden sinkt, die das Gefühl haben, ein oder mehrere Semester 'verloren' zu haben.

2.16. "Streben Sie eine Beschäftigung im öffentlichen Dienst an?"

Betrachtet man die berufliche Perspektive der Studierenden in Abhängigkeit von der Schichtzugehörigkeit, so lassen sich schichtspezifische Unterschiede nur im Bereich "Freie Wirtschaft" festmachen. Es zeigt sich nämlich, daß studierende Kinder von leitenden Angestellten und von Angehörigen freier Berufe relativ häufiger als Studierende aus anderen Sozialschichten "Freie Wirtschaft" als Berufsziel angeben. Man kann hier davon

ausgehen, daß der Beruf des Vaters bei Kindern von leitenden Angestellten und Freiberuflern am häufigsten der Grund für eine Berufswahl ist, während in allen anderen Berufsbereichen der väterliche Beruf nicht diese Bedeutung hat, und die berufliche Perspektive damit relativ unbelastet vom väterlichen Beruf ist. (Tabelle 145)

2.17. "Glauben Sie, im Anschluß an Ihr Studium einen Arbeitsplatz zu bekommen?"

Sicherlich nicht unbedeutend für die Arbeit im Studium ist für einen Studierenden die Frage, ob die erworbene Qualifikation auch für den späteren Beruf relevant ist, d. h., ob man mit dem abgeschlossenen Studium zum einen überhaupt einen Arbeitsplatz bekommt, und zum anderen, ob dieser Arbeitsplatz auch der erworbenen Qualifikation entspricht. Zunächst sei hier in Abhängigkeit von der Schichtzugehörigkeit die Frage behandelt, wie die Studenten ihre Chancen, einen Arbeitsplatz innerhalb eines Zeitraumes bis zu sechs Monaten zu finden einschätzen.

Studierende Kinder aus der Unter- und Mittelschicht beurteilen diese Frage gleichermaßen skeptisch; mehr als jeder zweite von ihnen glaubt nämlich nicht daran, innerhalb eines halben Jahres einen Arbeitsplatz zu finden. Studenten, deren Eltern leitende Angestellte, höhere Beamte und Freiberufler sind oder deren Väter 'sonstige' Berufe haben, beurteilen dagegen ihre Aussichten in dieser Hinsicht wesentlich optimistischer. So sind es bei den Angehörigen von leitenden Angestellten 56,4%, bei den Kindern von höheren Beamten 55,1 %, bei 'sonstigen' Berufsgruppen 53,3 % und bei den Kindern von Freiberuflern gar 60,4 %, die davon ausgehen, nach ihrem Studienabschluß nicht länger als sechs Monate ohne einen Arbeitsplatz zu sein. (Tabelle 146)

Bevor hier nun ein Versuch der Erklärung gemacht wird, soll zunächst die Frage behandelt werden, ob die Studierenden glauben, daß dieser Arbeitsplatz auch den erworbenen Qualifikationen entsprechen wird.

2.18. "Glauben Sie, daß dieser Arbeitsplatz hinsichtlich Inhalt und Bezahlung Ihrer Ausbildung und Qualifikation entspricht?"

Bei der Auswertung der Frage, ob der Arbeitsplatz auch der Ausbildung und Qualifikation entsprechen wird ergibt sich die gleiche Tendenz wie bei der vorhergehenden Frage. Angehörige der höheren Sozialschichten - einschließlich 'sonstige' Berufsgruppen - schätzen ihre Chancen erheblich besser ein als ihre Kommilitonen aus der Unter- und Mittelschicht. Lediglich Studierende, deren Väter 'übrige' Beamte sind, schätzen ihre Chancen fast genauso hoch ein wie Kinder von leitenden Angestellten. (Tabelle 147)

Man kann also zusammenfassend festhalten, daß Studierende aus der höheren Sozialschicht ihre Berufschancen - sowohl hinsichtlich des Problems innerhalb eines angemessenen Zeitraums überhaupt einen Arbeitsplatz zu finden, als auch hinsichtlich der Qualität des Arbeitsplatzes - besser einschätzen als Studierende aus der Unter- und Mittelschicht.

Aus welchen Gründen dieses Phänomen auftritt, ist schwer zu sagen. Man kann allerdings vermuten, daß die Angehörigen der oberen Sozialschicht, der sie ja auch nach dem Studium wieder angehören werden, aufgrund des väterlichen Berufs die Berufsmöglichkeiten zum einen besser einschätzen können oder sich zum anderen - aufgrund der beruflichen väterlichen Tätigkeit - eher eine Chance ausrechnen, einen ihrer Qualifikation entsprechenden Arbeitsplatz zu finden. Man kann auch vermuten, daß die Studierenden unterer und mittlerer Sozialschichten ihr Studium und ihre späteren beruflichen Chancen

aufgrund ihres Aufstiegs aus der Sozialschicht ihrer Eltern grundsätzlich pessimistischer einschätzen als diejenigen, die lediglich den elterlichen Status erhalten müssen.

2.19. Zusammenfassung

Aufgrund der Auswertung der Sozialumfrage in Abhängigkeit von der augenblicklichen Tätigkeit des Vaters bzw. der zuletzt ausgeübten Tätigkeit des Vaters, lassen sich in einigen das Studium betreffenden Bereichen, was sich sowohl auf studieninterne als auch auf studienexterne Faktoren bezieht, Unterschiede feststellen, die auf eine schichtspezifische Benachteiligung (zumindest teilweise Benachteiligung der unteren Sozialschichten) schließen läßt. Unter 'untere Sozialschicht' wurden Facharbeiter, ungelernte und angelernte Arbeiter und zunächst auch Landwirte verstanden. Nach den bisherigen Ergebnissen allerdings sind studierende Kinder von selbstständigen Landwirten nicht immer mit Studenten aus der Arbeiterschaft zu vergleichen. Selbstständige Landwirte sind z. B. in finanziellen Fragen sogar bei den höheren Sozialschichten einzuordnen. D. h., die Gruppe der selbstständigen Landwirte ist schichtspezifisch nicht eindeutig einordbar. Ebenso wenig einordbar sind diejenigen, die in den Antwortkategorien der beruflichen Tätigkeitsbereiche unter 'sonstiges' gefaßt sind.

Abstrahiert man zunächst hiervon, so läßt sich sagen, daß die Studienbedingungen in allen im Fragebogen angesprochenen Bereichen, in denen sich schichtspezifische Unterschiede feststellen ließen, in der Form schichtabhängig sind, daß die Formel gilt: Je höher die Sozialschicht, desto besser die Studienbedingungen und -verhältnisse. Es ist hier allerdings anzumerken, daß zwar tendenziell von schichtspezifischen Unterschieden bzw. Benachteiligungen gesprochen werden kann, daß aber quantitativ die in dieser Untersuchung erfaßten Unterschiede

nicht augenfällig groß sind.

Es bestätigt sich demzufolge die im allgemeinen Teil der Arbeit aufgestellte These, daß die schichtspezifische Bildungsbenachteiligung sich hauptsächlich auf die Bildungsentscheidungen bezieht. D. h., daß es zwar schichtspezifische Benachteiligungen innerhalb der einzelnen schulischen und universitären Bildungsinstitutionen gibt, daß aber die entscheidenden Bildungsbenachteiligungen für untere Sozialschichten, bzw. Bildungsprivilegien für die höhere Sozialschicht, an der jeweiligen Schwelle zur nächst höheren Bildungseinrichtung auftreten. Demnach schaffen Arbeiterkinder weniger den Absprung zu weiterführenden Schulen, weniger häufig den Absprung zum Gymnasium und von dort aus wesentlich weniger häufig den Übergang zur Universität.

Deutlich wird dies insbesondere durch den Anteil der unteren Sozialschichten an der Gesamtstudentenschaft - Wie bei dieser Untersuchung festgestellt wurde stammen lediglich 17,2 % der Studierenden aus Familien von Arbeitern und Landwirten. Nur aus Arbeiterfamilien stammen 12,5 %. Arbeiter- und Bauernfamilien stellen demgegenüber aber etwa die Hälfte der Gesamtbevölkerung. Dieses Ergebnis zeigt deutlich, daß von Chancengleichheit in Bezug auf schulische und universitäre Bildung nicht gesprochen werden kann. Aus welchen Gründen es allerdings ausgerechnet bei der Bildungsentscheidung für eine nächst höhere Bildungsinstitution zu dieser immensen Unterrepräsentierung der Arbeiterkinder kommt, ist aus dieser Untersuchung nicht zu erklären. Dies könnte allerdings als Anstoß zu einer überaus notwendigen Forschungsarbeit in anderem Zusammenhang gesehen werden.

3. Die Frau an der Universität

Im folgenden Abschnitt soll anhand der Auswertung der Sozialumfrage untersucht werden, inwiefern, und in

welchen Bereichen es geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen Studenten und Studentinnen gibt.

Wie bereits in Kapitel B I. 1.1. dargestellt wurde, ist das zahlenmäßige Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Studierenden 63,6 % zu 36,4 %. Von den Studierenden sind also etwa zwei Drittel männlich und ein Drittel weiblich.

Vor diesem Hintergrund sollen nun alle Fragen auf geschlechtsspezifische Differenzen hin untersucht werden. Zu diesem Zweck wurde die Auswertung des Fragebogens getrennt nach Geschlechtern vorgenommen und gleichzeitig mit der augenblicklichen Tätigkeit des Vaters korreliert, da angenommen wird, daß die Benachteiligung der Frau an der Universität darüberhinaus auch von der Schichtzugehörigkeit abhängt.

3.1. Verteilung der Geschlechter in Abhängigkeit von der Schichtzugehörigkeit

Betrachtet man die Verteilung hinsichtlich der Berufe der Väter bei beiden Geschlechtsgruppen, so stellt sich heraus, daß insgesamt 13,8 % der männlichen Studierenden aus der Arbeiterschaft kommen, während dies bei Frauen nur 10,3 % sind; demgegenüber stammen von den Frauen 55,8 % aus höheren Sozialschichten (Kinder leitender Angestellter, höherer Beamte, freier Berufe), während bei den Männern diese Berufsgruppen der Väter nur bei 50,8 % zu finden sind. Aus der Mittelschicht ('übrige' Angestellte, 'übrige' Beamte, sonstige Berufsgruppen) stammen bei den Frauen 23,6 % und bei den Männern 25,2 %. 4,2 % der männlichen Studenten sind Kinder von Landwirten, bei den Studentinnen sind dies 5,6 %.

Man kann also neben der zahlenmäßigen Unterrepräsentanz der Frauen zusätzlich davon ausgehen, daß die schichtspezifischen Differenzen bei den Frauen größer

sind als in der Gesamtstudentenschaft. So sind z. B. Frauen aus der Arbeiterschaft noch mehr unterrepräsentiert als ihre männlichen Kommilitonen aus dieser Schicht.

Zusammenfassen kann also davon ausgegangen werden, daß es für Frauen schwerer ist, auf die Universität zu gelangen als für Männer, und daß gleichzeitig für Frauen aus unteren Sozialschichten der Hochschulzugang schwerer ist als für die aus höheren. Verglichen mit dem zahlenmäßigen Geschlechterverhältnis in der Gesamtstudentenschaft von 63,6 % männlich zu 36,4 % weiblich, beträgt das nach Schichten differenzierte Verhältnis (in %):

Facharbeiter	69,1 männlich zu 30,9 weiblich
ungelernte/angelernte Arbeiter	71,2 männlich zu 28,8 weiblich
selbständige Landwirte	55,9 männlich zu 44,1 weiblich
leitende Angestellte	59,7 männlich zu 40,3 weiblich
übrige Angestellte	64,7 männlich zu 35,3 weiblich
höhere Beamte	61,9 männlich zu 38,1 weiblich
übrige Beamte	65,2 männlich zu 34,8 weiblich
freie Berufe	63,1 männlich zu 36,9 weiblich
sonstige Berufe	70,2 männlich zu 29,8 weiblich

(Tabellen 148 a/b)

3.2. Familienstand

Relativ sind weniger studierende Männer als Studentinnen ledig (82,3 % zu 87,0 %). Relevante Unterschiede in dieser Frage hinsichtlich der Schichtzugehörigkeit sind nicht festzustellen. 5,9 % der Frauen und 10,2 % der Männer sind mit einem erwerbstätigen Partner verheiratet und 2,3 % der Studenten gegenüber nur 0,7 % der Studentinnen sind mit einem Partner verheiratet, der weder studiert noch erwerbstätig ist (Tabellen 149 a/b) Dies könnte ein Hinweis darauf sein, daß Frauen aus ihren Studienschwierigkeiten häufiger in eine

Ehe flüchten und ihr Studium aufgeben als männliche Studierende es tun. Es ist scheinbar so, daß es selbstverständlicher ist für den männlichen Studierenden, in der Ehe sein Studium fortzusetzen als für die weiblichen Kommilitonen.

3.3. Hauptfachwechsel

Studentinnen wechseln relativ weniger als Studenten ihr Hauptfach (20,1 % zu 21,1 %) (Tabellen 150 a/b). Bei den Studierenden aus Facharbeiterfamilien, der stärksten Gruppe innerhalb der unteren Sozialschicht, wechseln Studentinnen dagegen häufiger als Studenten das Hauptfach (17,3 % zu 22,4 %). Dies könnte damit erklärt werden, daß weibliche Studierende aus der Arbeiterschaft möglicherweise mehr Studienprobleme haben als ihre männlichen Kommilitonen aus dieser Schicht und als ihre weiblichen Kommilitonen aus den anderen Schichten. Hierbei wird vorausgesetzt, daß der Wechsel eines Hauptfaches Resultat ist von fachinternen Studienproblemen.

3.4. Fachsemester

Folgende Zahlenverhältnisse ergeben sich hinsichtlich der Fachsemesterzahl getrennt nach Geschlechtern bei der Zusammenfassung der Tabellen 151 a/b:

Fachsemester	männliche Studenten (%)	weibliche Studenten (%)
1. - 3.	17,0	21,5
4. - 6.	29,6	32,0
7. - 9.	21,3	21,7
10. - 12.	17,9	17,0
13. - 15.	7,0	5,0
16. und mehr	<u>7,2</u>	<u>2,8</u>
	100,0	100,0

Errechnet man aus Tabelle 151 a und aus Tabelle 151 b die jeweiligen Durchschnittswerte, wobei diejenige

Studierenden, die länger als 19 Semester in einem Fach studieren, unter der Kategorie "19. Semester" mitgefaßt wurden, so zeigt sich, daß die männlichen Studierenden im Durchschnitt im 7,7. Fachsemester stehen, während die weiblichen Studierenden im 6,8. Fachsemester studieren. Sowohl aus dieser Durchschnittsberechnung wie auch aus der obigen Zusammenfassung der Tabellen 151 a/b geht also hervor, daß Studentinnen entweder generell schneller ihr Studium abschließen als ihre männlichen Kommilitonen oder daß sie relativ häufiger ihr Studium abbrechen, was dann ihr Fehlen in den höheren Semestern erklären würde.

Leider konnten bei dieser Untersuchung, deren Untersuchungsgruppe noch studierende Studenten waren, die Abbrecher nicht erfaßt werden. Um die Abbrecher zu erfassen, hätte die Untersuchung völlig anders konzipiert werden müssen, und sie wäre in der Durchführung ungleich aufwendiger gewesen. Dennoch ist es als Nachteil dieser Untersuchung zu werten, daß nicht erfaßbar ist, aus welchen Sozialschichten und aus welchem Geschlecht die meisten Abbrecher kommen. Aufgrund der Ergebnisse der Fachsemesteruntersuchung als auch aus der Untersuchung über den Familienstand ist allerdings zu vermuten, daß Frauen relativ häufiger ihr Studium abbrechen als Männer.

Ein weiterer Grund für die niedrigere Durchschnittsfachsemesterzahl bei den Studentinnen kann möglicherweise auch die geschlechtsspezifische Fächerwahl sein, Frauen studieren möglicherweise häufiger Fächer, in denen ein früherer Studienabschluß möglich ist. Auf diesen Bereich wird noch eingegangen. Es kann als wahrscheinlich gelten, daß alle drei angeführten Gründe für die niedrigere Durchschnittsfachsemesterzahl der Studentinnen in gleicher Weise gelten.

Faßt man die Tabellen 151 a/b zusammen, so wird deutlich, daß die geschlechtsspezifischen Unterschiede in

Abhängigkeit von der Schichtzugehörigkeit hinsichtlich der Fachsemesterzahl bis einschließlich des 12. Semesters nicht relevant sind.

(siehe Schaubild auf der nächsten Seite)

In der Kategorie "13.-15. Semester" dagegen gibt es deutliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Schichten bei den weiblichen Studierenden, nicht aber bei den männlichen Studierenden. Die Differenz zwischen den verschiedenen Schichten hinsichtlich der Fachsemesterzahl tritt bei den männlichen Kommilitonen erst nach dem 16. Semester auf. Bei den Studentinnen dagegen zeigt sich schon nach dem 13. Fachsemester, daß der Prozentsatz der Arbeiter- und Bauernkinder stärker absinkt als der der Angehörigen der Ober- und Mittelschicht. Dies ist ein weiterer Beleg dafür, daß die Situation der Frau an der Universität immer auch in Abhängigkeit von der Schicht, aus der die Studentin stammt, betrachtet werden muß. Wenn man davon ausgeht, daß untere Sozialschichten an der Universität gegenüber höheren Sozialschichten benachteiligt sind, und wenn man ebenfalls davon ausgeht, daß Frauen an der Universität gegenüber den männlichen Studierenden benachteiligt sind, ist daraus abzuleiten, daß diejenigen Studierenden es an der Universität am schwersten haben, die weiblich sind und aus der unteren Sozialschicht stammen.

3.5. Fachbereichszugehörigkeit

Es kann angenommen werden, daß das traditionelle Frauenbild unserer Gesellschaft sich auch in irgendeiner Form innerhalb gesellschaftlicher Einrichtungen - wie der Universität - widerspiegelt. Daher wird angenommen, daß Frauen bevorzugt in bestimmten Fachbereichen studieren, um dem gesellschaftlichen Rollenverhalten der Frau gerecht zu werden. So könnte man z. B. vermuten, daß Frauen bei ihrer Studienfachwahl davon ausgehen, später einmal Beruf und Haushalt verbinden oder gar ihren Beruf

Augenblickliche Tätigkeit des Vaters

	1.-3. 19,7	4.-6. 30,7	7.-9. 19,9	10.-12. 15,6	13.-15. 7,5	16. u. mehr 6,6	Geschlecht
Facharbeiter, gelernter Arbeiter	18,5	32,5	22,2	16,6	5,5	4,7	männliche Umfrage- teilnehmer (Tabelle 151 a)
ungelernter, angelernter Arbeiter	15,8	31,3	21,6	18,0	6,4	6,9	
selbständiger Landwirt	19,0	31,1	20,6	16,4	5,7	7,2	
leitender Angestellter	16,9	31,3	19,8	17,8	6,7	7,5	
übrige Angestellte	17,0	29,8	19,7	18,2	7,8	7,5	
höherer Beamter	15,5	28,9	22,0	20,5	5,9	7,2	
übrige Beamte	16,3	27,9	22,8	18,4	7,4	7,2	
freie Berufe	11,9	23,8	25,0	19,8	9,4	10,1	weibliche Umfrage- teilnehmer (Tabelle 151 b)
sonstiges							
Facharbeiter, gelernter Arbeiter	26,9	33,6	17,9	15,6	3,2	6,0	
ungelernter, angelernter Arbeiter	22,5	28,8	26,1	18,0	3,6	1,0	
selbständiger Landwirt	21,4	33,8	23,4	17,1	3,4	0,9	
leitender Angestellter	21,7	34,7	20,0	14,9	5,4	3,3	
übrige Angestellte	20,7	32,8	23,3	16,3	4,0	2,9	
höherer Beamter	21,2	31,8	20,7	16,8	6,9	2,6	
übrige Beamte	17,9	31,1	20,4	20,4	6,6	3,6	
freie Berufe	21,7	30,5	22,7	18,4	4,4	2,3	
sonstiges	18,6	25,2	25,1	18,1	5,2	7,8	

(vgl. Tabellen 151 a/b)

für die Zeit der Kindererziehung unterbrechen zu müssen.

Es scheint daher sinnvoll zu sein, die geschlechtsspezifischen Unterschiede hinsichtlich der Fachbereichszugehörigkeit zu betrachten. Wie aus Tabelle 152 ersichtlich wird, sind Frauen in folgenden Fachbereichen relativ unterrepräsentiert. Die Prozentzahlen in den Klammern bezeichnen den jeweiligen Anteil der Studenten bzw. Studentinnen, die in den genannten Fachbereichen studieren (m. = männlich, w. = weiblich): FB 3 (Jura): 17,2 % m. zu 11,2 % w., FB 4 (Wirtschafts- und Sozialwissenschaften): 17,0 % m. zu 6,5 % w., FB 5 und 6 (Vorklinische und klinische Medizin): 12,4 % m. zu 8,1 % w., FB 16 (Physik): 5,4 % m. zu 1,0 % w., FB 17 (Chemie): 7,1 % m. zu 5,8 % w. (vgl. Tabellen 152 a/b).

Relativ mehr Frauen als Männer dagegen studieren in den Fachbereichen: FB 2 (Katholische Theologie): 2,8 % m. zu 4,3 % w., FB 7 (Philosophie): 1,8 % m. zu 3,0 % w., FB 8 (Psychologie): 2,5 % m. zu 4,1 % w., FB 9 (Erziehungswissenschaften): 7,0 % m. zu 9,5 % w., FB 11 (Germanistik): 6,5 % m. zu 12,9 % w., FB 12 (Anglistik): 2,7 % m. zu 7,7 % w., FB 13 (Romanistik, Slavistik): 1,8 % m. zu 6,5 % w., FB 18 (Biologie): 2,4 % m. zu 4,4 % w. (vgl. Tabellen 152 a/b).

Absolut mehr Frauen als Männer studieren allerdings nur in den Fachbereichen:

FB 11 (Germanistik): 405 männlich zu 465 weiblich

FB 12 (Anglistik) : 165 männlich zu 277 weiblich

FB 13 (Romanistik/
Slavistik) :

FB 18 (Biologie) : 147 männlich zu 159 weiblich

Man kann also davon ausgehen, daß Frauen relativ häufiger Fächer studieren, mit denen man Lehrer werden kann (wie z. B. Philosophie, Theologie, Erziehungswissenschaften, Sprachen und als einziges naturwissenschaftliches Fach Biologie). Männliche Studierende

studieren dagegen häufiger als Frauen Jura, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Medizin und Naturwissenschaften mit der Ausnahme Biologie.

3.6. "Leben Sie allein?"

Unabhängig vom Sozialstatus der Eltern betrachtet, gibt es nur geringe Unterschiede zwischen Studentinnen und Studenten hinsichtlich der Lebensweise. Lediglich gaben die männlichen Umfrageteilnehmer relativ etwas häufiger an, bei den Eltern zu wohnen (9,7 % m. zu 7,1 % w.). Dafür wohnten die weiblichen Umfrageteilnehmer relativ häufiger mit Bekannten zusammen (10,9 % m. zu 13,2 % w.), wobei in dieser Kategorie wahrscheinlich diejenigen erfaßt sind, die in Wohngemeinschaften leben.

Differenziert man nach dem Sozialstatus, so kommt man zu dem Ergebnis, daß Frauen aus unteren Sozialschichten weniger häufig allein leben als diejenigen aus höheren Sozialschichten. Die Zahl der Elternwohner steigt sowohl bei den männlichen als auch bei den weiblichen Umfrageteilnehmern mit dem elterlichen Sozialstatus. Die Differenz zwischen den Geschlechtern betreffend die Elternwohner ergibt sich allerdings daraus, daß zwar Studenten und Studentinnen unterer Sozialschichten relativ etwa gleich häufig bei ihren Eltern wohnen, daß aber die weiblichen Studierenden aus der Mittel- und Oberschicht wesentlich weniger häufig bei ihren Eltern wohnen als ihre männlichen Kommilitonen aus der gleichen Schicht.

Scheinbar wollen Frauen aus den unteren Sozialschichten weniger häufig als die männlichen Studierenden allein leben, genauso wie sie sich in höherem Maße von ihrem Elternhaus lösen wollen. (Tabellen 153 a/b) Zwei Interpretationsmöglichkeiten für diese Ergebnisse bieten sich an: Einmal könnte man annehmen, daß - wie schon vermutet wurde - studierende Frauen aus unteren

Sozialschichten größere Studienschwierigkeiten haben, für sie bedeutet das Studium sozialer Aufstieg, der durch die traditionelle Frauenrolle erschwert wird. Eine Hilfe in dieser Situation können sicherlich funktionierende Wohngemeinschaften geben, in denen die Frauen aus der unteren Sozialschicht ja auch am häufigsten wohnen (Kategorie: "mit Bekannten"). Eine weitere Interpretationsmöglichkeit könnte sein, daß Kinder höherer Sozialschichten häufiger von den Eltern unterhalten werden, woraus dann eine wirtschaftliche Abhängigkeit resultiert, die zur Aufrechterhaltung der elterlichen Erziehungsgewalt führt, und somit auch zu einer starken Elternhausbindung. Dieses Phänomen ist häufiger bei den männlichen als bei den weiblichen Studierenden zu beobachten, woraus man schließen könnte, daß Frauen, die es geschafft haben, bis zur Universität zu gelangen, mehr als die männlichen Studierenden auch die Kraft haben, sich vom Elternhaus zu lösen.

3.7. Ausgaben für Fahrtkosten

Erhebliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt es bei den Ausgaben für Fahrtkosten. Während über die Hälfte der Studentinnen (51,4 %) mit monatlich bis zu 50 DM für Fahrtkosten auskommen, schäffen dies nur 37,6 % der Männer. Nur 20,6 % der weiblichen Studierenden geben für diesen Ausgabenbereich monatlich mehr als 100 DM aus. Bei den männlichen Kommilitonen beträgt dieser Prozentsatz dagegen 35,8 %.

Unterschiede nach der Schichtzugehörigkeit lassen sich kaum feststellen. Lediglich die studierenden Töchter von höheren Beamten fielen aus dem Rahmen, immerhin 60,0 % von ihnen kamen mit bis zu 50 DM für die monatlichen Fahrtkosten aus. (Tabellen 154 a/b)

3.8. Besuchsbeschränkungen

Frauen haben häufiger Besuchsbeschränkungen zu ertragen als Männer. Während 92,0 % der männlichen Studierenden angaben, keinen Beschränkungen in dieser Hinsicht unterworfen zu sein, konnten dies nur 87,7 % der Studentinnen angeben. Relevante Unterschiede zwischen den Schichten sind nicht festzustellen. (Tabellen 155 a/b)

Ebenfalls bei den Studentinnen wurden die Besuchsbeschränkungen relativ häufiger kontrolliert als bei den Studenten. Während 14,6 % der männlichen Studierenden angaben, daß Besuchsbeschränkungen auch kontrolliert würden, lag der Prozentsatz bei den weiblichen Studenten immerhin bei 20,3 %, wenngleich die Kontrolle bei beiden Geschlechtern nur selten real erfolgte. (Tabellen 156 a/b)

3.9. Schwierigkeiten mit dem Vermieter

11,3 % der weiblichen Studierenden haben Schwierigkeiten mit ihrem Vermieter, bei den männlichen Kollegen dagegen sind es nur 8,4 %. Relativ am häufigsten haben bei beiden Geschlechtern Kinder ungelernter oder angelernter Arbeiter mit dem Vermieter Schwierigkeiten, dies gilt in besonderem Maße für weibliche Studierende aus dieser Schicht. Studentinnen, deren Väter ungelernte oder angelernte Arbeiter sind, geben immerhin zu 17,3 % an, Schwierigkeiten mit ihrem Vermieter zu haben (Tabellen 157 a/b). Hier zeigt sich, daß Studentinnen auch im uniexternen Studienbereich mehr Probleme haben als ihre männlichen Kommilitonen.

3.10. Verkehrsmittel

Relativ große Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt es hinsichtlich der Wahl des Verkehrsmittels für die Fahrt zum Studienplatz.

Zu Fuß oder mit dem Fahrrad kommen immerhin 64,5 % der Studentinnen gegenüber nur 52,1 % der Männer zum Studienplatz. Mit dem eigenen Pkw kommen 37,9 % der Studenten, aber nur 23,9 % der Studentinnen. Keine große Rolle als studentisches Beförderungsmittel hingegen spielen die öffentlichen Verkehrsmittel (Bahn, Stadtbus, anderer Bus). Sie werden von Studentinnen nur zu 6,4 %, von Studenten nur zu 5,1 % benutzt.

Obwohl - beide Geschlechter zusammengenommen - etwa jeder dritte Studierende (32,8 %) mit dem Auto zur Uni fährt, wird die Möglichkeit der Mitfahrgelegenheit nur selten genutzt. Studenten tun dies zu 1,6 %, Studentinnen zu 2,7 %.

Zweirädrige, motorisierte Fahrzeuge spielen ebenfalls keine große Rolle, wenngleich sich hin und wieder der Hang der männlichen Studierenden zu einem solchen motorisierten, fahrbaren Untersatz zeigt. Sie fahren zu 3,4 % mit Mofa, Roller, Motorrad etc. zur Uni, Studentinnen tun dies nur zu 2,5 %. (Tabellen 158 a/b) Studentinnen scheinen also eher dazu zu neigen, das Verkehrsmittel auszuwählen, das für sie am sinnvollster und praktikabelsten ist, in der Regel das Fahrrad oder die eigenen Füße. Für viele männliche Studierende, die zu 41,3 % mit einem Mofa, Motorrad etc. oder mit einem Auto zur Uni fahren (weibliche Studierende nur zu 26,4 %), scheint das eigene Auto oder das eigene Motorrad immer noch als Statussymbol zu gelten.

Bei den männlichen Studierenden gibt es kaum Unterschiede hinsichtlich des sozialen Status des Elternhauses in diesem Zusammenhang, bei den Studentinnen jedoch lassen sich deutliche Abhängigkeiten in diesem Punkt hinsichtlich der sozialen Herkunft feststellen. Am häufigsten geben Studentinnen, deren Väter Arbeiter sind, an, zu Fuß, mit dem Fahrrad oder einem öffentlichen Verkehrsmittel zur Uni zu gelangen. Studierende Töchter von Facharbeitern geben dies zu 76,4 %,

studierende Töchter von ungelernten oder angelernten Arbeitern zu 82,9% an. Am wenigsten häufig kommen Töchter von Freiberuflern auf diese Art und Weise zur Universität, bei ihnen beträgt der Prozentsatz nur 63,2 %. Dieser Wert liegt aber noch deutlich über dem Durchschnittswert bei den männlichen Umfrageteilnehmern in dieser Kategorie, der, wie bereits festgestellt wurde, bei 57,2 % liegt. Es zeigt sich also, daß wiederum studierende Frauen aus der unteren Sozialschicht hier eine extreme Position einnehmen, sie können oder wollen es sich am wenigsten leisten, ihren monatlichen Etat mit unnötigen Fahrtkosten zu belasten.

3.11. Geeignete Wohnform

Die eigene Mietwohnung ist bei den Studentinnen die am häufigsten genannte 'geeignete Wohnart', 26,7 % der weiblichen Studierenden gaben diese Wohnart an. 23,3 % der Studentinnen halten eine Wohngemeinschaft für die beste Wohnform und erst an dritter Stelle folgt mit 19,0 % das Zimmer im Studentenwohnheim mit Küche, Bad und WC. Insgesamt bevorzugen 27,2 % der Studentinnen ein Appartement mit einem bzw. mehreren Zimmern in einem Wohnheim dieser Art. Die Wohnheime mit Zimmern ohne Kochmöglichkeiten, Bad und WC, dafür aber mit Teeküchen und sanitären Anlagen für mehrere Zimmerbewohner werden dagegen nur von 7,7 % der Studentinnen bevorzugt.

Anders bei den männlichen Studierenden, hier rangiert das 1-Zimmer-Appartement mit Kochgelegenheit, Dusche und WC im Studentenwohnheim, das jedoch nur wenig Gelegenheit zum Kontakt untereinander bietet, mit 25,6 % an erster Stelle; an zweiter Stelle folgt mit 23,2 % die eigene Mietwohnung mit zwei und mehr Zimmern. Erst an dritter Stelle steht in der Gunst der männlichen Studierenden mit nur 17,7 % die Wohngemeinschaft. Insgesamt bevorzugen von den Studierenden

Männern 35,9 % das Studentenheim mit den komfortablen Zimmern. Das Studentenheim, das zwar spärlicher ausgestattete Zimmer, dafür aber die Kommunikation fördernde Gemeinschaftseinrichtungen hat, wird von 9,8 % der studierenden Männer als geeignete Wohnart angegeben.

In Studentenwohnheimen, gleich welcher Art, wollen 45,7 % der Studenten gegenüber 34,9 % der Studentinnen am liebsten wohnen. Zusammengefaßt kann man sagen, daß Studenten weniger kommunikationsfördernde Wohnarten (1-Zimmer-Appartement im Studentenheim, Privatzimmer, 1-Zimmer-Appartement) häufiger als Studentinnen bevorzugen (47,7 % zu 41,3 %). Kommunikationsfördernde Wohnarten, wie z. B. Wohngemeinschaften, werden häufiger von studierenden Frauen als geeignetste Wohnart angegeben (Wohngemeinschaften: 17,7 % zu 23,3 %). (Tabellen 159 a/b). Die Kommunikation mit anderen Studierenden hat also scheinbar für Studentinnen einen höheren Stellenwert als für Studenten. Dies kann auf der einen Seite ein Hinweis darauf sein, daß Studentinnen aufgrund größerer Studienschwierigkeiten mehr auf den intensiven Kontakt mit anderen Kommilitonen angewiesen sind, auf der anderen Seite kann dies aber auch bedeuten, daß Studentinnen häufiger erkannt haben, daß in direktem Kontakt zu anderen ein Studium besser zu organisieren ist und durch häufige Diskussionen und weniger Einsamkeit die Studienmotivation wächst; und dadurch das Studium intensiver betrieben werden kann.

3.12. Erste Finanzierungsquelle

Studierende Frauen werden wesentlich häufiger als Studenten von ihren Eltern finanziert. Während 43,5 % der männlichen Umfrageteilnehmer angaben, hauptsächlich von den Eltern unterhalten zu werden, beträgt der Prozentsatz bei den Studentinnen immerhin 49,8 %.

Einen weiteren wesentlichen Unterschied gibt es hinsichtlich der hauptsächlichen Finanzierung des Studiums durch eigene Erwerbstätigkeit; während 15,2 % der männlichen Umfrageteilnehmer diese Kategorie angaben, waren es bei den weiblichen Umfrageteilnehmern nur 8,9 %. Relativ klein ist die Differenz hinsichtlich der Förderung durch öffentliche Stipendien (BAFÖG etc.); 29,0 % der männlichen und 31,9 % der weiblichen Studierenden gaben an, Empfänger von öffentlichen Stipendien o. ä. zu sein. Dieses Ergebnis bestätigt die Feststellung, daß Frauen, die studieren, häufiger als studierende Männer aus wohlhabenden Familien kommen - oder anders formuliert - daß es Frauen aus unteren Sozialschichten weniger häufig gelingt, die Universität zu besuchen als Männern aus diesen Schichten. Dies zeigt auch die Betrachtung der ersten Finanzierungsquelle hinsichtlich der Schichtzugehörigkeit. Zwar liegen die Prozentsätze bei den Studentinnen der unteren Sozialschichten hinsichtlich der Elternförderung nur wenig über denen der Männer, die Differenz in dieser Kategorie zwischen studierenden Frauen aus der Unterschicht und denen aus den höheren Sozialschichten (leit. Angestellte, höhere Beamte, freie Berufe) ist aber wesentlich höher als dies bei den männlichen Umfrageteilnehmern der Fall ist. (Tabellen 160 a/b)

3.13. Zweite Finanzierungsquelle

65,7 % der männlichen und 60,0 % der weiblichen Umfrageteilnehmer gaben eine zweite Finanzierungsquelle an. Unterschiede größeren Ausmaßes hinsichtlich der Geschlechtsspezifität sowie hinsichtlich der geschlechtsspezifischen Abhängigkeit vom Sozialstatus sind nicht feststellbar. (Tabellen 161 a/b)

3.14. Berufliche Ausbildung des Vaters

Wie bereits angesprochen, ist der Hochschulzugang für Angehörige höherer Sozialschichten einfacher als für Angehörige unterer Sozialschichten. Da zu erwarten ist, daß es für weibliche Studierende generell schwieriger ist, ein Studium zu beginnen, kann angenommen werden, daß die Väter von studierenden Frauen höher qualifiziert sind als die ihrer männlichen Kommilitonen. Es zeigt sich, daß 39,8% der Väter von Studenten entweder keine Ausbildung haben oder eine Lehre ohne Abschluß bzw. eine Lehre o.ä. Bei den Studentinnen beträgt der Prozentsatz jener Väter nur 35,3%. Dagegen ist der Anteil der Väter mit Hochschulabschluß bei den Studentinnen höher als bei den Studenten. Väter von weiblichen Studierenden haben zu 27,1%, Väter von männlichen Studierenden zu 22,7% einen Hochschulabschluß. (Tabellen 162 a/b)

3.15. Berufliche Ausbildung der Mutter

Studentinnen kommen häufiger als Studenten aus einem Elternhaus, in dem die Mütter zum einen häufiger einen Abschluß haben, der zum anderen auch ein qualifizierterer ist als der der Mütter von männlichen Studierenden. So haben z.B. 8,3% der Mütter von Studenten einen Hochschulabschluß, gegenüber 9,8% der Mütter von Studentinnen. Gleiches gilt für die Kategorie "Meister, Techniker oder sonstiger Fachschulabschluß", 8,5% der Mütter von Studenten gegenüber 11,8% der Mütter von Studentinnen können diesen Abschluß vorweisen. (Tabellen 163 a/b)

Zusammengefaßt und auf eine Formel gebracht könnte man also sagen, daß, je niedriger der Sozialstatus und je schlechter die berufliche Ausbildung der Mutter, desto schlechter sind die Chancen zum Hochschulzugang. Dies gilt prinzipiell für beide Geschlechter, für Studentinnen jedoch in größerem Maße.

3.16. Studentische Meinungen über eine optimale Studienberatung

Sowohl von Studenten wie auch von Studentinnen wird das persönliche Gespräch mit einem Dozenten oder einem studentischen Fachvertreter als Studienberatung bevorzugt. Die männlichen Studierenden tun dies zu 46,9%, die weiblichen etwas weniger häufig, nämlich zu 42,1%. Infos, sowohl über das Studienfach, wie auch über allgemeine Fragen, werden von 18,7% der Studenten und von 22,8% der Studentinnen als optimale Studienberatung gesehen. Die Arbeit in Arbeitsgruppen für Anfänger wird ebenfalls häufiger von Studentinnen als von Studenten genannt (18,0% zu 15,8%). Bei den Studentinnen gibt es größere Unterschiede in dieser Frage hinsichtlich der Schichtzugehörigkeit. Studierende Töchter von Facharbeitern

und ungelernten oder angelernten Arbeitern nennen relativ wesentlich häufiger als ihre männlichen Kommilitonen und als die weiblichen Kommilitoninnen aus anderen Sozialschichten "Arbeitsgruppen für Anfänger" als die für sie optimale Studienberatung. (Tabellen 164 a/b)

3.17. Wissen über psychologische Beratungsstellen

Die Beantwortung dieser Frage läßt Schlüsse darauf zu, wie häufig das Studium oder das Leben als Student psychische Probleme hervorruft. Man kann zwar nicht davon ausgehen, daß jeder, der etwas über eine universitäre psychologische Beratungsstelle weiß, diese auch nötig oder in Anspruch genommen hätte, man kann allerdings davon ausgehen, daß diejenigen Studierenden, die nicht wissen, daß es eine solche Beratungsstelle gibt, sich noch nicht mit dem Gedanken beschäftigt haben, sich einmal von einer psychologischen Beratungsstelle helfen zu lassen. Bei der Betrachtung der Ergebnisse dieser Frage zeigt sich, daß insgesamt 27,8% der männlichen Studierenden nichts über eine psychologische Beratungsstelle für Studenten an der Universität Münster wissen. Bei den Studentinnen liegt der Prozentsatz bei 22,4%. Bei den Studenten wissen studierende Kinder von leitenden Angestellten und von übrigen Beamten relativ am häufigsten, daß es eine psychologische Beratungsstelle gibt. Am wenigsten wissen die studierenden Söhne von Facharbeitern, ungelernten oder angelernten Arbeitern und Landwirten darüber Bescheid. Anders ist die Situation bei den Studentinnen: Hier sind es die studierenden Töchter von Facharbeitern, ungelernten oder angelernten Arbeitern und von übrigen Angestellten, die relativ am häufigsten etwas über die psychologischen Beratungsmöglichkeiten an der WWU wissen. Relativ am wenigsten häufig sind Kenntnisse

über diese Einrichtung bei Studentinnen vorhanden, deren Väter Landwirte, leitende Angestellte und Freiberufler sind. (Tabellen 165 a/b).

Es zeigt sich also, daß die studierenden Frauen aus der Arbeiterschaft relativ häufiger die psychologischen Beratungsstellen für Studenten an der WWU als studierende Frauen aus anderen Schichten und als ihre männlichen Kommilitonen kennen. Die Tatsache, daß ausgerechnet diese Gruppe von Studierenden, die, wie die bisherigen Ergebnisse zeigten, es immer da, wo es geschlechtsspezifische Unterschiede gab, am schwersten hatte, am informiertesten ist über universitäre, psychologische Beratungseinrichtungen, ist zumindest ein Hinweis darauf, daß diese Beratungseinrichtungen am häufigsten von Studentinnen - und zwar von denjenigen Studentinnen, die hauptsächlich aus der Arbeiterschaft und teilweise auch aus der Mittelschicht kommen - in Anspruch genommen werden.

3.18. Inanspruchnahme einer psychologischen Beratungsstelle im Falle persönlicher Schwierigkeiten

Ein ähnliches Ergebnis zeigt auch die Betrachtung der Tabellen 166 a/b, demzufolge Studentinnen relativ weniger häufig angaben auch im Falle von persönlichen Schwierigkeiten "nie" eine psychologische Beratungsstelle aufzusuchen.

3.19. Wahl des Hochschulortes

Zwar geben sowohl Studenten als auch Studentinnen am häufigsten die Lage des Hochschulortes als ausschlaggebend für ihre Wahl an, bei den männlichen Studierenden jedoch liegt der Prozentsatz um 8,1% höher als bei den weiblichen Studierenden (45,2% m. zu 37,1% w.). Relativ häufiger als männliche Studierende geben dagegen Studentinnen an, durch am Hoch-

schulort studierende Bekannte (15,7%w. zu 12,5%m.) zu dieser Wahl bewogen worden zu sein. Durch die ZVS den jetzigen Studienort zugewiesen bekommen zu haben geben 14.7% weibliche und 11,7% männliche Studierende an; und durch "sonstige" Gründe, die nicht weiter aufgeschlüsselt wurden, wurde die Hochschulortwahl von 16.7% der Studentinnen und von 11,8% der Studenten getroffen. (Tabellen 167 a/b) Die Lage des Hochschulortes war für die Wahl besonders wichtig für Studenten, dies gilt für beide Geschlechter, die aus Arbeiter- und Bauernfamilien stammen. Ansonsten sind relevante Unterschiede hinsichtlich der Wahl des Hochschulortes in Abhängigkeit von der Schichtzugehörigkeit und von der Geschlechtszugehörigkeit nicht auszumachen.

3.2o. Noten für die Räumlichkeiten an der Hochschule
Wie aus der Durchschnittsberechnung der Tabellen 168 a/b hervorgeht, beurteilen Studentinnen die Räumlichkeiten an der Universität wie Hörsäle, Seminarräume, Labors etc. geringfügig schlechter als Studenten (3,7%w. zu 3,6%m.). Bei näherer Betrachtungsweise zeigt sich aber, daß allein 50,6% der weiblichen gegenüber 47,3% der männlichen Studierenden die Noten "ausreichend" und "mangelhaft" gaben, während "sehr gut" und "gut" von 16.9% der Studenten, aber nur von 11,4% der Studentinnen gegeben wurde. Geht man nun davon aus, daß auch die Räumlichkeiten an der Uni mitentscheidend sind dafür, wie wohl oder wie unwohl sich jemand an der Uni fühlt, bzw. wie gerne einer an der Universität arbeitet, so kann man zu dem Schluß kommen, daß die universitären Räumlichkeiten bei sehr vielen Studenten, bei Studentinnen in höherem Maße, zum Sich-Unwohl-Fühlen an der Universität beitragen.

3.21. "Wie oft fühlen Sie sich an der Uni wohl?"

Entgegen jeder Erwartung geben studierende Frauen häufiger als studierende Männer an, sich an der Universität wohlfühlen. "Nie" und "selten" fühlen sich 23,9% der Studenten, aber nur 20,5% der Studentinnen an der Hochschule wohl. "Oft" und "ständig" fühlen sich nur 37,2% der Studenten, aber 42,8% der Frauen an der Uni wohl. (Tabellen 169 a/b)

Bei der Beantwortung dieser Frage sollten allerdings eventuelle Schwierigkeiten mit dem Studienfach unberücksichtigt bleiben. Dennoch fällt es schwer, dieses Ergebnis vor dem Hintergrund der bisherigen Ergebnisse, die eine Benachteiligung der studierenden Frauen in vielen Bereichen zeigten, zu interpretieren. Eine mögliche Erklärung wäre, daß sich die Schwierigkeiten der studierenden Frauen nicht in erster Linie auf die Universität, sondern umfassender auf das Leben als Student beziehen oder aber, daß sich die meisten Studentinnen gar nicht ihrer Benachteiligung gegenüber den Studenten bewußt sind und sich mit ihren universitären Studienbedingungen abfinden und sie somit als gegeben und unabänderlich annehmen. Die erste Interpretationsmöglichkeit kann allerdings als wahrscheinlicher angesehen werden. Für die Gewinnung von Informationen, die Schlüsse auf das Wohlbefinden oder die geschlechtsspezifische Benachteiligung der Frau an der Universität zulassen, sind die folgenden Fragen, die sich stärker auf das Studium und den Ablauf der Seminarveranstaltungen beziehen, geeigneter.

3.22. "Haben Sie aus ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"

Auch das Ergebnis dieser Frage entspricht nicht den Erwartungen, es zeigt nämlich, daß Studentinnen we-

niger häufig das Gefühl haben, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren. So gaben immerhin 54,5% der männlichen Studierenden an, das Gefühl zu haben, daß Semester 'verloren' waren, dies taten aber 'nur' 49,7% der Frauen (Tabellen 170 a/b).

Es scheint demnach so zu sein, daß studierende Frauen aus der Erkenntnis ihrer Situation als Frau heraus, oder um sich in der Männerwelt der Universität zu behaupten, intensiver studieren und somit nicht ganz so häufig wie die studierenden Männer das Gefühl haben, ein oder mehrere Semester 'verloren' zu haben.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß es bei den Studentinnen häufiger große Unterschiede hinsichtlich der Schichtzugehörigkeit gibt. Dies bestätigt sich auch bei dieser Frage. Es zeigt sich nämlich, daß Studentinnen aus der Arbeiterschaft wesentlich häufiger als ihre Kommilitoninnen aus anderen Schichten das Gefühl hatten, Semester 'verloren' zu haben. Studierende Töchter von Facharbeitern gaben dies zu 53,4% und studierende Töchter von ungelernten oder angelernten Arbeitern zu 58,1%, während die Prozentzahlen bei studierenden Töchtern von leitenden Angestellten bei 46,4%, von höheren Beamten bei 47,0% und von Freiberuflern bei 49,4% lagen.

Nimmt man die Prozentsätze für Facharbeiter und ungelernte oder angelernte Arbeiter zusammen, so ergibt sich, daß auf die Frage: "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?", 54,6% der studierenden Töchter aus der Arbeiterschaft (Facharbeiter und ungelernte oder angelernte Arbeiter) und 56,0% der studierenden Söhne aus der Arbeiterschaft diese Frage mit 'ja' beantworteten. In Relation gesetzt zu den Werten für die Gesamtgruppe der männlichen Studierenden bzw. der weiblichen Studierenden ergibt sich, daß die

Studenten aus der Arbeiterschaft mit 56,0% Ja-Stimmen um 1,5% über dem Durchschnitt der Gesamtgruppe liegen, die Studentinnen aus der Arbeiterschaft aber mit 54,6% um 4,9% über dem Durchschnitt der Gesamtgruppe liegen. D.h. also, die hohe Differenz zwischen männlichen und weiblichen Studierenden hinsichtlich des Gefühls ein oder mehrere Semester 'verloren' zu haben, ist darauf zurückzuführen, daß die studierenden Töchter vornehmlich aus den höheren Schichten diese Frage am häufigsten - auch im Vergleich mit den männlichen Studierenden - mit 'nein' beantworteten. Es zeigt sich, daß die Benachteiligung der Frauen aus unteren Sozialschichten größer ist als die der Frauen aus höheren Sozialschichten. Die Unterschiede, die sich hinsichtlich der Schichtzugehörigkeit ergeben, sind meist bei den Studentinnen wesentlich größer als bei Studenten.

3.23. Ablauf der Seminare und Übungen

Das Ergebnis dieser Frage zeigt, daß Studentinnen - auch aufgrund der geschlechtsspezifischen Fächerwahl - hinsichtlich des Ablaufs von Seminaren und Übungen ihr Studium teilweise ganz anders erleben als männliche Studierende. Es zeigt sich, daß bei 38,2% der Studenten die Veranstaltungen am häufigsten wie Vorlesungen abliefen, Studentinnen charakterisieren ihre Veranstaltungen nur zu 31,9% so. Bei 25,1% der männlichen Studierenden bestanden die Seminare hauptsächlich aus "Referate halten" und anschließender Diskussion, bei den Studentinnen war dies aber immerhin zu 37,3% der Fall.

Zusammenfassend kann man sagen, daß Studentinnen häufiger als studierende Männer in Seminaren sitzen, in denen Referate gehalten werden, über die anschließend diskutiert wird und häufiger zuhause vorbereiteten Stoff (Lektüre) in Seminaren durch-

sprechen. (Tabellen 171 a/b)

Bei den Studenten hingegen herrscht der Seminarablauf in Form der Vorlesung vor, ebenso besuchen sie häufiger Seminare, in denen der in Vorlesungen zur Kenntnis gebrachte Stoff vertieft und diskutiert wurde.

3.24. Möglichkeiten, das Studium so aufzubauen, daß es zügig und geordnet durchgeführt werden kann

Auch bei der Betrachtung dieser Frage muß man fachspezifische Unterschiede in der Möglichkeit des sinnvollen Studienaufbaus miteinkalkulieren, dennoch kann man aber davon ausgehen, daß mit der Möglichkeit, das Studium so aufzubauen, daß es zügig und geordnet durchgeführt werden kann, Studienzufriedenheit und Studienmotivation steigen.

Männliche Studierende geben zu 46,8% an, daß sie ihr Studium "oft" oder "ständig" - wie oben genannt - aufbauen konnten. Frauen tun dies aber nur zu 42,3%. Studentinnen kreuzten dagegen relativ häufiger die Kategorie "manchmal" an (25,4% zu 29,8%), so daß man zusammenfassend sagen kann, daß Studenten geringfügig häufiger der Meinung waren, ihr Studium so aufbauen zu können, daß es zügig und geordnet durchgeführt werden konnte. (Tabellen 172 a/b)

Zu Denken geben müßte allerdings die Tatsache, daß es nicht einmal der Hälfte der Studenten gelingt uneingeschränkt ihr Studium entsprechend des oben genannten Kriteriums aufzubauen.

3.25. Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen und für die spätere Berufspraxis

3.52.1. Relevanz für Prüfungen

Die Ergebnisse dieser Frage sind deshalb wichtig, weil die Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen

ausschlagend sein kann für eine positive Motivationsentwicklung. Es zeigt sich, daß 17,5% der Studenten gegenüber 19,8% der Studentinnen die Frage: "Haben Sie den Eindruck, daß die Mehrzahl der Veranstaltungen, die in ihrem Studienfach angeboten werden, relevant für die Prüfungen sind?" mit "nie" und "selten" beantworteten. "Oft" und "ständig" wurde von 50,9% der Studenten, aber nur von 45,3% der Studentinnen genannt. (Tabellen 173 a/b).

3.25.2. Relevanz für die spätere Berufspraxis

Die Wichtigkeit dieser Frage ist genauso zu begründen wie es bei der oben behandelten Frage erfolgte, wenngleich die Rückwirkungen auf die Studienmotivation sowohl qualitativ wie quantitativ anders sein können.

Ebenso wie bei der unter 3.25.1. behandelten Frage ergibt sich, daß Studentinnen weniger häufig als Studenten das Gefühl haben, daß die angebotenen Lehrveranstaltungen für die spätere Berufspraxis relevant sind. Während 55,7% der männlichen Studierenden "nie" oder nur "selten" dieses Gefühl hatten, sind es bei den Studentinnen 59,6%. "Oft" und "ständig" dagegen kreuzten 13,7% der studierenden Männer und nur 10,2% der studierenden Frauen an. (Tabellen 174 a/b)

Relevante Unterschiede hinsichtlich der Schichtzugehörigkeit gibt es nicht.

3.26. Job in den Semesterferien

Der Job in den Semesterferien hat zwei Seiten, zum einen kann er dazu dienen, z.B. eine Urlaubsreise oder eine teure Anschaffung zu finanzieren, zum anderen aber auch die fehlenden finanziellen Mittel für das Leben während der Vorlesungszeit zu beschaffen. Der

Semesterferienjob kann sinnvoll sein, wenn er einen Einblick in die Arbeit und das Leben der Werktätigen gibt, er kann schädlich sein, wenn für ihn die Zeit aufgewandt werden muß, die sinnvoller für die Vor- und Nachbereitung der Seminare und Vorlesungen verwendet würde. Abzulehnen sind diese Ferienjobs also generell nicht, unhaltbar ist allerdings der Zustand, daß Studenten teilweise gezwungen sind, einen erheblichen Zeitraum der Semesterferien für einen Ferienjob zu verwenden, weil sie einen Teil ihres Lebensunterhalts, auf den sie nicht verzichten können, erarbeiten müssen.

Studentinnen haben es nicht so häufig nötig einen Semesterferienjob anzunehmen oder bekommen als Frau weniger häufig eine Stelle, diese Behauptung resultiert aus der Feststellung, daß Studentinnen zu 43,4%, männliche Studierende dagegen zu 47,6% "oft" und "ständig" jobben. "Nie und "selten" nehmen nur 28,4% der Studenten, aber 32,3% der Studentinnen einen Ferienjob in den Semesterferien an.

Bei den Studenten gibt es kaum relevante Unterschiede bei dieser Frage hinsichtlich der Schichtzugehörigkeit, lediglich die studierenden Söhne von leitenden Angestellten und übrigen Angestellten sind geringfügig überrepräsentiert hinsichtlich der Häufigkeit der Ausübung eines Ferienjobs. Die Situation bei den Studentinnen ist so, daß studierende Töchter von Facharbeitern und von ungelernten oder angelernten Arbeitern am häufigsten einen Semesterferienjob annehmen ("oft" und "ständig": 51,8% bzw. 51,0%), während Studentinnen aus der Landwirtschaft am wenigsten häufig ("oft" und "ständig": 30,8%) dies tun.

Es zeigt sich, daß studierende Frauen aus der Schicht der Arbeiter relativ häufiger als die männlichen Kommilitonen und relativ häufiger als die Studentinnen aus den anderen Schichten einen Job in den Semester

ferien annehmen, obwohl Studentinnen im allgemeinen weniger häufig als Studenten in den Semesterferien arbeiten. Während die männlichen Studierenden in dieser Frage kaum Unterschiede hinsichtlich des elterlichen Sozialstatus aufweisen, sind diese Unterschiede bei den Studentinnen erheblich.

Dies zeigt auch die folgende Zusammenfassung der Antwortkategorien "oft" und "ständig" der weiblichen und männlichen Umfrageteilnehmer:

Augenblickliche Tätigkeit des Vaters/Job in den Semesterferien ("oft" und "ständig")

	<u>weibl.</u>	<u>männl.</u>
Facharbeiter	51,8%	50,6%
ungelernte oder angelernte Arbeiter	51,0%	49,0%
selbständige Landwirte	30,8%	45,4%
leitende Angestellte	46,6%	50,3%
übrige Angestellte	47,4%	50,9%
höhere Beamte	39,9%	44,4%
übrige Beamte	41,6%	46,0%
freie Berufe	40,1%	44,9%
sonstiges	43,5%	46,4%

(vgl.: Tabellen 175 a/b)

3.27. Art der Vorbereitung auf Prüfungen und Klausuren

Aufschluß über die Arbeitsweise der Studentinnen und Studenten geben die Ergebnisse der Frage: "Wie haben Sie sich vorwiegend auf Prüfungen und Klausuren vorbereitet?". Studentinnen bereiten sich häufiger als Studenten in der Gruppe auf Prüfungen und Klausuren vor (20,4% zu 18,5%). Studenten dagegen bereiten sich hauptsächlich, nämlich zu 47,7% - gegenüber 38,3% der Studentinnen - allein vor. 41,3% der Studentinnen gegenüber 33,9% der Studenten legen sich nicht auf eine bestimmte Arbeitsweise fest, d.h., sie arbeiten sowohl

allein als auch in Gruppen, wenn sie sich auf Prüfungen und Klausuren vorbereiteten. (Tabellen 176 a/b)

Die Arbeit in Gruppen ist demzufolge bei Studentinnen beliebter als bei Studenten.

3.28. Häufigkeit der Teilnahme an Diskussionen in Seminaren und Übungen

Wenn man davon ausgeht, daß die Universität eine Männeruniversität ist und daß Frauen in dieser Bildungseinrichtung aufgrund ihrer traditionellen Frauenrolle im Zusammenhang mit dem universitären Selbstverständnis benachteiligt sind, so müßte man dies in unterschiedlichen Verhaltensweisen der Studierenden beiderlei Geschlechts am unverfälschtesten in den Seminaren und Übungen, also in den Veranstaltungen in der Universität beobachten können. Die Auswertung der Sozialumfrage zeigt, daß Studenten sich zu 29,8% "nie" oder nur "selten" an Seminardiskussionen beteiligen, während Studentinnen immerhin zu 40,2% angaben "nie" oder nur "selten" Seminarbeiträge in Form eines Diskussionsbeitrages o.ä. zu liefern. Die Antwortkategorie "manchmal" wurde relativ etwa gleichhäufig von 37,7% der männlichen und 38,5% der weiblichen Studierenden genannt. "Oft" oder "ständig" aber beteiligt sich mit 32,6% fast ein Drittel der männlichen Studierenden an Seminardiskussionen. Bei den männlichen Studierenden gilt, daß die Häufigkeit der Teilnahme an Seminardiskussionen direkt abhängig ist von der sozialen Schichtzugehörigkeit. Je höher der elterliche Sozialstatus, desto reger die Diskussionsbeteiligung. Diese Abhängigkeit vom Sozialstatus scheint es in dieser Form bei den Studentinnen nicht zu geben, erstaunlich ist, daß jedoch ausgerechnet studierende Töchter von ungelernten und angelernten Arbeitern sich - im Verhältnis zu den Studentinnen anderer Schichten - relativ am häufigsten an Seminardiskussionen beteiligen

Möglicherweise sind die Studierenden aus der Arbeiterschaft in zwei Gruppen zu unterteilen, in die, die ihre Situation erkannt hat und in die, die unter ihrer Situation leidet. Aus der Einsicht in bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse kann sich ein besonderes Engagement entwickeln. (Tabellen 177 a/b)

3.29. Häufigkeit der Gruppenarbeit

In diesem Kapitel zeigt sich, daß Studentinnen relativ häufiger von der Gruppenarbeit Gebrauch machen als ihre männlichen Kommilitonen. Anhand der Tabellen 178 a/b läßt sich eher eine Aussage darüber machen, wie häufig die Möglichkeit der Gruppenarbeit genutzt wird, da hier die Antwortkategorien anders als in Frage 68 (siehe: Punkt B II. 3.27.) gewählt wurden, deren Auswertung ebenfalls zeigte, daß Frauen die Möglichkeit von Gruppenarbeit mehr nutzen als Männer.

33,4% der männlichen Umfrageteilnehmer geben an, "nie" oder "selten" diese Möglichkeit der Arbeitsweise im Studium zu nutzen, Studentinnen tun dies nur zu 27,1% "nie" oder "selten". "Oft" oder sogar "ständig" arbeiten dagegen nur 36,8% der männlichen gegenüber 43,9% der weiblichen Studierenden in der Gruppe. Während also bei den Studenten das Verhältnis von denen, die "nie" oder "selten" und denen, die "oft" oder "ständig" in Gruppen arbeiten mit 33,4% zu 36,8% verhältnismäßig ausgewogen ist, gibt es bei den Studentinnen, wo das Verhältnis 27,1% zu 43,9% ist eine eindeutige Tendenz zur Arbeit in Gruppen. (Tabellen 178 a/b)

Dieses Ergebnis ist natürlich auch in gewisser Weise abhängig von der Wahl der Studienfächer, da Gruppenarbeit nicht in allen Studienfächern in gleicher Weise üblich ist. Es scheint aber dennoch gerechtfertigt zu sein, von einer geschlechtsspezifischen Arbeitsweise

hinsichtlich der Nutzung der Möglichkeit von Gruppenarbeit zu sprechen. Die Vorliebe der Studentinnen für die Erarbeitung der Studieninhalte in Gruppen, die gleichzeitig den Kontakt zu anderen Studierenden vertiefen kann sowie Gespräche über eventuelle Studienschwierigkeiten ermöglicht, kann kennzeichnend für die schwierige Situation der Frauen im Studium sein.

Man könnte also begründet die These aufstellen, daß studierende Frauen aufgrund ihrer Benachteiligung im Studium häufiger als männliche Studierende den Weg zu einer vernünftigeren und dem Wesen des wissenschaftlichen Arbeitens angemesseneren Form des studentischen Arbeitens finden.

3.30. "Streben Sie eine Beschäftigung im öffentlichen Dienst an?"

Große Unterschiede zwischen den Geschlechtern bestehen bei den Berufsvorstellungen der Studenten. So streben 30,0% der männlichen Studierenden eine Beschäftigung im Schulbereich an, bei den weiblichen Studierenden beträgt dieser Prozentsatz immerhin 47,4%. Justiz und öffentliche Verwaltung werden etwa gleich häufig von beiden Geschlechtern angestrebt. Während allerdings mit 52,3% über die Hälfte der Studenten männlichen Geschlechts in die freie Wirtschaft wollen, sind es mit 36,3% nur gut ein Drittel der Studentinnen. (Tabellen 179 a/b)

Bei der Betrachtung dieses Ergebnisses wird deutlich, daß die Unterschiede zwischen den Geschlechtern im wesentlichen nicht nur im Zugang zu den verschiedenen Bildungseinrichtungen, sondern insbesondere auch in der Berufswahl zutage treten. Beim Zugang zu den höheren Bildungsinstitutionen sinkt die Zahl der Frauen in diesen Einrichtungen immer weiter, so daß an der Universität das Verhältnis nur noch etwa ein Drittel

zu zwei Dritteln beträgt. Die traditionelle Rolle der Frau prägt auch hier die Vorstellungen der Studentinnen, für welchen Berufsbereich sie sich am geeignetsten fühlen. D.h., auch wenn die Unterschiede während des Studiums zwischen den Geschlechtern nicht sehr gravierend zu sein scheinen, bleiben Frauen und Männer trotzdem auch während und nach dem Studium in ihren gesellschaftlichen Rollenstereotypen verhaftet. Geschlechtsspezifische Unterschiede hinsichtlich des elterlichen Sozialstatus sind an diesem Punkt nicht festzumachen.

3.31. "Glauben Sie, im Anschluß an Ihr Studium einen Arbeitsplatz zu bekommen?"

Die Relevanz der Untersuchung der Ergebnisse dieser Frage ist begründet in der Bedeutung der Berufsaussichten für die Studienmotivation. Es zeigt sich, daß, während die meisten Studenten (57,9%) diese Frage mit "ja" beantworteten, die Studentinnen ihrer beruflichen Zukunft erheblich skeptischer gegenüberstanden. Mit 54,9% beantworteten die meisten Frauen diese Frage mit "nein". (Tabellen 180 a/b). Dieser Einschätzung liegen wohl verschiedene Faktoren zugrunde. Es können die Fächerwahl, die Berufschancen der Frau allgemein etc. sein; von Bedeutung ist hier allerdings zunächst die Frage, in welcher Weise sich diese berufliche Zukunftsperspektive auf das Studium selbst auswirkt. Man kann zwar davon ausgehen, daß aufgrund der ohnehin schwierigen Einschätzung der späteren Möglichkeit der Berufspraxis, zumindest gilt dies für einige Fächer, die Studienmotivation in erster Linie von studieninternen und universitätsinternen Faktoren abhängig ist, man sollte aber dennoch nicht die Bedeutung der Einschätzung der Berufsperspektive als Motivationsfaktor unterschätzen. Eine wichtige Forderung in diesem Zusammenhang wäre die Forderung nach Einrichtung eines Forschungsschwer-

punktes in jedem Fach, der sich mit Berufsfeldforschung beschäftigt, um so für jeden Studierenden zugängliche, gesicherte Aussagen darüber zu erhalten, wie sich die Berufsaussichten, sowohl qualitativ als auch quantitativ darstellen; hierdurch wäre zumindest eine der Realität entsprechende Einschätzung zu erreichen.

Geschlechtsspezifische Unterschiede hinsichtlich der Schichtzugehörigkeit sind in dieser Frage nicht auszumachen.

3.32. "Glauben Sie, daß dieser Arbeitsplatz hinsichtlich Inhalt und Bezahlung Ihrer Ausbildung und Qualifikation entspricht?"

Auch bei dieser Frage schätzen Studentinnen ihre Aussichten schlechter ein als Studenten. Während sich 20,5% der männlichen Umfrageteilnehmer sicher waren, einen qualifizierten Arbeitsplatz zu bekommen, waren es bei den weiblichen Umfrageteilnehmern lediglich 14,4% (Tabellen 181 a/b). "Vielleicht" kreuzten 56,0% der männlichen und 59,2% der weiblichen Beantworter an. "Wohl kaum" oder "bestimmt nicht" rechnen 23,5% der Studenten und 26,4% der Studentinnen mit einem Arbeitsplatz entsprechend ihrer Qualifikation.

Studentinnen schätzen also ihre beruflichen Aussichten, sowohl hinsichtlich der Möglichkeit überhaupt einen Arbeitsplatz zu finden (siehe: Punkt II. 3.31.), als auch hinsichtlich der Qualität dieses Arbeitsplatzes, schlechter ein. Daß dieses bei den Studentinnen zu einer Behinderung der positiven Motivationsentwicklung - zumindest partiell - führen muß, dürfte unbestritten sein.

3.33. Zusammenfassung

In vielen Bereichen gibt es Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Studierenden, wobei darauf

hingewiesen werden muß, daß die Differenzen in den meisten dieser Bereiche geringfügiger sind oder erscheinen als im allgemeinen angenommen wird.

Es bestätigt sich die These, daß die geschlechtsspezifische Benachteiligung der Frauen am stärksten beim Übergang zur nächst höheren Bildungsinstitution auftritt, in diesem Fall beim Hochschulzugang. Die Ungleichbehandlung der Frau, der Charakter der geschlechtsspezifischen Sozialisation, wird am eindrucksvollsten in dem zahlenmäßigen Verhältnis von Männern und Frauen an der Universität deutlich, es beträgt etwa ein Drittel Frauen zu zwei Drittel Männern. Ebenso wird das gesellschaftliche Rollenstereotyp in den Vorstellungen der Studierenden von ihrem späteren Beruf deutlich. Während Studentinnen häufiger den 'Schulbereich' anstreben, favorisieren die Studenten hauptsächlich die "freie Wirtschaft". Daß die Ungleichbehandlung der Frauen in besonderer Weise von der Schichtzugehörigkeit abhängt, zeigen z.B. die Betrachtungen der Bereiche 'Finanzierungsquellen' und 'berufliche Qualifikation der Eltern'. Es zeigt sich, daß es hauptsächlich Frauen aus wohlhabenden, sozial höher gestellten und beruflich besser qualifizierten Elternhäusern sind, die den Hochschulzugang schaffen. Die schichtspezifischen Unterschiede sind bei den Studenten im allgemeinen weniger deutlich als bei den Studentinnen. Frauen müssen häufiger vor dem Hintergrund unsicherer Berufsaussichten studieren, sowohl hinsichtlich der Möglichkeit überhaupt einen Arbeitsplatz zu finden, als auch hinsichtlich der Qualität dieses Arbeitsplatzes. Unterschiede lassen sich auch hinsichtlich der Kommunikationsbereitschaft feststellen, Studentinnen wollen z.B. häufiger in Unterkünften wohnen, die eine verstärkte Kommunikation mit Kommilitonen, sowohl privat als auch fachlich, möglich oder nötig machen. Hierzu paßt auch das

Ergebnis, daß Studentinnen Gruppenarbeit bevorzugen und auch häufiger von ihr Gebrauch machen. Besonders deutlich wird die Situation der Studentinnen im Studium und an der Universität in dem Ergebnis der Frage nach der Häufigkeit der Teilnahme an Seminardiskussionen. Es zeigt sich, daß studierende Männer erheblich häufiger Diskussionsbeiträge liefern, bzw. den Mut finden, sie zu liefern, als Frauen. Besonders wichtig ist dies, wenn man die Bedeutung der Seminarbeteiligung kennt. Mangelnde Seminarbeteiligung kann zum einen ein Zeichen von Angst sein, vor vielen Leuten etwas Falsches oder überhaupt etwas zu sagen, sie kann aber auch andererseits Ausdruck - wobei ein Wechselverhältnis besteht - von Motivationslosigkeit oder -mangel sein. Alles in Allem aber ist der Seminarablauf und die Möglichkeit, an ihm teilzunehmen, einer der wichtigsten, wenn nicht der wichtigste Faktor für eine positive Motivationsentwicklung.

Ergebnisse, die in dieser Form nicht erwartet wurden, sind die, daß Studentinnen häufiger als Studenten angaben, sich an der Universität wohlfühlen und andererseits weniger häufig als Studenten angaben, daß aus ihrer heutigen Sicht ein oder mehrere Semester 'verloren' waren. Allerdings machen diese Ergebnisse auch den besonderen Status der Studentinnen aus der Arbeiterschicht deutlich. Sie geben nämlich im Unterschied zur Gesamtgruppe relativ am häufigsten an, sich nicht wohl zu fühlen an der Uni und ebenso sind sie der Meinung, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' seien. Es ist also wichtig bei der Betrachtung der Situation der Frau an der Universität und im Studium stark zu differenzieren, und zwar einmal zwischen der Ungleichbehandlung im Studium und beim Hochschulzugang und zum anderen hinsichtlich der Schichtzugehörigkeit.

4. Verheiratete Studenten und Studenten mit Kindern

Wie aus den Auszählungstabellen (Punkt: I 1.5) hervorgeht, haben 6,6% (absolut: 715) der Umfrageteilnehmer nach ihren Angaben ein oder mehrere Kinder.

Verheiratet sind 16,2% der Umfrageteilnehmer (vgl.: Punkt: I 1.3.).

Da aufgrund der besonderen Situation dieser Studenten davon ausgegangen werden kann, daß sie ihr Studium unter anderen, meist schwierigeren Bedingungen durchführen müssen, soll hier untersucht werden, inwieweit sich die soziale Ausnahmesituation auf das Studium auswirkt. Als soziale Ausnahmesituation muß der Status jener deshalb bezeichnet werden, weil die überwiegende Mehrheit der Studierenden weder verheiratet ist, noch Kinder hat und weil es immer noch an der Anerkennung der Studentenehe in der Gesellschaft fehlt. Ebenso haben studierende Eltern gesellschaftliche Sanktionen zu erwarten. Auf welche Bereiche sich diese erstrecken, soll im Folgenden untersucht werden.

Vorgegangen wird ebenso wie bei den anderen Punkten und zwar gemäß der Reihenfolge der im Fragebogen gestellten Fragen. Ausgewertet und interpretiert werden dabei die Bereiche, in denen es relevante Unterschiede zu den ledigen bzw. kinderlosen Studenten gibt.

4.1. "Leben Sie allein?"

Während die überwiegende Zahl der Studenten ohne Kinder (53,9%) allein lebt - 12,2% leben mit Bekannten (Wohngemeinschaft), 11,3% mit ihrer Freundin bzw. mit ihrem Freund und 10,1% mit ihrem Ehepartner zusammen - wohnen 73,0% der Studenten mit Kindern mit

ihrem Ehepartner zusammen, nur 13,6% leben allein. Bei den Eltern wohnen - 2,8% dieser Studenten, mit Freund/in, Verlobt(em)er oder bei Bekannten wohnen 10,6%. (Tabelle 182)

Die verheirateten Studenten leben, wie zu erwarten war, überwiegend, nämlich zu 86,4% mit ihrem Ehepartner zusammen, 7,8% von ihnen leben allein und 2,4% mit Bekannten (Tabelle 183).

Sowohl Studenten mit Kindern als auch verheiratete Studenten leben also in der Regel nur mit ihrem Ehepartner zusammen. Wohngemeinschaften, die sowohl für studierende Eltern als auch für verheiratete Studenten sinnvoll sein könnten, sind bei weitem nicht so beliebt wie bei ledigen Studenten. Ein wichtiger Unterschied zwischen verheirateten bzw. Studenten mit Kindern und ledigen kinderlosen Studenten liegt also schon in der Lebensform, wodurch sich eine andere Situation dieser Studenten hinsichtlich z.B. der Studienfinanzierung, Wohnungssuche oder - besonders bei Studenten mit Kindern - hinsichtlich der Studienorganisation ergibt.

4.2. "Wohnen Sie zur Miete?"

Die beliebteste Wohnform, sowohl bei kinderlosen als auch bei Studenten mit Kindern, ist die eigene Mietwohnung. Während 28,6% der kinderlosen Umfrageteilnehmer dieses angaben, waren es von den Studenten mit Kindern 73,5%. Ebenfalls wohnen Studenten mit Kindern häufiger als andere in Eigentumswohnungen (6,5% zu 1,0%). (Tabelle 184)

Das gleiche gilt für die verheirateten Studenten. 80,5% von ihnen, gegenüber 22,0% der ledigen Studierenden, wohnen in der eigenen Mietwohnung (Tabelle 185). Man kann also vermuten, daß sowohl die Beschaffung als auch die Finanzierung der Unterkunft sowohl für Studenten mit Kindern als auch für die ver-

heirateten Studenten schwieriger ist als für die den gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend lebenden ledigen und kinderlosen Studenten.

4.3. Wohndauer

Die andere Wohnsituation der Studenten mit Kindern schlägt sich auch in der Wohndauer nieder. Während 38,9% der Studenten ohne Kinder länger als zwei Jahre in ihrer jetzigen Unterkunft leben, beträgt der Prozentsatz bei Studierenden mit Kindern 53,7% (Tabelle 186).

Im Durchschnitt (berechnet nach Klassenmitten, obere Randklasse: 3 Jahre) wohnen Studenten ohne Kinder 20,9 Monate und Studenten mit Kindern 24,8 Monate in ihrer jetzigen Wohnung bzw. ihrem Zimmer.

Gleiche Verhältnisse finden sich bei den verheirateten Studenten, sie wohnen im Durchschnitt (berechnet nach Klassenmitten, obere Randklasse: 3 Jahre) 24 Monate in ihrer jetzigen Unterkunft, ledige Studenten dagegen nur 20,6 Monate (Tabelle 187).

Die längere Wohndauer ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß es schwieriger und aufwendiger ist, mit einem kompletten Haushalt umzuziehen als mit den Dingen, die ein allein lebender Student auf seinem Zimmer hat. Ein weiterer Grund ist, daß Wohnungen für verheiratete und Studenten mit Kindern nicht so schnell zu finden oder oft zu teuer sind. D.h., die längere Wohndauer kann als Beleg für eine schwierige Wohnsituation gewertet werden.

Gesellschaftliche Sanktionen, von denen in der Einleitung die Rede war, erstrecken sich z.B. darauf, daß die Bevölkerung bzw. gesellschaftliche Einrichtungen nicht in erforderlichem Maße Wohnraum zur Verfügung stellen, der sowohl hinsichtlich der Größe, Anzahl der Zimmer als auch hinsichtlich der monatlichen Miet-

belastung den Bedürfnissen verheirateter Studenten entsprechen.

4.4. Größe der Wohnung

Schwierigkeiten in Bezug auf die Wohnungssuche und auf die Finanzierung resultieren auch aus der erforderlichen unterschiedlichen Wohnungsgröße. So wohnen etwa Studenten ohne Kinder, die eine eigene Mietwohnung bewohnen, zu 31,3% in Wohnungen mit mehr als 60 qm; Studenten mit Kindern, die in einer eigenen Mietwohnung leben, und dies tut ja der überwiegende Teil, wohnen dagegen zu 77,2% in Wohnungen über 60 qm. Allein 38,0% von ihnen haben Wohnungen, die größer als 80 qm sind. (Tabelle 188)

Noch klarer sind die Unterschiede zwischen verheirateten und unverheirateten Studenten. 18,6% der ledigen, aber 67,1% der verheirateten Studenten, die in einer eigenen Mietwohnung wohnen, haben eine Wohnung, die größer ist als 60 qm (Tabelle 189).

D. h. also, daß das Wohnen für die hier untersuchte Gruppe von Studenten nicht nur dadurch teurer ist, daß sie häufiger als andere Studenten in Wohnungen anstatt in Zimmern leben, sondern auch dadurch, daß sie Wohnungen mit einer höheren Quadratmeterzahl mieten müssen. Dies gilt insbesondere für Studenten mit Kindern.

4.5. Kosten für Zimmer/Wohnung

Die Ergebnisse der Frage nach der monatlichen Mietbelastung bestätigt die bisher vertretene These der höheren finanziellen Belastung der Studenten mit Kindern. Die folgende Zusammenfassung der Tabelle 190 verdeutlicht dies:

<u>monatl.Miete</u>	<u>Stud.ohne Kinder</u>	<u>Stud.mit Kindern</u>
O - 249 DM	75,0%	29,2%
250 - 499 DM	20,7%	40,1%
500 - 749 DM	4,0%	25,5%
über 750 DM	0,3%	5,2%
	100,0%	100,0%

Es ergibt sich aus der Durchschnittsberechnung nach Klassenmitten (obere Randklasse: 850 DM) eine monatliche Belastung durch die Miete von durchschnittlich 186,76 DM für Studenten ohne Kinder und von 381,29 DM für Studenten mit Kindern.

Höhe der Miete in Abhängigkeit vom Familienstand:

<u>monatl.Miete</u>	<u>ledige Studenten</u>	<u>verheiratete Stud.</u>
O - 249 DM	81,5%	22,5%
250 - 499 DM	16,2%	51,1%
500 - 749 DM	1,9%	23,4%
über 750 DM	0,4%	3,0%
	100,0%	100,0%

(Zusammenfassung der Tabelle 191)

Die Durchschnittsberechnung nach Klassenmitten (obere Randklasse: 850 DM) ergibt eine monatliche Mietbelastung von durchschnittlich 184,60 DM für ledige Studenten und von durchschnittlich 386,52 DM für verheiratete Studenten.

Verheiratete Studenten und Studenten mit Kindern bewohnen Wohnungen, die mehr als doppelt so teuer sind wie die Unterkünfte der ledigen und kinderlosen Studenten. Wenn man berücksichtigt, daß verheiratete Studenten mit Kindern in der Regel zu zweit eine Wohnung bewohnen, so ergibt sich pro Person (ausgen. Kinder) eine Durchschnittsmiete für verheiratete von 193,27 DM und für Studenten mit Kindern von 190,65 DM monatlich. Diese Aufteilung ist allerdings nur dann

zulässig, wenn vorausgesetzt wird, daß auch beide studentische Ehepartner bzw. studentische Elternteile noch ihre Studienunterstützung bekommen. Gerade aber bei Studenten mit Kindern ist es wahrscheinlich, daß ein Elternteil aufgrund der Belastung durch das Kind (die Kinder) das Studium aufgeben mußte und somit die finanzielle Belastung von einem Partner getragen werden muß.

4.6. Wohngeld

19,9% der kinderlosen Studenten bekommen Wohngeld oder Mietzuschuß zum BAFÖG, Studenten mit Kindern bekommen Wohngeld oder Mietzuschuß zu 28,8%. Immerhin 43,3% der Studenten mit Kindern haben kein Wohngeld beantragt, obwohl ihnen dies in der Regel zusteht. (Tabelle 192)

Der Unterschied hinsichtlich des Wohngeldes zwischen verheirateten und ledigen Studenten ist nicht so groß; 18,6% der ledigen und 20,7% der verheirateten Studenten bekommen Wohngeld bzw. Mietzuschuß vom BAFÖG-Amt. 57,6% der ledigen und 55,6% der verheirateten Studenten haben erst gar keinen Wohngeldantrag gestellt. Abgelehnt wurde der Wohngeldantrag bei 9,2% der ledigen und 14,5% der verheirateten Studenten. (Tabelle 193)

Zusammengenommen wurde also von 68,0% der kinderlosen Studenten, 57,1% der Studenten mit Kindern, von 66,8% der ledigen und 70,1% der verheirateten Studenten entweder kein Wohngeldantrag gestellt oder dieser wurde abgelehnt. Hieraus leitet sich die Forderung ab, die Wohngeldregelung auf diejenigen Studenten auszudehnen, die weder einen Mietzuschuß vom BAFÖG-Amt, noch eine entsprechende Unterstützung von den Eltern erhalten.

4.7. Wohnlage

Die Schwierigkeiten bei der Suche nach Wohnungen überhaupt und insbesondere nach preiswerten Wohnungen zwingt viele Studenten, sich außerhalb des eigentlichen Stadtgebiets eine Unterkunft zu suchen. Der Weg von diesen Stadtteilen aus zur Uni beträgt circa fünf bis zehn Kilometer. Für die in diesen Stadtteilen (Albachten, Ameslbüren, Angelmannde, Handorf, Hilstrup, Nienberge, Roxel, St.Mauritz, Wolbeck) wohnenden Studenten ist eine höhere Belastung ihres Etats durch die Fahrtkosten wahrscheinlich, da überwiegend öffentliche Verkehrsmittel oder der eigene PKW benutzt werden müssen. Es zeigt sich, daß 10,2% der kinderlosen Studenten und 12,1% der Studenten mit Kindern (Tabelle 194) sowie 10,0% der ledigen und 12,7% der verheirateten Studenten (Tabelle 195) eine größere räumliche Entfernung zur Uni in Kauf nehmen, um eine entsprechende Unterkunft zu finden.

4.8. Verkehrsmittel

Erhebliche Unterschiede zeigen sich bei der Auswertung der Frage nach dem Verkehrsmittel, das die Studenten für den Weg zu ihrem Studienplatz benutzen. Studenten ohne Kinder gehen zu 57,7% zu Fuß oder benutzen ein Fahrrad, 34,9% benutzen ihren PKW oder ein Mofa, Motorrad etc. und 7,3% fahren mit öffentlichen Verkehrsmitteln oder als Mitfahrer in einem PKW. Studenten mit Kindern, die im Durchschnitt wohl einen längeren Weg zur Uni haben, gehen nur zu 38,0% zu Fuß bzw. benutzen ein Fahrrad, sie fahren am häufigsten, nämlich zu 50,7% mit ihrem Auto, Motorrad etc. Allerdings benutzen sie auch relativ etwas häufiger als die Gesamtzahl der Beantworter öffentliche Verkehrsmittel oder Mitfahrgelegenheiten, nämlich zu 11,3%. (Tabelle 196)

Ähnlich sieht es beim Vergleich der ledigen mit den verheirateten Studenten aus:

Verkehrsmittel	ledige Stud.	verheiratete Stud.
zu Fuß/Fahrrad	59,7%	39,6%
öffentl. Verkehrsmittel, Mitfahrgelegenh.	6,9%	11,4%
PKW, Motorrad etc.	33,5%	49,0%
	100,0%	100,0%

(Zusammenfassung der Tabelle 197)

Es zeigt sich, daß sowohl Studenten mit Kindern als auch verheiratete Studenten mehr für ihre Fahrkosten aufbringen als ledige und kinderlose Studenten.

4.9. Erste Finanzierungsquelle

Große Unterschiede zwischen Studierenden mit Kindern und Studenten ohne Kindern sowie zwischen verheirateten und ledigen Studenten ergeben sich hinsichtlich der Studienfinanzierungsarten. Während fast die Hälfte der kinderlosen Studenten, nämlich 46,9%, Zuwendungen der Eltern als erste Finanzierungsquelle angeben, werden Studenten mit Kindern nur zu 20,9% hauptsächlich von den Eltern unterhalten. Nur 20,8% der Studenten mit Kindern sind Empfänger öffentlicher Stipendien (BAFÖG etc.), dieser Prozentsatz liegt exakt um 10,0% unter dem der kinderlosen Studenten. Am häufigsten werden von Studenten mit Kindern als erste Finanzierungsquelle mit 28,3% der Ehepartner und mit 22,0% die eigene Erwerbstätigkeit angegeben. (Tabelle 198) Studenten ohne Kinder dagegen werden nur zu 4,2% vom Ehepartner unterhalten und sind auch nur zu 12,4% auf eigene Erwerbstätigkeit angewiesen.

Gleiches gilt auch für verheiratete Studenten. Während nur 19,2% von ihren Eltern unterhalten werden, trifft dies immerhin für 50,9% der ledigen Studierenden zu. Über ein Drittel, nämlich genau 34,1% der verheirateten Studenten, wird hauptsächlich von seinem Ehepartner unterhalten. Ebenso spielt bei den verheirateten die eigene Erwerbstätigkeit eine größere Rolle, 22,4% der verheirateten und 11,2% der ledigen Studenten sind auf diese hauptsächliche Finanzierungsquelle angewiesen. Wesentlich geringer ist auch der Anteil der verheirateten Studenten, die hauptsächlich von öffentlichen Stipendien etc. leben. Während 32,5% der ledigen Studenten Empfänger dieser Mittel sind, beträgt der Prozentsatz bei den verheirateten nur 17,9%. (Tabelle 199). Alle anderen in der Antwortkategorie aufgeführten Finanzierungsmöglichkeiten spielen weder beim Vergleich der Studenten mit Kindern mit denen ohne Kinder, noch beim Vergleich der ledigen mit den verheirateten Studenten eine Rolle.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß Studenten mit Familie (d.h. entweder mit Ehepartner oder nur mit Kind oder mit Ehepartner und Kind) wesentlich häufiger auf sich selbst gestellt sind, wenn es um die Deckung des finanziellen Bedarfs geht, als die große Masse der übrigen, kinderlosen und ledigen Studenten. So sind z.B. allein 50,3% der Studenten mit Kindern, gegenüber nur 16,6% der kinderlosen Studenten auf den Ehepartner und die eigene Erwerbstätigkeit angewiesen. Im Verhältnis zwischen den ledigen und verheirateten Studenten zeigt sich dies noch deutlicher, während nämlich nur 11,5% der ledigen auf die beiden oben genannten Finanzierungsquellen angewiesen sind, beträgt der Prozentsatz bei den verheirateten 56,5%. Gesellschaftliche Sanktion besteht in diesem Fall in der Erschwerung der Finanzierung des monatlichen

Bedarfs. Erschwerung deshalb, weil der Finanzbedarf aus verschiedenen Gründen (andere familiäre Situation, andere Wohnsituation etc.) aufgrund der Quantität schwer zu decken ist und weil Eltern und Behörden weniger, sowohl hinsichtlich der Häufigkeit als auch hinsichtlich der Quantität der Zahlungen zur Deckung beitragen. D. h. also, anstatt den schwierigen Bedingungen, unter denen vor allem Studenten mit Kindern leben, bzw. studieren, Rechnung zu tragen, wird die Lage dieser Studenten durch die Probleme mit der Deckung des monatlichen Finanzbedarfs noch erschwert.

4.10. Zweite Finanzierungsquelle

Auch bei der Betrachtung der Befragungsergebnisse bezüglich einer weiteren, zweiten Finanzierungsquelle, fallen erhebliche Unterschiede auf, die zusammen mit den Ergebnissen aus Punkt 4.9. in diesem Kapitel den Schluß zulassen, daß Studenten in der sozialen Ausnahmesituation auf qualitativ völlig andere Studienfinanzierungsmöglichkeiten angewiesen sind als 'normale' Studenten. So zeigt sich hinsichtlich der zweiten Finanzierungsquelle, daß bei den Studenten mit Kindern der Ehepartner zu 20,1% - gegenüber nur 3,6% bei den kinderlosen Studenten - in zweiter Linie den Finanzbedarf deckt. Anders bei der Finanzierung durch eigene Erwerbstätigkeit: Während 41,1% der kinderlosen Studenten diese als zweite Finanzierungsquelle nennen, tun dies Studenten mit Kindern zu 30,8%, denn in dieser sozialen Ausnahmesituation wird eben die zweite Finanzierungsquelle zur ersten, weil die erste nicht mehr oder deutlich schwächer sprudelt. (Tabelle 200) Stipendien von öffentlichen Stellen werden von 13,3% der kinderlosen und von 13,9% der Studenten mit Kindern genannt. Etwas deutlicher sind die Differenzen zwischen den verheirateten und den ledigen Studenten. 27,2% der verheirateten geben den Ehepartner als 2. Finanzierungsquelle an

und 28,3% die eigene Erwerbstätigkeit, die zu 42,7% von den ledigen angegeben wird (Tabelle 201).

Demnach spielt die eigene Erwerbstätigkeit bei ledigen und kinderlosen Studenten eher die Rolle der zweiten Finanzierungsquelle, während der hauptsächliche Finanzbedarf entweder von den Eltern oder durch öffentliche Stipendien gedeckt wird. Bei den verheirateten Studenten und den Studenten mit Kindern dagegen wird von den Eltern oder von den öffentlichen Stipendien allenfalls die Finanzierung in zweiter Linie geleistet, während am wichtigsten die eigene Erwerbstätigkeit oder die finanziellen Zuwendungen des Ehepartners sind.

4.11. Monatlicher Etat während der Vorlesungszeit

Die Durchschnittsberechnungen zu Tabelle 202 und 203 zeigen, daß der monatliche Etat während der Vorlesungszeit bei den verheirateten und bei den Studenten mit Kindern höher liegt als bei den ledigen und kinderlosen Studenten. So haben kinderlose Studenten im Durchschnitt monatlich während der Vorlesungszeit 529,20 DM zur Verfügung, bei den Studenten mit Kindern dagegen sind es 565,04 DM.

Ledige Studenten haben mit 522,56 DM nur knapp 60 DM weniger als verheiratete Studenten zur Verfügung.

Wenn man berücksichtigt, daß der finanzielle Aufwand für Studenten, die verheiratet sind oder/und Kinder haben, z.B. für Wohnen und Haushalt ungleich höher ist als bei ledigen, kinderlosen Studenten, so wird deutlich, daß in vielen Fällen die finanzielle Situation von Studierenden, die in der beschriebenen sozialen Ausnahmesituation leben, schwieriger ist als bei denen, die den gesellschaftlichen Normen entsprechend leben. (Durchschnittsberechnung nach Klassenmitten: untere Randklasse: 150 DM, obere Randklasse: 800 DM).

4.12. Förderungshöchstdauer

Es wird zunächst davon ausgegangen, daß insbesondere Studenten mit Kindern aufgrund der Belastung durch die Familie Probleme haben mit der Höchstförderungsdauer auszukommen. Es zeigt sich allerdings bei der Sichtung der Auswertungsergebnisse, daß eine differenzierte Betrachtung angebracht ist. Es geben nämlich 31,7% der Studenten mit Kindern gegenüber 28,4% der kinderlosen Studenten an, voraussichtlich die Förderungshöchstdauer einhalten oder sogar unterschreiten zu können. Bis zu zwei Semestern werden voraussichtlich 52,2% der kinderlosen und 39,6% der Studenten mit Kindern die Förderungshöchstdauer überschreiten. 19,4% der Studenten ohne Kinder und 28,9% der Studenten mit Kindern werden die Höchstförderungsdauer voraussichtlich um drei und mehr Semester überschreiten. Allein 11,9% der Studenten mit Kindern geben an, fünf oder mehr Semester länger studieren zu müssen als dies durch das Amt für Ausbildungsförderung finanziell abgesichert wird. (Tabelle 2o4)

Während 28,5% der ledigen Studenten meinen, die Förderungshöchstdauer einhalten oder unterschreiten zu können, ergibt sich für die verheirateten Studenten mit 28,9% annähernd der gleiche Prozentsatz. Bis zu zwei Semestern wird die Förderungshöchstdauer voraussichtlich von 53,4% der ledigen und von 39,5% der verheirateten überschritten werden. Um drei und mehr Semester wird dies bei 18,1% der ledigen, aber bei 31,5% der verheirateten der Fall sein. (Tabelle 2o5)

Während es bei den Studenten mit Kindern so aussieht, daß ein Teil dieser Studenten - aufgrund der besonderen Situation in der sie leben - intensiv darauf hinarbeitet, das Studium so früh wie möglich zu beenden und der andere Teil, möglicherweise aufgrund schlechterer Arbeitsbedingungen deutlich länger studieren wird als Studenten ohne Kinder, ist bei verheirateten

Studenten deutlich abzulesen, daß es eine direkte Abhängigkeit zwischen dem Familienstand und der Überschreitung der Höchstförderungsdauer gibt.

Die generelle Forderung nach Anhebung der Höchstförderungsdauer scheint also gerechtfertigt, denn nur 28,6% der Studenten, für die diese Regelung zutrifft, können diesen Zeitraum einhalten oder unterschreiten, d.h., daß es bei über 70% der BAFÖG-Empfänger Schwierigkeiten mit der Studienfinanzierung geben kann, da sie die Förderungshöchstdauer überschreiten. Ein weiterer Verbesserungsvorschlag wäre die flexiblere Gestaltung der BAFÖG-Regelung, so daß etwa, was die Förderungshöchstdauer angeht, die besondere familiäre Situation des Einzelnen berücksichtigt werden könnte. Es ist sinnvoller und logischer die Förderungshöchstgrenze an den Möglichkeiten des einzelnen Studenten zu messen, als diese scheinbar willkürlich für ein bestimmtes Fach festzulegen. Deutlich wird bei der Betrachtung der Tabelle 204 und 205 wiederum ein bestimmendes Manko der BAFÖG-Regelung, nämlich, daß die BAFÖG-Regelung nicht nur in der Höhe des Betrages, wie bereits festgestellt wurde, sondern auch hinsichtlich der zeitlichen Länge völlig unzureichend ist. Die BAFÖG-Förderung müßte also auch hinsichtlich der Ausgestaltung der Förderungshöchstdauer, wenn diese überhaupt bestehen bleiben soll, neu geregelt werden.

4.13. "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"

Die Belastungen, die insbesondere bei Studenten mit Kindern sich aus der besonderen sozialen Situation für das Studium ergeben und die teilweise zur erheblichen Überschreitung der Förderungshöchstdauer des BAFÖG oder zu einer allgemeinen Studienverlängerung führen, haben auch zur Folge, daß diese Studenten

eher glauben, ein oder mehrere Semester seien 'verloren'. Der ohnehin schon sehr hohe Prozentsatz von 53,0% der Studierenden, die angaben, ihrer Meinung nach ein oder mehrere Semester 'verloren' zu haben, liegt bei den Studenten, die neben dem Studium noch ein oder mehrere Kinder versorgen müssen noch erheblich höher, nämlich bei 62,2%. Gleiches gilt auch für die Gruppe der verheirateten Studenten. (Tabellen 206/207) Wenn man nun davon ausgeht, daß das Gefühl, ein oder mehrere Semester 'verloren' zu haben, Ausdruck einer Unzufriedenheit mit dem Verlauf des Studiums ist, so läßt sich folgern, daß die hier behandelte Ausnahmesituation, in der sich verheiratete und Studenten mit Kindern befinden, nicht nur Probleme der Finanzierung, Wohnungssuche etc. aufwirft, sondern auch zu einer psychischen Belastung hinsichtlich der Durchführung des Studiums führt, die zwar relativ häufig auch bei kinderlosen, ledigen Studenten auftritt, aber bei der hier behandelten Gruppe von Studenten relativ noch häufiger.

4.14. Möglichkeiten, das Studium so aufzubauen,
daß es zügig und geordnet durchgeführt werden kann

Betrachtet man in diesem Zusammenhang mit dem in Punkt 4.13. behandelten Problem der Studiendauer oder Studiendurchführung die Tabellen 208 und 209 bezüglich der Möglichkeit, das Studium so aufzubauen, daß es zügig und geordnet durchgeführt werden kann, so ergibt sich, daß die höhere Häufigkeit der Angaben, ein Semester 'verloren' zu haben, nicht Ausdruck von größeren Schwierigkeiten der Studenten aus dieser sozialen Ausnahmesituation mit dem Studienaufbau ist, sondern Ausdruck von Problemen, die aus der finanziellen Situation dieser Studenten resultieren.

4.15. Anzahl der Hochschultage pro Woche

Ledige und kinderlose Studenten sind im Durchschnitt 4,2 Tage pro Woche an der Universität, wobei nicht berücksichtigt werden konnte, wieviel Stunden dieser Arbeitstag an der Universität umfaßt. Verheiratete Studenten und Studenten mit Kindern dagegen sind im Durchschnitt 3,8 Tage pro Woche an der Universität (Durchschnittsberechnung nach Tabellen 210/211).

Bis zu drei Tagen in der Woche verbringen 23,0% der kinderlosen, aber 35,1% der Studenten mit Kindern an der Uni. An vier und fünf Tagen sind die meisten Studenten an der Uni, nämlich 72,7% der kinderlosen und 61,2% der Studenten mit Kindern. Sechs und sieben Tage schließlich verbringen 4,4% der kinderlosen und 3,7% der Studenten mit Kindern durchschnittlich an der Universität. (Tabelle 210) Ähnlich sieht die Lage bei den verheirateten bzw. nicht verheirateten Studenten aus.

Verheiratete Studenten und Studenten mit Kindern sind demnach weniger häufig an der Uni, sie arbeiten wahrscheinlich häufiger zu Hause. Eine Erklärungsmöglichkeit wäre, daß verheiratete Studenten mit Kindern häufiger in höheren Semestern studieren und daher weniger Seminare besuchen, weil sie sich auf das Examen vorbereiten. Eine zweite Erklärungsmöglichkeit wäre, daß diese Studenten - aufgrund ihrer Aufgaben in der Familie - sich auf das unbedingt nötige Maß an Lehrveranstaltungen an der Uni beschränken sowie sich stärker auf prüfungs- und berufsrelevante Seminare und Übungen konzentrieren müssen. Sie können es sich seltener leisten, Veranstaltungen aus purem Interesse an der Sache zu besuchen.

4.16. Zusammenfassung:

Bei der Untersuchung der für diese Problematik relevanten Fragen hat sich gezeigt, daß das Studium für verheiratete Studenten und Studenten mit Kindern größere Probleme mit sich bringt als dies bei ledigen, kinderlosen Studenten der Fall ist. So gibt es z.B. erhebliche Unterschiede in der Studienfinanzierung, so daß man behaupten darf, daß Studenten in der sozialen Ausnahmesituation ihr Studium anders finanzieren als andere Studenten. Dieser qualitative Unterschied hinsichtlich der Studienfinanzierung resultiert aus der qualitativ anderen Lebensweise. Bei steigendem finanziellen Bedarf fallen z.B. Förderungsmöglichkeiten wie die Eltern oder das BAFÖG häufig weg, bzw. decken den Bedarf nicht, dies gilt insbesondere für Studenten, die aufgrund ihrer familiären Situation ihr Studium über die Förderungshöchstdauer verlängern müssen, was bei verheirateten und Studenten mit Kindern häufiger als bei anderen Studenten vorkommt. D.h. also, zusätzlich zur Doppelbelastung Studium - Familie - besonders bei Studenten mit Kindern - kommt die Belastung durch eigene Erwerbstätigkeit, die zumindest hinsichtlich der ersten Finanzierungsquelle bei der hier untersuchten Studentengruppe häufiger als bei anderen Studenten auftritt.

Zu den Bereichen, aus denen eine Erschwerung der Studiensituation hervorgeht, ist für die verheirateten und Studenten mit Kindern auch die Wohnsituation zu zählen. So kann man davon ausgehen, daß es für diese Studenten schwieriger ist, eine den Bedürfnissen entsprechende Wohnung zu finden. Hierfür müssen diese Studenten häufiger als andere Studenten eine dezentrale Wohnlage in Kauf nehmen, die Zeitverlust und höhere Kosten für Verkehrsmittel zum Studienplatz mit sich bringt und, was nicht untersucht wurde, aber wahrscheinlich ist, einen schlechteren Kon-

takt zu Kommilitonen und zu den Vorgängen an der Universität bietet, denn die hier untersuchte Studentengruppe ist weniger häufig als andere an der Universität anzutreffen.

Ebenso ist die Mietbelastung der verheirateten Studenten und der Studenten mit Kindern im Verhältnis zum monatlichen Etat höher.

Diese schlechteren Lebensbedingungen der verheirateten Studenten und der Studenten mit Kindern schlagen auf den studieninternen Bereich durch, was sich etwa darin zeigt, daß verheiratete Studenten und solche mit Kindern häufiger als andere Studenten angaben, ein oder mehrere Semester 'verloren' zu haben. Was die allgemeine Studienzufriedenheit angeht, zeigt sich allerdings, daß sich die schlechteren Lebensbedingungen nur sehr mittelbar auswirken. Als Erklärung hierfür könnte man anfügen, daß die hier untersuchte Gruppe von Studenten die schwierigen Verhältnisse meistert, weil die Familie und die Probleme, die daraus entstehen, durch die Entstehung von Verantwortlichkeit für eben diese Familie, einen psychischen Halt bieten, wodurch Orientierungs- und Motivationslosigkeit seltener werden.

Die beiden wichtigsten Forderungen, die sich aus diesem Kapitel anschließen, sind:

1. Konzipierung einer öffentlichen, elternunabhängigen und den Bedürfnissen der Studenten mit Kindern bzw. verheirateten Studenten gerecht werdenden finanziellen Studienförderung, wodurch eine stärkere Konzentration dieser Studenten auf das Studium ermöglicht werden kann.

Die Höhe dieser Studienförderung sollte durch eine detaillierte Untersuchung der Situation der verheirateten Studenten und der Studenten mit Kindern ermittelt werden.

2. Bereitstellung von familien- und kinderfreundlichem Wohnraum in relativer Nähe zum Studienplatz, evtl. auch durch das Studentenwerk in Form von speziell für diese Studentengruppe konzipierten Wohnungen.

5. Studentische Wohnsituation

Das studentische Wohnproblem, das bereits in Kapitel B I. 2. angerissen wurde, ist das in der Öffentlichkeit am bekannteste und eines der schwierigsten Probleme der Studenten.

Zunächst einmal ist es grundsätzlich sehr schwer, überhaupt ein Zimmer oder eine Wohnung entsprechend den Bedürfnissen zu finden und zum anderen ergeben sich häufig Finanzierungsprobleme, denn die Mieten sind relativ schneller gestiegen als das studentische Einkommen. Die besondere Relevanz der Untersuchung der studentischen Wohnsituation ergibt sich auch aus der Funktion des Zimmers/der Wohnung als Arbeitsplatz des Studenten.

Im Folgenden soll auf Einzelheiten der Wohnsituation der Studierenden eingegangen werden. Es ergibt sich die Möglichkeit des Vergleichs mit der Sozialumfrage von 1972.

5.1. Wo und wie leben die Studenten?

Nur 6,9% der untersuchten Studierenden wohnen nicht zur Miete, 60,4% wohnen in einem gemieteten Zimmer und 32,7% in einer Mietwohnung.

5.1.1. Ausstattung des Zimmers/der Wohnung

39,3% haben ein Leerzimmer bzw. eine unmöblierte Wohnung. 15,6% bewohnen ein teilmöbliertes Zimmer und 45,0% haben ein möbliertes Zimmer (bzw. Wohnung). Am häufigsten wohnen Studenten noch immer in möblierten Zimmern, nämlich zu 36,4% (absolut: 3684 Umfrageteilnehmer), am zweithäufigsten ist mit 26,3% aller befragten Studenten die unmöblierte Mietwohnung vertreten und an dritter Stelle steht mit 12,2% der Gesamterhebung das teilmöblierte Zimmer.

Hier die Rangliste: (Tabelle 212)

Zimmer zur Miete möbliert:	3684	=	36,4%
Mietwohnung/leer:	2659	=	26,3%
Zimmer zur Miete teilmöbliert:	1231	=	12,2%
Zimmer zur Miete leer:	1191	=	11,8%
Nicht Miete/möbliert:	542	=	5,4%
Mietwohnung/möbliert:	325	=	3,2%
Mietwohnung/teilmöbliert:	320	=	3,2%
Nicht Miete/leer:	127	=	1,3%
Nicht Miete/teilmöbliert:	30	=	0,3%
	10109	=	100 %

1972 wohnten 84,9% der damals in Münster studierenden zur Miete und 25,3% wohnten in einer unentgeltlichen Unterkunft²⁹.

Der Prozentsatz derjenigen, die unentgeltlich wohnen, ist also von 15,3% im Jahre 1972 auf 6,9% bei der Sozialumfrage 1978 gesunken. Der Anteil derjenigen Studenten, die Miete zahlen müssen, ist demzufolge von 84,9% auf 93,1% angestiegen.

5.1.2. Ausstattung: Waschgelegenheit

Etwa jeder zweite Student (51,7%) hat ein eigenes Bad oder eine eigene Dusche. 22,7% können ein Bad mitbenutzen und haben zusätzlich fließendes Wasser auf dem Zimmer/Wohnung. 14,4% können ein Bad mitbenutzen, ohne zusätzlich noch eine Waschgelegenheit im Zimmer zu haben. 7,0% haben nur fließendes Wasser im Zimmer und 3,7% haben es nur außerhalb des Zimmers. (Tabelle 213)

Die Mietwohnungen haben fast alle ein eigenes Bad (94,6%). Diejenigen Studenten, die nicht zur Miete wohnen, haben zu 48,0% ein eigenes Bad. Studenten, die in einem Zimmer leben, haben nur zu 28,9% ein eigenes Bad, sie können relativ am häufigsten ein Bad mitbenutzen. Meist (35,0%) haben sie

auch fließendes Wasser zusätzlich auf dem Zimmer.

Verglichen mit der Sozialumfrage von 1972 ergeben sich große Differenzen. Während 1978 jeder zweite Student (51,7%) ein eigenes Bad oder eine Dusche sein eigen nennen konnte, waren es sechs Jahre zuvor nur 12,4%³⁰. Während 1972 fast drei Viertel der Studierenden (72,2%) fließendes Wasser im Zimmer und/oder eine Dusch- und Bademöglichkeit hatten, waren dies 1978 nur noch 44,1%.

Man kann also davon ausgehen, daß sich der Komfort der studentischen Unterkünfte hinsichtlich der Ausstattung mit Waschgelegenheiten wesentlich verbessert hat. Dennoch erscheint der Prozentsatz von 10,7% der Umfrageteilnehmer, die keine Bade- oder Duschmöglichkeit besitzen, sondern nur fließendes Wasser in - bzw. außerhalb - ihres Zimmers haben, verhältnismäßig hoch.

5.1.3. Ausstattung: Toilette

Insgesamt haben 55,0% der Studierenden ein eigenes WC. 40,6% haben ein WC im gleichen Flur und 4,4% geben an, kein WC im gleichen Flur zu haben bzw. sie kreuzten die Kategorie "sonstiges" an. (Tabelle 214)

Diejenigen Studierenden, die nicht zur Miete wohnen, haben zu 52,0% ein eigenes WC, 38,3% benutzen ein WC im gleichen Flur.

Diejenigen Umfrageteilnehmer, die in einer 'Studentenbude' wohnen, haben dagegen nur zu 32,7% ein eigenes WC zur Verfügung, sie benutzen relativ am häufigsten - zu 61,5% - ein WC im gleichen Flur.

Am besten ausgestattet sind hier erwartungsgemäß die Mietwohnungen. 96,9% haben ein eigenes WC und nur 2,4% benutzen ein WC auf dem Flur mit anderen Hausbewohnern zusammen. Auch hinsichtlich der

Ausstattung mit Toiletten hat sich der studentische Wohnkomfort verbessert.

1972 hatten 16,3% der Studenten ein eigenes WC und 73,2% eine auf dem gleichen Flur, dagegen besaßen 1978 55% ein eigenes WC und 40,6% benutzten eines auf dem gleichen Flur³¹. Die sanitären Verhältnisse, die damals schon als befriedigend bezeichnet wurden, haben sich also wesentlich zugunsten der Studenten verbessert, wenngleich man nicht außer Acht lassen sollte, daß auch heute noch Studenten gezwungen sind, in Zimmern zu wohnen, die weder eine eigene Toilette, noch eine Toilette zur Mitbenutzung auf dem gleichen Flur haben; für immerhin 443 (4,4%) Umfrageteilnehmer traf dies zu.

5.1.4. Ausstattung: Kochgelegenheit

46,3% der Umfrageteilnehmer gaben an, eine eigene Küche zu besitzen, 24,1% können eine Küche mitbenutzen und 25,2% haben nur eine behelfsmäßige Kochgelegenheit. Keine Kochgelegenheit haben 387 Umfrageteilnehmer (3,9%) und der Prozentsatz der Studenten, für die ein Kochverbot besteht, ist mit 0,5% erfreulich gering. (Tabelle 215)

Ähnlich wie bei den anderen Ausstattungsmerkmalen ist der Prozentsatz derjenigen Umfrageteilnehmer, die eine eigene Küche haben, bei den Bewohnern von Mietwohnungen mit 89,7% am größten; 8,5% von ihnen haben allerdings nur eine behelfsmäßige Kochgelegenheit. Kommilitonen, die zur Miete in einem Zimmer wohnen, haben zu 23,3% eine eigene Küche, können zu 34,2% eine Küche mitbenutzen und haben zu 36,3% eine behelfsmäßige Kochgelegenheit. Hier ist allerdings der Anteil derjenigen, die keine Kochgelegenheit haben bzw. für die Kochverbot besteht, mit 6,2% verhältnismäßig hoch.

Auch hier ergeben sich wieder große Differenzen zu den 1972 erhobenen Daten. In der '72er Umfrage wurde festgestellt, daß die meisten Studenten mit 39,9% nur eine behelfsmäßige Kochgelegenheit zur Verfügung hatten. Bis 1978 war dieser Anteil auf 25,2% gesunken. 1972 hatte nur jeder zehnte (10,1%) eine eigene Küche, sechs Jahre später waren es bereits 46,3%. 30,9% im Jahre 1972 gegenüber 24,1% im Jahr 1978 konnten eine Küche mitbenutzen. Keine Kochgelegenheit gab es 1972 für 16,8% gegenüber 3,9% 1978. Der Anteil von Kochverboten ging von 2,3% auf 0,5% zurück.³²

5.1.5. Ausstattung: Heizung

67,5% der Umfrageteilnehmer wohnte zur Zeit der Umfrage in Unterkünften mit Zentralheizung, 11,9% mußten mit einem Ofen ihre Unterkunft beheizen und 19,2% hatten eine Gas- oder Elektroheizung. 1,4% hatten keine Heizung. Diese Prozentsätze differieren unwesentlich in Abhängigkeit von der Wohnform. (Tabelle 216)

Bei der münsteraner Sozialumfrage von 1972 wurde erhoben, daß 67,3% in zentralbeheizten Zimmer leben³³.

Die Situation hinsichtlich der Heizungsausstattung hat sich also nicht geändert.

5.1.6. Zimmerreinigung

89,6% der Umfrageteilnehmer reinigen ihr Zimmer bzw. ihre Wohnung selbst. Dieser Anteil ist mit 67,2% bei den nicht zur Miete wohnenden Kommilitonen am niedrigsten und mit 98,3% bei den Bewohnern von Mietwohnungen am höchsten. 87,5% der Zimmerbewohner müssen ihr Zimmer selbst reinigen. (Tabelle 217)

In diesem Punkt war der Service allerdings früher besser. Die Sozialumfrage von 1972 erhob, daß 60,2% für die Reinigung ihrer Unterkunft selbst sorgen mußten³⁴. Es bleibt jedoch zu fragen, ob man die Situation von 1973 als Rückschritt betrachten sollte.

5.1.7. Technische Mängel

49,1% der Befragten (5286) gaben wesentliche technische Mängel an ihrer Unterkunft an. Am häufigsten zu 54,3% wird "schlechte Schallisolierung" genannt. Am zweithäufigsten, zu 16,9%, wird "zu wenig Tageslicht" bemängelt. "Beschädigte Wände" wurden von 13,5% und "schwache Heizung" von 15,3% genannt. (Tabelle 218) Signifikante Unterschiede bezüglich der Wohnform sind nicht festzustellen. Das größte Problem hinsichtlich der technischen Mängel stellt also die Schallisolierung dar, 2871 (26,6%) der Befragten sahen dieses Problem als wesentlichen technischen Mangel an.

5.2. Wohngeld

Nur 20,6% der Befragten beziehen Wohngeld oder einen anderen Mietzuschuß. Die meisten Studierenden (57,1%) haben erst gar kein Wohngeld beantragt. Bei 10,1% wurde der Wohngeldantrag abgelehnt. Immerhin 6,0% der Umfrageteilnehmer ist die Möglichkeit unbekannt, überhaupt Wohngeld zu beantragen. (Tabelle 219)

Die Differenzierung nach Wohnformen ergibt, daß Bewohner von Zimmern häufiger als Bewohner von Mietwohnungen (18,8% zu 13,2%) den Mietzuschuß vom BAFÖG bekommen. Studenten, die eine Mietwohnung gemietet haben, bekommen dagegen häufiger Wohngeld, dessen Höhe über 60 DM monatlich liegt (1,2% zu 6,4%). Bewohner von Wohnungen haben ebenfalls häufiger Wohngeld beantragt als Zimmerbewohner.

5.3. Zimmervermittlung

Die Vermittlung der Zimmer und Wohnungen erfolgt zu 36,2% über Hinweise von Bekannten. Zu 21,9% erfolgt die Vermittlung über Zeitungsannoncen und zu 10% über das Studentenwerk, welches insbesondere Wohnheimplätze vergibt. 619 Kommilitonen (6,4% bekamen ihre Unterkunft über einen Immobilienmakler, wobei bemerkenswert ist, daß nur 2,8% der Zimmer, aber 13,5% der Mietwohnungen von einem Makler vermittelt wurden. Die kleinste Rolle bei der Vermittlung von Studentenzimmern und -wohnungen spielt der AstA. Insgesamt hatten nur 4,2% der Umfrageteilnehmer eine Unterkunft über den AstA gefunden, hier ist interessant festzustellen, daß zwar 5,7% der Zimmer, aber nur 1,7% (=55) der Wohnungen vom AstA vermittelt wurden.

Während 'Studentenbuden' hauptsächlich, nämlich zu 41,6%, durch Bekannte vermittelt wurden, beträgt der Prozentsatz der Wohnungsvermittlungen durch Bekannte nur 30,0%. Am erfolgversprechendsten bei der Suche nach Wohnungen scheint allerdings der Weg über die Zeitungsannonce zu sein. 32,0% der Bewohner von Wohnungen geben diese Art der Wohnungsvermittlung an, Bewohner von Zimmern haben dagegen nur zu 17,6% diesen Weg erfolgreich gewählt. Sehr einseitig, und zwar auf die Vermittlung von Zimmern, konzentriert sich auch die Vermittlungstätigkeit des Studentenwerks. Während 17,0% der Zimmerbewohner ihre Bleibe durch das Studentenwerk bekamen, betrug der Prozentsatz bei den Bewohnern von Mietwohnungen nur 0,3%. (Tabelle 220)

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß Zimmer für Studenten einfacher zu finden sind als Wohnungen. Während 64,3% der Zimmerbewohner vom Studentenwerk, AstA oder über Bekannte ein(e) Zimmer/Wohnung vermittelt bekamen, konnten nur 32% der Bewohner von Wohnungen auf diese relativ einfache, naheliegende Art und Weise eine Wohnung

finden. Mietwohnungen wurden dagegen zu 45,5% über Zeitungsannoncen oder über einen Makler vermittelt, Zimmer dagegen nur zu 20,4% auf diese Art. Der relativ hohe Prozentsatz von 20,7% der Umfrageteilnehmer, die die Kategorie "auf sonstige Weise" ankreuzten, weist darauf hin, daß hier wichtige Antwortmöglichkeiten in den Antwortkategorien dieser Frage gefehlt haben.

5.4. Zimmersuche

Insgesamt befanden sich zum Zeitpunkt der Untersuchung 1084 Umfrageteilnehmer (13,3%) auf Wohnungs- oder Zimmersuche. Im einzelnen waren dies: 15,3% der Nicht-zur-Miete-wohnenden Studenten, 16,5% der Zimmerbewohner und nur 7,0% der Bewohner von Wohnungen. (Tabelle 221) Der relativ geringe Prozentsatz der Mietwohnungsbewohner in dieser Frage weist wiederum auf die schwierige Lage auf dem Wohnungsmarkt hin. Möglicherweise spielt hier auch eine Rolle, daß der Umzug von einer in eine andere Wohnung immer wesentlich aufwendiger ist als der Umzug von Zimmer zu Zimmer.

5.5. Monatl. Etat während der Vorlesungszeit

Die Wohnart ist auch abhängig von der Höhe des monatlichen Etats. Es zeigt sich bei der Durchschnittsberechnung, daß Studierende, die nicht zur Miete wohnen, einen Etat von durchschnittlich 441,19DM haben und daß Studierende, die ein Zimmer bewohnen, 447,68 DM monatlich zur Verfügung haben und daß Wohnungsbewohner monatlich 581,25 DM ausgeben können (berechnet nach Klassenmitteln/obere Randklasse 750 DM, untere Randklasse 200 DM) (Tabelle 222).

5.6. "Wo essen Sie zu Mittag?"

Diejenigen Studenten, die nicht zur Miete wohnen, essen mittags am häufigsten bei ihren Eltern (35,6%) und am zweithäufigsten in der Mensa (19,7%). Die Studenten, die in einer 'Studentenbude' wohnen, nehmen mit 40,9% relativ am häufigsten ihre Mittagsmahlzeit in der Mensa ein. 15,7% von ihnen essen allein zuhause, 16,0% an verschiedenen Orten und immerhin 14,1% essen selten oder gar nicht zu Mittag. Die Bewohner von Mietwohnungen essen mittags zu 23,0% in der Mensa. Die größte Zahl von ihnen (29,1%) nimmt ihre Mittagsmahlzeit mit dem Partner zuhause ein. Auch hier ist der Prozentsatz derjenigen, die selten oder gar nicht zu Mittag essen, mit 12,9% relativ hoch. (Tabelle 223)

5.7. Kosten für Zimmer/Wohnung

Bewohner von 'Studentenbuden' zahlen hierfür durchschnittlich 165,81 DM. Studenten, die in Mietwohnungen leben, müssen dagegen mehr als das Doppelte im Durchschnitt für ihre Unterkunft aufwenden, nämlich 368,34 DM monatlich (berechnet nach Klassenmitten). (Tabelle 224)

78,4% der Bewohner von Studentenzimmern bezahlen zwischen 100 und 200 DM monatlich für ihre Unterkunft. Bei den Mietwohnungen ist die Höhe der monatlichen Miete wesentlich breiter gestreut: 63,6% der Bewohner von Mietwohnungen bezahlen zwischen 200 und 450 DM. In Relation zum monatlichen Etat ist also für Bewohner von Mietwohnungen die Mietbelastung höher als für Bewohner von Zimmern. Während Studenten, die in Mietwohnungen leben, einen monatlichen Etat haben, der um etwa 80 DM über dem der Zimmerbewohner liegt (vgl. Tabelle 222), müssen sie im Durchschnitt etwa 200 DM monatlich mehr an Mietbelastung tragen.

5.8. "Wie oft fühlen Sie sich an der Uni wohl?"

Die Untersuchung der Wohnsituation ist nicht nur für die Erfassung der Lebensumstände der Studenten und zur Relativierung ihrer finanziellen Lage von Wichtigkeit, sondern auch hinsichtlich der Bedeutung die die studentische Unterkunft für das Studium selbst hat. Die Unterkunft des Studenten in ihrer Bedeutung als Arbeitsplatz ist von besonderer Relevanz für das Wohlbefinden im Studium und damit auch an der Universität. Hieraus wäre zu folgern, daß bei Studienreformen, die auf eine Beschleunigung bzw. Verkürzung des Studiums abzielen, eine allgemeine Verbesserung der studentischen Wohnsituation unabdingbar wäre. Anders formuliert, ein richtiger Weg für eine Studienreform wäre, die Studiensituation und die Studenumstände zu ändern und zu verbessern, um auf diese Art und Weise ein befriedigendes Studium sowohl qualitativ als auch quantitativ zu garantieren. Regelstudienzeiten sind zwar die einfachsten Möglichkeiten, ein Studium zu verkürzen, effektiver wird es dadurch aber nicht, da die Belange und die Situation der Studierenden dabei völlig außer Acht gelassen werden.

Doch nun zu der Problematik des 'Sich-an-der-Uni-versität-Wohlfühlens' (Voraussetzung für ein effektives Studium) in Abhängigkeit von der Wohnform.

Die Betrachtung der Tabelle 225 ergibt, daß sich von den nicht zur Miete wohnenden Kommilitonen die Besitzer einer Eigentumswohnung an der Uni am wohlsten fühlen. In der Kategorie der zur Miete wohnenden Studenten, sind es die Studenten, die in einem Wohnheim-Doppelzimmer wohnen, die sich am wohlsten fühlen.

Am wenigsten wohl an der Universität fühlen sich Mitglieder von Wohngemeinschaften, nur 27,5% von ihnen gaben an, sich "oft" und "ständig" an der Uni-

versität wohlzufühlen: Etwas häufiger als der Durchschnitt fühlen sich Elternwohner wohl an der Uni, 41,0% kreuzten "oft" und "ständig" an. Dies gilt allerdings nur für die bei den Eltern in Münster wohnenden Kommilitonen. Relativ wohl fühlen sich auch Bewohner von Wohnheimzimmern, separaten privaten Einzelzimmern, sowie von Einzelzimmern in der Vermieterwohnung. (Tabelle 225)

Nach Betrachtung dieser Ergebnisse ist fraglich, ob ein direkter Zusammenhang zwischen Wohnform und Sich-Wohlfühlen an der Uni besteht. Erstaunlich ist vor allem das Ergebnis, daß sich Studierende, die in Wohngemeinschaften leben am wenigsten häufig an der Uni wohlfühlen, wo doch das Leben in Wohngemeinschaften als eine kommunikationsfördernde und Isolations- und Orientierungslosigkeit-hemmende Wohnform bekannt ist. Eine mögliche Erklärung wäre, daß nicht die Wohnform verantwortlich oder mitverantwortlich ist für den Grad des Wohlbefindens an der Uni, sondern umgekehrt, daß Studenten, die sich an der Universität nicht wohlfühlen und Schwierigkeiten mit dem Studium haben, sich eher als andere für das Leben in einer Wohngemeinschaft entscheiden. Zum anderen kann man davon ausgehen, daß Studenten, die ohnehin der Universität und dem bürgerlichen Bildungswesen kritisch gegenüber stehen, sich besonders häufig in Wohngemeinschaften zusammenschließen. Hieraus wäre dann verständlich, warum sich nicht-zur-Miete wohnende Studenten (außer Elternwohner) und Studenten, die Heime von studentischen Verbindungen als Unterkunft vorziehen, besonders wohl an der Uni fühlen, eben weil sie mit bürgerlichen, traditionellen Normen und so auch mit der Universität besonders gut zurecht kommen.

Ansonsten lassen sich keine Abhängigkeiten hinsichtlich des Wohlbefindens an der Universität von der

Wohnform festmachen. Bei der Betrachtung dieser Ergebnisse muß man allerdings berücksichtigen, daß nur 39,0% der Studenten, die befragt wurden,angaben, sich "oft" oder "ständig" wohlfühlen an dem Studienplatz, d.h., 61,0% fühlen sich nicht oder nur manchmal an der Universität wohl, ein erschreckend hoher Prozentsatz, der zwar nicht nur, aber doch zum Teil auf die Wohnsituation und auf die allgemeinen studentischen Lebensumstände zurückzuführen ist.

5.9. Zusammenfassung

89,5% der Studierenden wohnen zur Miete. Nur 10,5% wohnen bei den Eltern, haben eine Eigentumswohnung oder eine sonstige unentgeltliche Unterkunft (die überwiegende Mehrheit dieser Studenten wohnt bei den Eltern). Der Prozentsatz der nicht-zur-Miete-wohnenden Studenten ist seit 1972 von 15,3% auf 10,5% im Jahre 1978 gefallen³⁵. Ebenso haben sich die Wohnformen bei den Miete zahlenden Studenten stark verändert. So wohnten 1972 12,5%³⁶ gegenüber 17,2% 1978 in Wohnheimeinzelzimmern. Der Anteil der Studenten, die in privaten separaten Einzelzimmern wohnen ist dagegen um 8,0% auf 18,9% 1978 gesunken. Während 1972 nur 5% der Studenten in Wohngemeinschaften lebten³⁷, traf dies 1978 auf immerhin 12,6% zu. 1972 wohnten immerhin noch 14,3% der Studierenden in einem Zimmer in der Vermieterwohnung³⁸. 1978 waren es nur noch 6,0%. Das separate Einzelzimmer war 1972 mit 26,9% die beliebteste und am häufigsten bewohnte Wohnform³⁹. 1978 galt dies für die eigene Mietwohnung. Während 1972 20,4% der Studierenden in einer eigenen Mietwohnung lebten⁴⁰, stieg dieser Prozentsatz bis 1978 um über 10% auf 31,5% an.

Man kann also von einer relativ großen Veränderung hinsichtlich der Häufigkeit der Wohnformen seit 1972 sprechen. Ebenso hat sich die Ausstattung der Zimmer

und Wohnungen seit der '72er Sozialumfrage' verbessert. Ebenfalls ist die Wohngeldzahlung quantitativ und qualitativ erweitert worden. Es zeigt sich, daß 1972 nur 5% Wohngeld erhielten, 70% hatten kein Wohngeld beantragt und 15% wußten nichts von dieser Möglichkeit⁴¹. 1978 bekamen immerhin 20,6% Wohngeld oder Mietzuschuß zum BAFÖG und nur 57,1% hatten nie Wohngeld beantragt. Die Zahl der Umfrageteilnehmer, die nichts über die Möglichkeit Wohngeld zu beantragen wußten, war 1978 um 9% geringer als 1972, sie betrug 1978 noch 6,0%. (vgl. Tabelle 219) 1972 wie 1978 waren die meisten Wohngeldbezieher Bewohner von Mietwohnungen. Die Benachteiligung von Studenten, die Zimmer bewohnen, wurde inzwischen durch die Mietzuschußregelung des BAFÖG gebessert. Ebenso hat es auch Veränderungen im Bereich der Zimmer- und Wohnungsvermittlung gegeben. Während die '72er Sozialumfrage' ergab, daß 47% der Unterkünfte durch Hinweise von Bekannten vermittelt wurden⁴², wurde in der '78er Sozialumfrage' festgestellt, daß nur noch etwa jede Dritte (36,2%) Unterkunft auf diese Art und Weise vermittelt wurde. Der Anteil der durch Zeitungsannoncen vermittelten Unterkünfte (1972: 19,0% 1978: 21,9%) ist nur unerheblich angestiegen⁴³. Die Bedeutung des AStA als studentischer Wohnungsvermittler ging zurück, der Anteil der von ihm vermittelten Unterkünfte sank von 6,0% (1972)⁴⁴ auf 4,2% (1978). Das Studentenwerk, über das 1972 3% der Studentenunterkünfte vergeben wurden, steigerte seinen Anteil auf 10%. Der Anteil der Makler ging von 9% (1972)⁴⁵ auf 6,4% (1978) zurück. Erstaunlich groß ist 1972 wie 1978 der Anteil der Studierenden, die auf sonstige Art und Weise ihr Zimmer fanden, er betrug 1972 16%⁴⁶ und 1978 21,3%.

Hinsichtlich der Differenzierung nach Wohnarten gibt es keine Unterschiede zwischen der '72er und der '78er Sozialumfrage.

Ebenfalls große Veränderungen hat es hinsichtlich der monatlichen Mietbelastung gegeben. Von 10562 untersuchten Studenten (siehe Tabelle 224) zahlten 1978 89,5% Miete. Bei der Durchschnittsrechnung ergibt sich eine monatliche Durchschnittsmietbelastung für Zimmer und Wohnungen von 237.- DM. Zur Zeit der Sozialumfrage, Ende des Sommersemesters 1978, waren an der WWU insgesamt 29708 Studenten immatrikuliert, geht man nun davon aus, daß von diesen, ebenso wie von den befragten Studenten, 89,5% Miete zahlen mußten, so ergibt sich eine durchschnittliche hochgerechnete monatliche Einnahme aus der Vermietung von Zimmern und Wohnungen an Studenten von 6.301512,40 DM, das sind jährlich 75.618148,80DM. Die bei der '72er Sozialumfrage erhobenen Werte ergaben eine monatliche Durchschnittsmiete von 156,55 DM⁴⁷ und eine durchschnittliche monatliche Mieteinnahme aus der Vermietung von Zimmern und Wohnungen an Studenten von 2.388143 DM. Die monatliche Durchschnittsmietbelastung stieg also um 51,4%, die durchschnittliche monatliche Einnahme aus der Vermietung von Zimmern und Wohnungen stieg dagegen von 1972 bis 1978 um 163,9%.

Ein direkter Zusammenhang zwischen Wohnform und Wohnsituation ließ sich, anders als zunächst angenommen, nicht aufzeigen. Es zeigte sich allerdings, daß eine kommunikationsintensive Wohnform, die Wohngemeinschaft, von Studenten bevorzugt wird, die sich an der Universität häufiger als andere nicht wohlfühlen. Dies kann als Hinweis dazu dienen, daß es sinnvoll wäre, Studienprobleme in Gruppen, seien es nun studentische Arbeitsgruppen oder andersgestaltete Gruppen, zu lösen bzw. Studieneinführung über einen längeren Zeitraum hinweg in Gruppen durchzuführen.

6. Studienzufriedenheit

Anhand verschiedener Kreuzkombinationen sollen hier die Faktoren, die Aussagekraft über Studienzufriedenheit besitzen, näher untersucht werden.

6.1. "Wie oft fühlen Sie sich an der Universität wohl?" - "Haben Sie zu Beginn Ihres Studiums Informationen erhalten?"

Die Informationen zu Beginn des Studiums sind unerlässlich für ein sinnvolles Studium und seine Qualität ist wiederum mitverantwortlich für das Wohlbefinden des Studierenden an der Universität. So ist das Ergebnis der Tabelle 226 nicht verwunderlich, es zeigt sich, daß Studierende, die sich häufig an der Universität wohlfühlen, auch entsprechend häufiger Informationen vor ihrem Studium erhalten hatten. Während Studierende, die keine Informationen erhalten hatten sich weniger häufig an der Universität wohlfühlen. Es zeigt sich z.B., daß 55,9% derjenigen, die sich nicht ("nie", "selten") an der Uni wohlfühlen, zum Studienbeginn Informationen erhalten haben, daß aber diejenigen, die sich an der Uni wohlfühlen ("oft", "ständig") zu 72,7% am Anfang ihres Studiums informiert waren (Tabelle 226).

Man kann also von einer direkten Abhängigkeit zwischen Wohlbefinden und Studienberatung ausgehen, woraus sich der besondere Stellenwert der Studienberatung für den Studierenden ableiten läßt.

6.2. "Wie oft fühlen Sie sich an der Universität wohl?" - "Glauben Sie, daß Sie sich zuviel Freizeit genommen haben?"

Bei der Betrachtung der Tabelle 227 wird deutlich, daß Studierende, die sich an der Uni nicht oder nur selten wohlfühlen, als Reaktion hierauf auch nach ihrer subjektiven Einschätzung glauben, sich zuviel

Freizeit zu gönnen. Es zeigt sich z.B., daß diejenigen Umfrageteilnehmer, die sich nach ihrer Meinung "nie" oder nur "selten" zuviel Freizeit gegönnt haben, sich nur 42,6% an der Uni wohlfühlen ("oft" und "ständig"), daß sich aber von denjenigen, die glauben sich zuviel Freizeit gegönnt zu haben ("oft" und "ständig") nur 30,5% an der Universität wohlfühlen. Von denjenigen, die sich "nie" oder nur "selten" an der Uni wohlfühlen, haben sich 26,1% "oft" und "ständig" zuviel Freizeit gegönnt. Von denen, die sich "oft" oder "ständig" wohlfühlen an ihrem Studienplatz, haben sich dagegen nur 16,1% "oft" oder "ständig" zuviel Freizeit gegönnt.

Es besteht demnach eine deutliche Abhängigkeit zwischen dem Wohlbefinden an der Uni und der Intensität des Studiums und zwar eine wechselseitige Abhängigkeit: Je wohler sich ein Studierender fühlt, desto weniger hat er das Gefühl, sich zuviel Freizeit gegönnt zu haben, also zuwenig für sein Studium getan zu haben. Je mehr aber ein Studierender für sein Studium arbeitet, oder besser ausgedrückt, von der Studienmotivation her in der Lage ist, für sein Studium zu arbeiten, desto wohler fühlt er sich an der Universität.

Durch folgende Zusammenfassung der Tabelle 227 wird dieses Ergebnis noch einmal verdeutlicht und leichter ablesbar:

Frage 59: "Wie oft fühlen Sie sich an der Universität wohl?"

Frage 65: "Glauben Sie, daß Sie sich zuviel Freizeit genommen haben?"

F 65				
F 59	nie u. selten	manchmal	oft u. ständig	total
nie und selten	922	844	625	2391
	38,6%	35,3%	26,1%	22,6%
	21,4%	20,6%	28,8%	
manchmal	1553	1629	882	4064
	38,2%	40,1%	21,7%	38,4%
	36,0%	39,7%	40,6%	
oft u. ständig	1833	1627	663	4123
	44,5%	39,5%	16,1%	39,0%
	42,6%	39,7%	30,5%	
total	4308	4100	2170	10578
	40,7%	38,8%	20,5%	100%

6.3. "Wie oft fühlen Sie sich an der Universität wohl?"

- "Haben Sie sich in der Regel an Diskussionen in Seminaren und Übungen beteiligt?"

Auch bei dieser Fragenkombination zeigt sich, daß das Wohlbefinden an der Uni von Bedeutung für das Studium ist. Je wohler sich ein Student an der Uni fühlt, desto häufiger nimmt er auch an Seminardiskussionen teil, oder man nehme den Umkehrschluß, der möglicherweise noch wahrscheinlicher ist, je häufiger jemand an Diskussionen teilnimmt, desto wohler fühlt er sich in seinem Studium. Da bei Studierenden, die sich an der Universität wohlfühlen und demzufolge sich auch an Seminardiskussionen häufiger beteiligen, die Effektivität des Studiums größer ist als bei denjenigen Studierenden, die sich

unwohl fühlen und demzufolge auch weniger aktiv im Studium sind, liegt der Schluß nahe, daß eine Effektivierung des Studiums durch Studienverkürzung (z.B. Regelstudienzeit) und Straffung der Lehrinhalte nicht erzielt werden könnte. Vielmehr wäre diese Effektivierung durch Orientierung an den studentischen Bedürfnissen zu erreichen, z.B. durch die Konzeption von Seminarformen, die eine Diskussionsbeteiligung erleichtern bzw. erst einmal ermöglichen. Das Wohlbefinden des Studenten ist der Schlüssel zur Effektivierung des Studiums.

Die folgende Zusammenfassung der Tabelle 228 verdeutlicht noch einmal das Ergebnis und erleichtert seine Ablesbarkeit:

Frage 59: "Wie oft fühlen Sie sich an der Universität wohl?"

Frage 70: "Haben Sie sich in der Regel an Diskussionen in Seminaren und Übungen beteiligt?"

F 59	F 70			total
	nie u. selten	manchmal	oft u. ständig	
nie u.	995	818	574	2387
selten	41,7%	34,3%	24,0%	22,7%
	28,2%	20,5%	19,2%	
manchmal	1429	1600	1003	4032
	35,4%	39,7%	24,9%	38,4%
	40,5%	40,1%	33,6%	
oft u.	1106	1570	1408	4084
ständig	27,1%	38,4%	34,5%	38,9%
	31,3%	39,4%	47,2%	
total	3530	3988	2985	10503
	33,6%	38,0%	28,4%	100%

6.4. "Wie oft fühlen Sie sich an der Universität wohl?" - "Wie häufig haben Sie von der Möglichkeit der Gruppenarbeit Gebrauch gemacht?"

Auch zwischen dem Wohlbefinden an der Universität und der Häufigkeit der Gruppenarbeit gibt es Zusammenhänge. Je häufiger Studierende von der Gruppenarbeit Gebrauch machten, umso häufiger fühlten sie sich an der Universität wohl. Dieser Trend läßt sich feststellen, obwohl die Differenz zwischen den jeweiligen Kategorien außerordentlich gering ist, wie die folgende Tabellenzusammenfassung (Tabelle 229) zeigt:

Frage 59: "Wie oft fühlen Sie sich an der Universität wohl?"

Frage 71: "Wie häufig haben Sie von der Möglichkeit der Gruppenarbeit Gebrauch gemacht?"

F 59	F 71			
	nie u. selten	manchmal	oft u. ständig	total
nie u.	817	636	936	2389
selten	34,2%	26,6%	39,2%	22,7%
	24,7%	20,5%	22,6%	
manchmal	1255	1254	1533	4042
	31,0%	31,0%	37,9%	38,3%
	38,0%	40,4%	37,0%	
oft u.	1228	1212	1668	4108
ständig	29,9%	29,5%	40,6%	39,0%
	37,2%	39,1%	40,3%	
total	3300	3102	4137	10539
	31,3%	29,4%	39,3%	100%

6.5. "Wie oft fühlen Sie sich an der Universität wohl?" - "Glauben Sie, im Anschluß an Ihr Studium einen Arbeitsplatz zu bekommen?"

Einen immensen Einfluß auf das Wohlbefinden an der Universität hat die Berufsperspektive. Je geringer die Befragten ihre Chancen einschätzten, innerhalb von höchstens sechs Monaten einen Arbeitsplatz zu erhalten, desto unwohler fühlten sie sich an der Universität. Während von den Studenten, die sich nicht wohlfühlten, 41,5% glaubten, innerhalb eines angemessenen Zeitraums einen Arbeitsplatz zu finden, glaubte von denen, die sich wohlfühlen in ihrem Studienplatz, nur jeder Dritte (36,5%) nicht daran, einen Arbeitsplatz nach dem Studium zu bekommen (Tabelle 23o). Für das Wohlbefinden und damit auch für die Studienmotivation und -intensität ist also in hohem Maß die berufliche Perspektive der Studierenden bzw. die subjektive Einschätzung der Berufsperspektive verantwortlich. Eher als die globale Forderung nach Verbesserung der Berufschancen für Hochschulabsolventen (z.B. für Lehrer, Erziehungswissenschaftler, Soziologen etc.) wäre die Forderung nach wissenschaftlicher Betrachtung der beruflichen Möglichkeiten, die Forderung nach Einrichtung von Studienschwerpunkten bzgl. der Berufsfeldforschung durchsetzbar. Das Wohlbefinden an der Universität könnte demnach durch die wissenschaftliche Untersuchung und Vergegenwärtigung der beruflichen Möglichkeiten im Zusammenhang mit Informationen über Berufschancen auf besonderen Teilgebieten des jeweiligen Faches bzw. auch durch die Erhöhung der Berufschancen durch eventuelle Zusatzqualifikationen erhöht werden.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang vor allem, daß, anstatt der subjektiven, wenig gefestigten Einschätzung der beruflichen Perspektiven, eine

objektive, differenzierte Darstellung von Berufsbildern, -tätigkeit und -perspektiven, bezogen auf das jeweilige Studienfach, zur Studienplanung und auch zur Studienfachwahl zugrunde gelegt werden kann.

6.6. "Welche Note würden Sie den Räumlichkeiten an Ihrer Hochschule geben?" - Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen

Bei dieser Fragenkombination soll untersucht werden, inwieweit äußere Faktoren, wie hier die subjektive Einschätzung der Räume an der Hochschule, Einfluß haben auf studieninterne Faktoren. Es geht hier weniger darum, ob und inwieweit objektiv die Veranstaltungen relevant für Prüfungen seien, sondern vielmehr darum, inwieweit der Studierende Nutzen aus der einen oder anderen Veranstaltung gezogen hat, so daß sie relevant für spätere Prüfungen werden konnte. D.h. also, es geht hier letztlich darum, ob äußere Bedingungen, der Zustand der universitären Gebäude, Einfluß haben auf die Studienmotivation und die Fähigkeit, soviel aus Veranstaltungen ziehen zu können, daß sie auch hinsichtlich späterer Prüfungen von Nutzen sind.

Es zeigt sich bei der Betrachtung der Tabelle 231, daß diejenigen Studenten, die die universitären Räumlichkeiten "sehr gut" oder "gut" benoten, zu 67,9% bzw. 66,4% "oft" und "ständig" den Eindruck hatten, daß die Mehrzahl der von ihnen besuchten Veranstaltungen für Prüfungen relevant waren. Die Befragten, die die Räumlichkeiten an ihrem Studienplatz als "befriedigend" bezeichneten, hielten die Veranstaltungen nur zu 53,5% für prüfungsrelevant. Diejenigen Umfrageteilnehmer, die den Hörsälen und Seminarräumen die Note "ausreichend" gaben, hielten die von ihnen besuchten Veranstaltungen nur zu 45,0% für wichtig ("oft" und "ständig") im Hinblick

auf spätere Prüfungen. 25,9% der Untersuchten schließlich gaben den Räumlichkeiten die Note "mangelhaft" oder "ungenügend". Von diesen Studierenden gaben nur 37,2% bzw. 31,3% an, die Mehrzahl der Veranstaltungen als sinnvoll für Prüfungen empfunden zu haben. (Tabelle 231)

Es scheint demzufolge eine deutliche Abhängigkeit zwischen äußeren Faktoren und studieninternen Faktoren zu geben, wenngleich darauf hingewiesen werden muß, daß hier fachspezifische Unterschiede unberücksichtigt blieben. Aus diesen Ergebnissen läßt sich aber dennoch die Forderung ableiten, bei der Planung von Seminarräumen bzw. der Umwandlung von Gebäuden in solche Räume, stärker zu berücksichtigen, ob diese auch für ihre Bestimmung aufgrund der Lage und Ausstattung geeignet sind.

6.7. "Welche Note würden Sie den Räumlichkeiten an Ihrer Hochschule geben?" - "Wie haben Sie sich vorwiegend auf Prüfungen und Klausuren vorbereitet?"

Auch hier zeigt sich wieder eine deutliche Abhängigkeit zwischen äußeren Faktoren und der studentischen Arbeitsweise. Je besser die Räumlichkeiten an der Uni beurteilt werden, um so weniger häufig bevorzugen die Umfrageteilnehmer die Gruppenarbeit. Diejenigen, die die Räume als "sehr gut" und "gut" bezeichnen, arbeiten zu 14,8% bzw. zu 16,3% in der Gruppe und zu 54,2% bzw. zu 49,8% am liebsten allein, wenn sie sich auf Klausuren oder ähnliches vorbereiten. Von den Befragten, die aber die Räumlichkeiten als "mangelhaft" bezeichneten, bevorzugten 23,7% und die, die sie als "ungenügend" bewerteten, 28,0% die Gruppenarbeit, nur zu 39,5% bzw. 38,6% arbeitete diese Gruppe von Studenten am liebsten allein. (Tabelle 232)

Erklärt werden kann dies damit, daß - aufgrund schwierigerer Arbeitsbedingungen in den Räumen der Universität - häufiger in Arbeitsgruppen in privaten Räumen gearbeitet wird und somit auch die Vorbereitung auf Prüfungen und Klausuren eher in Gruppen stattfindet.

Auch in diesem Punkt muß darauf verwiesen werden, daß fächerspezifische Unterschiede - hinsichtlich der Möglichkeit von Gruppenarbeit und deren Sinn - außer Acht gelassen wurden.

6.8. "Welche Note würden Sie den Räumlichkeiten an Ihrer Hochschule geben? " - "Haben Sie sich in der Regel an Diskussionen in Seminaren und Übungen beteiligt?"

Einer der wichtigsten Indikatoren für das Wohlbefinden an der Universität und für die Effektivität des Studiums ist wohl die Häufigkeit der Teilnahme an Seminardiskussionen. In Punkt II. 6.3. wurde bereits die Abhängigkeit des Sich-an-der-Uni-Wohlfühlens von der Häufigkeit der Teilnahme an Seminardiskussionen untersucht. Hier soll nun die Abhängigkeit von dem Zustand der Räumlichkeiten am Studienplatz hinsichtlich der Diskussionsteilnahme Gegenstand der Untersuchung sein.

Tabelle 233 zeigt, daß sich diejenigen Umfrageteilnehmer, die sich in den Räumen sehr wohl fühlen und sie mit "sehr gut" benoteten, und diejenigen, die die Räume am schlechtesten mit "ungenügend" beurteilten, am häufigsten an Diskussionen beteiligten; je mittelmäßiger die Beurteilung der Räumlichkeiten, desto mittelmäßiger ist auch die Diskussionsbeteiligung.

Zum einen scheint also das Niveau der Räume einen gewissen Einfluß auf die Diskussionsbereitschaft auszuüben, wenngleich diese Abhängigkeit nicht über-

bewertet werden sollte. Zum anderen aber kann man sagen, daß Studierende, die äußerst kritisch den äußerlichen Bedingungen ihres Studienplatzes gegenüberstehen, sich auch aus dieser ihrer allgemeinen kritischen Grundhaltung heraus häufiger in Seminaren zu Wort melden. (Je kritischer der Geist, desto reger.)

6.9. "Wie oft fühlen Sie sich an der Universität wohl?" - "Haben Sie den Eindruck, daß die Mehrzahl der Veranstaltungen, die in Ihrem Studienfach angeboten werden, relevant für die Prüfungen sind?"

Es zeigt sich deutlich, daß das Wohlbefinden an der Universität ausgesprochen stark abhängt von der Konzeption der Seminare und von deren Relevanz für Prüfungen. Das Lernen für Prüfungen motiviert scheinbar am meisten.

Wie aus der Tabelle 234 ersichtlich ist, empfinden diejenigen Studenten, die sich "nie" wohlfühlen an ihrem Studienplatz, nur zu 29,0% ("oft" und "ständig") die Veranstaltungen, die angeboten werden, als prüfungsrelevant. Diejenigen aber, die sich "ständig" wohlfühlen an der Universität, haben zu 67,1% den Eindruck ("oft" und "ständig"), daß die Mehrzahl der Veranstaltungen, die in ihrem Studienfach angeboten werden, für spätere Prüfungen Relevanz haben. Dies gilt auch umgekehrt: Je häufiger für Prüfungen relevante Veranstaltungen angeboten werden, desto wohler fühlen sich die Studenten an der Universität.

6.9.1. "Wie oft fühlen Sie sich an der Universität wohl" - "Haben Sie den Eindruck, daß die Mehrzahl der Veranstaltungen, die in Ihrem Studienfach angeboten werden, relevant für die spätere Berufspraxis sind?"

Ähnliches wie für die Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen gilt auch für die Relevanz der Seminare für die spätere Berufspraxis. Je relevanter die Veranstaltungen für die Berufspraxis sind, desto zufriedener sind die Studenten. D.h. also, Praxisbezug und ein klares Berufsbild sind für die Studierenden im Hinblick auf Wohlbefinden - respektive Motivation - wichtig. Das bedeutet aber auch, daß sich Studenten hauptsächlich mit Blick auf den Beruf engagieren und daß sie nicht die Studienmotivation aus den Inhalten selbst gewinnen. (Tabelle 235)

6.10. "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?" - "Haben Sie den Eindruck, daß die Mehrzahl der Veranstaltungen, die in Ihrem Studienfach angeboten werden, relevant für die Prüfungen sind?"

Ein Faktor, an dem die Studienzufriedenheit gemessen werden kann, ist das Gefühl des Studierenden, ein oder mehrere Semester 'verloren' zu haben. Zunächst bleibt festzuhalten, daß immerhin 53,1% das Gefühl haben, ein oder mehrere Semester seien 'verloren'. Dieser Prozentsatz liegt allerdings bei denen, die den Eindruck haben, die angebotenen Veranstaltungen seien relevant für spätere Prüfungen, erheblich niedriger und bei denjenigen, die glauben, die meisten angebotenen Veranstaltungen für Prüfungen nicht verwerten zu können, entsprechend höher. Es zeigt sich, daß nur 37,7% derjenigen, die "ständig" den Eindruck haben, die Veranstaltungen, die angeboten werden, seien relevant für spätere

Prüfungen, das Gefühl haben, ein oder mehrere Semester 'verloren' zu haben, 62,3% von ihnen aber verneinen dies. Bei denjenigen, die nie den Eindruck hatten, die Veranstaltungen seien prüfungsrelevant, gaben dagegen 64,3% an, ein Semester oder mehrere 'verloren' zu haben, nur 35,7% von ihnen verneinten dies. (Tabelle 236)

Das bedeutet, daß immer dann Semester als 'nicht verloren' angesehen werden, wenn sie für Prüfungen von Bedeutung waren.

6.10.1. "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?" - "Haben Sie den Eindruck, daß die Mehrzahl der Veranstaltungen, die in ihrem Studienfach angeboten werden, relevant für die spätere Berufspraxis sind?"

Ähnlich wie bei dem vorhergehenden Punkt sieht das Ergebnis auch hier aus. Die Relevanz der angebotenen Studienveranstaltungen für die spätere Berufspraxis kann als erheblicher Motivationsfaktor gelten. Von denjenigen Befragten, die "ständig" den Eindruck hatten, die angebotenen Veranstaltungen seien für die spätere Berufspraxis von Bedeutung, gaben nur 30,1% an, das Gefühl zu haben, ein oder mehrere Semester seien 'verloren', 69,9% verneinten dies, während 53,0% aller Befragten das Gefühl hatten, ein Semester 'verloren' zu haben (Tabelle 237).

Ein ausgesprochen wichtiger Faktor für die Studienzufriedenheit und auch Studienmotivation ist demnach die Relevanz der Veranstaltungen des jeweiligen Faches für Prüfungen und für die Berufspraxis. Dieses Ergebnis ist allerdings von zwei Seiten her zu sehen und es lassen sich somit zwei konträre Forderungen ableiten: Man kann zum einen die Forderung stellen, daß die Universitätsausbildung

stärker an der beruflichen Praxis orientiert werden müsse und daß durch übersichtliche Studiengänge ein klarer Studienaufbau ermöglicht werden kann. Zum anderen scheint es so zu sein, daß das Studium nur an seiner Relevanz für die spätere Berufspraxis bzw. an der für Prüfungen gemessen wird; die Studenten scheinen weniger durch reines Erkenntnisinteresse motiviert zu sein. Hiervon wäre die Forderung abzuleiten, die Studenten wieder mehr für den Inhalt ihrer Ausbildung zu interessieren, d.h. sie primär inhaltlich zu motivieren.

6.11. Zusammenfassung

Nicht einmal 40% der Studierenden fühlen sich in der Regel wohl an ihrem Arbeitsplatz, der Universität. Ebenfalls knapp 40% kreuzten die Antwortkategorie "manchmal" an, sie sind also genauso oft mit der Universität zufrieden wie unzufrieden. Mehr als 20% aber fühlen sich "nie" oder "selten" wohl an der Universität. Dies deutet zunächst darauf, daß vieles an der Universität reformbedürftig ist, oder daß die Universität mit ihrem heutigen Charakter als Massenuniversität ein Ort ist, an dem sich die Studierenden häufig nicht wohlfühlen. Einer der wichtigsten Faktoren, der für das Wohlbefinden an der Universität verantwortlich ist, ist die Studienberatung. Es zeigt sich deutlich, daß die Studienzufriedenheit direkt proportional zur Häufigkeit der Studieninformationen ansteigt. D.h., daß eine wichtige Forderung die Intensivierung und Reformierung der Studienberatung und Studieneinführung wäre. Vorschläge hierzu sind bereits im allgemeinen Teil der Arbeit dargelegt worden. Weiterhin wurde der Zusammenhang zwischen dem Wohlbefinden an der Uni und der Neigung, sich die Zeit allzu großzügig einzuteilen, deutlich. Es zeigt sich, daß Studierende,

die sich an der Universität nicht wohlfühlen, hierauf häufig mit zuviel Freizeit reagieren, zumindest ist dies die subjektive Einschätzung der Befragten. Unzufriedenheit mit der Universität führt auf diesem Wege zur allgemeinen Studienunzufriedenheit. Dies zeigt sich z.B. auch darin, daß sich diejenigen Studierenden, die sich häufiger wohlfühlen, auch häufiger an Seminaren beteiligten und deren Studium von daher fruchtbarer sein wird.

Ein außerordentlich herausragender Faktor der Studienzufriedenheit ist die Berufsperspektive, wobei ergänzend angemerkt werden muß, daß es die subjektive Einschätzung der beruflichen Perspektive ist, die das Wohlbefinden der Studierenden an der Universität beeinflußt. Es wäre daher eine intensivere Berufsfeldforschung von Nöten, um zum einen schon dem Studienanfänger differenziert seine beruflichen Chancen und Möglichkeiten zu vermitteln und um zum anderen zu einer permanenten Beschäftigung mit den Berufschancen und den Möglichkeiten der aktiven Professionalisierung zu kommen.

Weiterhin wurde die Note, die die befragten Studenten den Räumlichkeiten an der Universität gaben, als Indikator für das Wohlbefinden genommen. So zeigt sich auch hier wieder, daß die Diskussionsaktivität bei Studierenden, die die Räume relativ gut beurteilten, entsprechend höher lag. Nicht nur die beruflichen Möglichkeiten, die schon angesprochen wurden, sondern die direkte Relevanz der angebotenen Veranstaltungen für Prüfungen und für den späteren Beruf entscheidet über die Studienzufriedenheit. Nicht etwa das eigene Interesse an der Sache, die inhaltsorientierte Motivation ist ausschlaggebend, sondern nur, ob und wie das Gelernte für Prüfungen und den Beruf verwertbar ist. Das reine Erkenntnisinteresse zählt offenbar kaum, was auf ein in der heutigen Massenuniversität wieder auflebendes

studentisches Konkurrenz- und Verwertbarkeitsdenken zurückführbar ist. Dies zeigt sich auch darin, daß, je weniger ein Studierender den Eindruck gewinnt, die angebotenen Veranstaltungen seien relevant für Prüfungen und für den späteren Beruf, desto häufiger hat er das Gefühl, ein oder mehrere Semester seines Studiums seien 'verloren'.

Die wichtigsten die Studienzufriedenheit bestimmenden Faktoren sind demnach: Studienberatung, Berufsperspektive und Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen und den späteren Beruf. Diese wichtigen Faktoren sollen auf jeden Fall in Studienreformüberlegungen mit einbezogen werden.

7. Besondere Probleme der einzelnen Fachbereiche

Bei der Betrachtung der studentischen Situation ist eine Differenzierung nach Fachbereichen unumgänglich, da wichtige, die Studiensituation betreffende Komponenten fachspezifischen Charakter haben. Große Unterschiede gibt es z.B. unter den einzelnen Fachbereichen, ja sogar innerhalb der Fachbereiche zwischen verschiedenen Fächern selbst, und zwar hinsichtlich Studienorganisation, Länge des Studiums, Prüfungsmodalitäten, Art und Weise der Wissensvermittlung etc. Die Reihe der fachspezifischen Differenzen reicht hin bis zu unterschiedlicher schichtspezifischer Zusammensetzung der Studenten des jeweiligen Fachbereichs.

Im Folgenden sei nun näher eingegangen auf spezielle Problematiken der verschiedenen 19 Fachbereiche der Westfälischen Wilhelms-Universität.

7.1. Fachsemester

Besonders im Hinblick auf Forderungen bzgl. Regelstudienzeiten, BAFÖG-Höchstförderungsdauer oder ähnlichem ist es interessant zu wissen, wie lange die Studierenden des jeweiligen Fachbereichs normalerweise studieren. Hierzu zunächst eine Auflistung einiger der zusammengefaßten Werte der Tabelle 238, die wiedergeben, in welchem Fachsemester sich die befragten Studenten der jeweiligen Fachbereiche zum Zeitpunkt der Untersuchung befanden. Bei der Betrachtung der Tabelle 238 muß berücksichtigt werden, daß das Gefälle zwischen den unteren und den höheren Semestern z.T. auch auf die in den letzten Jahren stark gestiegene Studentenzahl zurückzuführen ist, so daß davon ausgegangen werden kann, daß der Anteil der Studierenden, die mehr als zehn Semester studiert haben, noch weiter ansteigen wird.

Es zeigt sich, daß z.T. ein erheblicher Prozentsatz der Studierenden schon länger als zehn Semester studiert. So studieren z.B. 18,4% im FB 3 (Jura), 16,2% im FB 4 (Wirtschafts- und Sozialwissenschaften), 30,0% im FB 6 (klinische Medizin), 27,9% im FB 9 (Erziehungswissenschaften), 17,2% im FB 10 (Geschichte), 17,9% im FB 11 (Germanistik), 21,9% im FB 12 (Anglistik), 25,4% im FB 13 (Romanistik, Slavistik), 21,2% im FB 14 (alte und außereuropäische Sprachen und Kulturen), 21,6% im FB 15 (Mathematik), 25,8% im FB 16 (Physik), 25,5% im FB 17 (Chemie), 22,8% im FB 18 (Biologie), 18,9% im FB 19 (Geowissenschaften) zum Zeitpunkt der Erhebung bereits länger als zehn Semester in ihrem Fachbereich. (Tabelle 238)

Die durchschnittliche Fachsemesterzahl liegt zwischen fünf Semestern im FB 1 (evangelische Theologie) und 9,2 Semestern im FB 6 (klinische Medizin).

7.2. Entscheidungsgründe für ein Studienfach

Von Bedeutung für die Charakterisierung eines Fachbereichs ist die Motivationsstruktur der Studenten in Bezug auf jenes Fach, d.h. es ist zu fragen, warum die Studierenden gerade den Fachbereich, in dem sie studieren, gewählt haben.

Es kann davon ausgegangen werden, daß sich ein Fachbereich, in dem ein hoher Prozentsatz der Studierenden aus persönlichen Neigungen studiert, hinsichtlich der Arbeitsweise und der Art und Weise der Wissensvermittlung von einem Fachbereich unterscheidet, in dem der Anteil der Studenten besonders hoch ist, der aufgrund von Zulassungsbeschränkungen in anderen Fächern in dem jetzigen 'Ausweich'-Fachbereich studiert.

Von der Gesamtheit der untersuchten Studenten gab der höchste Prozentsatz, das waren 47,4%,

"starke persönliche Neigung in dem Fach" als Entscheidungsgrund an. Die zweit stärkste Gruppe war mit 13,9% die, die aufgrund der "Anforderungen des Faches" zu ihrer Studienfachwahl kam. Für die drittstärkste Gruppe (9,5%) waren "gute Leistungen in den für das Fach relevanten Schulfächern" ausschlaggebend für die Wahl ihres Studienfaches.

Orientiert an den Daten für die Gesamtheit der Studierenden sei nun auf die einzelnen Fachbereiche eingegangen (Tabelle 239):

FB 1 (evangelische Theologie):

Überrepräsentiert, gemessen an der Gesamtheit, sind hier die Gründe "persönliche Neigung zum Fach" (55,3%) sowie "Anforderungen des Fachs" (16,7%).

FB 2 (katholische Theologie):

Genau zwei Drittel der in diesem Fachbereich studierenden Studenten nennen "persönliche Neigungen zum Fach", alle anderen Entscheidungsgründe sind dementsprechend unterrepräsentiert, so studieren z.B. nur 3,6% der befragten Studenten der katholischen Theologie - gegenüber 7,8% der Gesamtheit der Befragten - in ihrem Fach, weil sie in anderen Fächern nicht zugelassen wurden.

FB 3 (Jura):

Nur 36,4% der Juristen - gegenüber 47,4% der Gesamtheit der Studierenden - studieren dieses Fach aufgrund "persönlicher Neigung zum Fach". Überrepräsentiert sind z.B. Gründe wie "Anforderungen des Fachs", "Kenntnis des eigenen Begabungsschwerpunktes" sowie in erstaunlich hohem Maß "Zulassungsbeschränkungen in anderen Fächern", 15,5% der befragten Jurastudenten geben den zuletzt genannten Grund an gegenüber nur 7,8% der Gesamtheit der Befragten. In absoluten Zahlen ausgedrückt: Von insgesamt 761 Studenten, die ihr Studienfach aufgrund von Zu-

lassungsbeschränkungen in anderen Fächern wählten, waren allein 225 Jurastudenten, obwohl die Jurastudenten nur 14,8% der Gesamtheit der Studierenden ausmachen.

FB 4 (Wirtschafts- und Sozialwissenschaften):

Auch hier studieren relativ besonders wenige Studenten, die aufgrund "persönlicher Neigung zum Fach" dort hinkamen. Es sind nur 32,3%. Überrepräsentiert sind "Familientradition" mit 5,0% gegenüber nur 2,2% in der Gesamtheit, "gute spätere Verdienstmöglichkeiten" mit 5,7% gegenüber nur 1,9% aller befragten Studenten sowie "sichere Berufschancen mit dieser Ausbildung" mit 5,9% gegenüber 3,6% der Gesamtheit. Ebenfalls relativ häufiger als von der Gesamtheit der Befragten werden "Vertrautheit mit dem späteren Berufsbild" (8,4% gegenüber 3,4% in der Gesamtheit) und "Zulassungsbeschränkungen in anderen Fächern" (11,6% gegenüber 7,8% in der Gesamtheit) genannt.

FB 5 (Vorklinische und theoretische Medizin):

Zwar geben in diesem Fachbereich relativ mehr Studierende "persönliche Neigung zum Fach" als Grund für die Studienfachwahl an als in der Gesamtheit der Befragten (50,6% zu 47,4%), 11,8% aber gaben "sichere Berufschancen mit dieser Ausbildung" als Grund an. Dieser Grund wurde von der Gesamtheit der 9811 für diese Frage ausgewerteten Fragebögen nur von 3,6% genannt. Sehr stark unterrepräsentiert sind in diesem Fachbereich, auf dem ein sehr hoher NC liegt, diejenigen Studenten, deren Studienfachwahl durch Zulassungsbeschränkungen anderer Fächer bestimmt wurde (1,3% gegenüber 7,8%).

FB 6 (Klinische Medizin):

"Persönliche Neigung zum Fach" wurde von 56,0% der befragten Studenten dieses Fachbereichs als ausschlaggebender Grund für die Studienfachwahl genannt. Ebenfalls relativ häufiger als von der Gesamtheit der befragten Studenten wurde "Anreiz durch Anforderungen des Fachs" (20,1% zu 13,9%) genannt. Wie bei den Ergebnissen bzgl. des FB 5 sind auch hier die Studierenden stark unterrepräsentiert, die ihr Studienfach aufgrund von Zulassungsbeschränkungen in anderen Fächern wählten.

FB 7 (Philosophie):

Auch in diesem Fachbereich wurde der Grund "starke persönliche Neigung zum Fach" mit 57,2% relativ wesentlich häufiger genannt als von allen befragten Studenten. Kein befragter Student studierte im FB 7, weil er sich gute spätere Verdienstchancen ausrechnete.

FB 8 (Psychologie):

Mit 68,1% geben die Psychologiestudenten relativ am häufigsten auch im Vergleich mit den übrigen Fachbereichen "starke persönliche Neigung zum Fach" als Grund für ihre Wahl an. Ebenso wird der Grund "Anreiz durch die Anforderungen des Faches" mit 19,3% relativ wesentlich häufiger genannt als von der Gesamtheit der befragten Studierenden. Sowohl Berufschancen als auch Verdienstchancen waren nur für 0,6% der Psychologiestudenten Anlaß, dieses Studienfach zu wählen. Bezogen auf die Gesamtheit der Studierenden betrug der Prozentsatz immerhin 5,5%.

FB 9 (Erziehungswissenschaften):

Relativ häufiger als von der Gesamtheit der befragten Studenten werden von den Studierenden dieses Fachbereichs ebenfalls "starke persönliche Neigung zum Fach" (57,2% gegenüber 47,4% in der Gesamtheit) sowie "gute Studienbedingungen des Faches" (3,4% zu 1,7% der Gesamtheit) genannt.

FB 10 (Geschichte):

58,8% der Historiker studieren 'Geschichte' aufgrund der Neigung zum Fach. Ansonsten spielen hier mit 11,6% die "guten Leistungen in den für das Fach relevanten Schulfächern" eine relativ große Rolle.

FB 11 (Germanistik):

Die befragten Germanistikstudenten nennen mit 51,5% "persönliche Neigungen zum Fach" ebenfalls häufiger als Grund für die Studienfachwahl als die Gesamtheit der befragten Studenten. Eine besonders große Rolle spielen bei den Studenten im FB Germanistik allerdings die Schulzensuren im Schulfach 'Deutsch'. 15,4% der befragten Germanistikstudenten gaben diesen Grund für ihre Studienfachwahl an. Die Gesamtheit der befragten Studenten nannten diesen Grund lediglich zu 9,5%. Mit 8,7% ist auch der Anteil der Studenten, die das Fach Germanistik wählten, weil sie für ein anderes Fach keine Zulassung bekamen, relativ hoch.

FB 12 (Anglistik):

Mit 42,8% nannten Anglisten relativ selten "persönliche Neigungen zum Fach" als Studienfachwahlgrund. Sie liegen damit um 4,6% unter dem Durchschnitt. Mit 17,6% wird der Grund "gute Leistungen in für das Fach relevanten Schulfächern" genannt, dies ist um 8,1% häufiger als in der Gesamtheit. Immerhin 9,0% haben dieses Fach aufgrund der

"Kenntnis des eigenen Begabungsschwerpunktes" gewählt (Gesamtheit: 5,5%). Auch in diesem Fachbereich ist mit 8,4% der Anteil derjenigen Studenten, die das Fach Anglistik nur deshalb studieren, weil ihnen der Zugang zu anderen Fächern verwehrt war, verhältnismäßig hoch.

FB 13 (Romanistik/Slavistik): Der Grund "persönliche Neigung" liegt hier mit 49,4% um 2,0% höher als bei der Gesamtheit aller Befragten. Wie bei den anderen Sprachwissenschaftlern spielt auch bei den Studierenden der Romanistik und Slavistik mit 17,0% die "schulische Leistung in dem für dieses Studienfach relevanten Schulfach" eine verhältnismäßig große Rolle. "Anreiz durch Anforderungen des Faches" war nur bei 8,8% der Studenten dieses Fachbereichs Grund für die Studienfachwahl, dieser Wert liegt damit um 5,1% unter dem Gesamtdurchschnitt.

FB 14 (Alte und Außereuropäische Sprachen und Kulturen):

Die Entscheidung für diesen Fachbereich wurde von 60,8% der dort studierenden befragten Studenten mit "starken persönlichen Neigungen" angegeben. Da nur 130 Studierende dieses Fachbereichs an der Umfrage teilnahmen, sind die Werte für die restlichen Antwortkategorien nur wenig aussagekräftig, was auch aus Tabelle 239 ersichtlich wird.

FB 15 (Mathematik):

Häufiger als in allen anderen Fachbereichen werden von den Mathematikern "gute schulische Leistungen in für das Fach relevanten Schulfächern" genannt. 27,3% gegenüber nur 2,5% der Gesamtheit der befragten Studenten nannten dies als Grund für ihre Studienfachwahl. Nur 37,0% (Gesamtheit 47,4%) studieren in diesem Fachbereich aufgrund persönlicher Neigung.

FB 16 (Physik):

Hier wiederum spielen gute schulische Leistungen als Grund für die Studienfachwahl keine herausragende Rolle, nur 13,9% der befragten Physikstudenten gaben diesen Grund an. Relativ häufiger als vom Gesamtdurchschnitt der befragten Studenten wird als Grund mit 16,8% "Anreiz durch Anforderungen des Fachs" und mit 9,6% "Kenntnis der eigenen Begabungsschwerpunkte" genannt.

FB 17 (Chemie):

Wie auch im FB 15 (Mathematik) fällt auch in diesem Fachbereich auf, daß der Anteil der Studierenden, die dieses Fach aufgrund ihrer starken persönlichen Neigung wählten, mit 38,8% im Verhältnis zum Gesamtdurchschnitt (47,4%) relativ klein ist.

FB 18 (Biologie):

Anders als in den drei anderen naturwissenschaftlichen Fachbereichen hat die "starke persönliche Neigung zum Fach" bei den Biologiestudenten eine große Relevanz für die Studienfachwahl. 55,8% der befragten Biologiestudenten - 47,4% der Gesamtstichprobe - gaben diesen Grund an. Ebenfalls relativ häufiger als von allen befragten Studenten wurde von den Studierenden dieses Fachbereichs mit 14,1% "gute Leistungen in den für das Fach relevanten Schulfächern" als Entscheidungsgrund für die Studienfachwahl angegeben.

FB 19 (Geowissenschaften):

Ähnlich wie bei den im FB 18 (Biologie) studierenden Kommilitonen studieren auch die Studenten der Geowissenschaften mit 53,2% relativ häufiger als der Durchschnitt der Studierenden aufgrund von Neigungen in ihrem Fachbereich. Sehr hoch ist in diesem Fachbereich - in Relation zu den übrigen Fachbereichen -

der Prozentsatz derjenigen Studenten, die hier studieren, weil sie für das Studium eines anderen Faches nicht zugelassen wurden.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß die Studierenden der verschiedenen Fachbereiche aus verschiedenen Gründen ihr Studienfach ausgewählt haben. "Starke persönliche Neigung zum Fach" ist zwar der in allen Fachbereichen am häufigsten genannte Grund, es gibt allerdings große Unterschiede hinsichtlich der Höhe der jeweiligen Prozentsätze. So spielt dieser Grund eine besonders große Rolle in den theologischen Fachbereichen, in der klinischen Medizin sowie in fast allen Bereichen der philosophischen Fakultät. Für die Sprachenstudenten sind dagegen häufiger als in anderen Fachbereichen die schulischen Leistungen für die Studienfachwahl ausschlaggebend gewesen. Ein uneinheitliches Bild ergibt die Betrachtung der Ergebnisse für die Naturwissenschaften. Hier gibt es nur im FB 18 (Biologie) und im FB 19 (Geowissenschaften) einen überdurchschnittlich hohen Anteil an Studenten, die die Antwortkategorie "starke persönliche Neigung zum Fach" ankreuzten. Bei den Studenten des Fachbereichs Mathematik sind die schulischen Leistungen in Mathematik von besonderer Relevanz für die Studienfachwahl. Interessant wäre vielleicht noch zu erwähnen, daß der größte Anteil der Studenten, die für andere Fachbereiche nicht zugelassen wurden, sich in den Fachbereichen 3 (Jura) mit 15,5%, FB 4 (Wirtschafts- und Sozialwissenschaften) mit 11,6% und FB 19 (Geowissenschaften) mit 12,5% befindet. Anders betrachtet: Diejenigen Studenten, die ein anderes Fach studieren wollten und dort aufgrund der Zulassungsbeschränkungen abgewiesen wurden, wählten dann zu 29,6% das Fach Jura als Ausweidlösung, 16,7% studierten Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, 7,8% Erziehungswissenschaft, Soziologie

und Publizistik, 10,0% Germanistik, 6,5% Romanistik bzw. Slavistik und 6,8% Chemie, um hier nur die höchsten Anteile der Ausweichstudien zu nennen. Insgesamt sind 7,8% (= 761) der untersuchten Studenten vom NC betroffen. (Tabelle 239)

Inwieweit eine Motivationsbeeinträchtigung der in anderen Fächern abgewiesenen Studierenden die Arbeitsweise innerhalb einzelner Fachbereiche beeinträchtigt, müßte allerdings in einer eigenen, für diesen Zweck konzipierten Untersuchung herausgefunden werden.

7.3. "Haben Sie zu Beginn Ihres Studiums Informationen erhalten?"

Zu dieser Frage konnten die Angaben von 9976 Studierenden untersucht werden. Etwa zwei Drittel (66,3%) der Studenten gaben an, zu Beginn des Studiums Informationen erhalten zu haben. 33,7% beantworteten diese Frage mit "nein". Aus Tabelle 240 ist ersichtlich, daß der Informationsstand zu Beginn des Studiums fachbereichsspezifisch stark unterschiedlich ist. Am besten informiert sind demnach die Theologiestudenten, die die Frage nach Studieninformationen zu 76,7% (ev. Theol.) bzw. 75,9% (kath. Theol.) mit "ja" beantworteten sowie mit 77,1% die Studenten des FB 5 (Vorklinische und theoretische Medizin). Am schlechtesten dagegen war der Informationsstand der Studenten zu Beginn des Studiums im Fachbereich Philosophie. 41,1% der befragten Philosophiestudenten waren nicht informiert. Gleiches gilt auch für die Studenten des FB 9 (Erziehungswissenschaften, Soziologie, Publizistik), in dem 40,6% der Befragten ihr Studium ohne Studienberatung aufnehmen mußten. Ebenfalls bei knapp über 40% (40,2%) liegt der Prozentsatz derjenigen Studenten, die ohne Informationen ihr Studium begannen, im FB 16 (Physik). (Tabelle 240)

7.4. Studentische Meinungen über eine optimale Studienberatung

Von der Gesamtheit der befragten Studenten wurde bei dieser Frage das persönliche Gespräch mit dem Dozenten (24,0%) favorisiert, an zweiter Stelle nannten die Studenten mit 21,1% das persönliche Gespräch mit einem Fachvertreter und an dritter Stelle lag mit 16,8% die Studienberatung mit Hilfe von Arbeitsgruppen für Anfänger. (Tabelle 241)

Im Folgenden die Ansichten der Studierenden der einzelnen Fachbereiche:

FB 1 (evangelische Theologie):

30,9% der befragten evangelischen Theologiestudenten bevorzugen das persönliche Gespräch mit einem Dozenten und 23,5% die Bildung von Arbeitsgruppen für Anfänger.

FB 2: (katholische Theologie):

Ebenso wie die evangelischen Theologen halten auch die katholischen überdurchschnittlich häufig, wenngleich schwächer ausgeprägt als bei den evangelischen Theologen, das persönliche Gespräch mit einem Dozenten zu 26,9% für optimal. Ebenfalls überdurchschnittlich oft wird mit 20,0% die Bildung von Arbeitsgruppen für Anfänger genannt.

FB 3 (Jura):

Weder das persönliche Gespräch mit dem Dozenten noch die Bildung von Arbeitsgruppen für Anfänger wird in diesem Fachbereich überdurchschnittlich oft als optimale Studienberatung genannt. Das persönliche Gespräch mit einem Fachvertreter wird mit 17,8% ebenfalls relativ weniger häufig genannt als von der Gesamtheit der befragten Studenten. Am größten - in Relation zu den anderen Fachbereichen - ist bei den Juristen der Anteil der Studenten,

die eine Eignungsuntersuchung oder einen Test für optimal halten, dieser Anteil macht 5,5% (Gesamtheit: 2,9%) aus. Ebenso ist in keinem anderen Fachbereich der Prozentsatz derjenigen Studierenden größer, die eine Einführung in Arbeitstechniken für die sinnvollste Studienberatung halten. Dieser Anteil macht bei den Jurastudenten 10,0% aus.

FB 4 (Wirtschafts- und Sozialwissenschaften):

Auch hier wird weder das Gespräch mit dem Dozenten noch die Bildung von Arbeitsgruppen für Anfänger überdurchschnittlich häufig genannt. Eine besondere Vorliebe scheinen die Studierenden dieses Fachbereiches für 'Infos' zu haben, 17,3% von ihnen halten diese Möglichkeit der Studienberatung für optimal.

FB 5 (Vorklinische und theoretische Medizin):

Der größte Anteil der Studenten in diesem Fachbereich nennt zu 26,7% das persönliche Gespräch mit einem Fachvertreter als optimale Studienberatungsmöglichkeit. Von der Einrichtung von Arbeitsgruppen zur Bewältigung der Probleme zum Studienbeginn wird in diesem Fachbereich im allgemeinen weniger gehalten, denn nur 12,4% nennen diese Möglichkeit.

FB 6 (Klinische Medizin):

29,3% der Medizinstudenten in diesem Fachbereich halten das persönliche Gespräch mit einem Fachvertreter für die sinnvollste Studienberatung. In keinem anderen Fachbereich wird diese Möglichkeit so häufig genannt.

FB 7 (Philosophie):

Das Gespräch mit dem Dozenten scheint im FB 7 einen besonderen Stellenwert zu haben, denn 40,3% der befragten Philosophiestudenten halten diese Studienberatungsmöglichkeit für optimal.

Dieser Anteil liegt um 16,3% über dem Gesamtdurchschnitt. Die Bildung von Arbeitsgruppen für Anfänger spielt in diesem Fachbereich nur eine sehr untergeordnete Rolle, nur 11,9% der befragten Studierenden dieses Fachbereichs nennen diese Möglichkeit.

FB 8 (Psychologie):

Bei den Psychologiestudenten steht ebenfalls das persönliche Gespräch mit einem Fachvertreter mit 25,2% an der Spitze der als optimal genannten Studienberatungsmöglichkeiten. Das persönliche Gespräch mit einem Dozenten und die Bildung von Arbeitsgruppen für Anfänger wird zu je 20,9% genannt.

FB 9 (Erziehungswissenschaften, Soziologie, Publizistik):

Der größte Anteil der im FB 9 Studierenden gibt zu 24,4% die Bildung von Arbeitsgruppen als optimale Studienberatungsmöglichkeit an. In keinem anderen Fachbereich wird diese Möglichkeit relativ häufiger genannt.

FB 10 (Geschichte):

Etwa ein Drittel (33,1%) der befragten Studierenden in diesem Fachbereich halten das persönliche Gespräch mit einem Dozenten für die beste Möglichkeit der Studienberatung, dieser Prozentsatz liegt weit über dem Gesamtdurchschnittswert von 24,0% für diese Antwortkategorie.

FB 11 (Germanistik):

Mit 31,3% ist in diesem Fachbereich der Anteil der Studenten, die als Studienberatung ein persönliches Gespräch mit einem Dozenten bevorzugen, ebenfalls relativ groß. Die Nützlichkeit eines Gesprächs mit einem Fachvertreter wird dagegen zu 16,3% relativ gering eingeschätzt. Immerhin zu 19,0% sind die befragten Germanistikstudenten der Ansicht, eine Studienberatung in Arbeitsgruppen sei optimal.

FB 12 (Anglistik):

Was diesen Fachbereich angeht, so gibt es kaum nennenswerte Differenzen zum Gesamtergebnis, lediglich die Kategorie "persönliches Gespräch mit einem studentischen Fachvertreter" wird mit 13,6% im Verhältnis zum Durchschnitt aller Fachbereiche relativ weniger häufig genannt.

FB 13 (Romanistik/Slavistik):

Die Ergebnisse, die diesen Fachbereich betreffen, weichen ebenfalls nicht nennenswert von den Werten der Gesamtstichprobe ab.

FB 14 (Alte und außereuropäische Sprachen und Kulturen):

Mit 37,3% liegt der Anteil der befragten Studenten dieses Fachbereichs, die das persönliche Gespräch mit einem Dozenten für optimal halten, um 13,3% über dem Gesamtdurchschnittswert. Das persönliche Gespräch mit einem studentischen Fachvertreter wird mit 17,5% unterdurchschnittlich häufig angegeben. Die Möglichkeit der Studienberatung durch Arbeitsgruppen für Anfänger scheint nicht als optimal angesehen zu werden, denn nur 12,7% der befragten Studierenden dieses Fachbereichs kreuzten diese Antwortkategorie an.

FB 15 (Mathematik):

Die Ergebnisse der Mathematikstudenten zur optimalen Studienberatung weisen keine nennenswerten Unterschiede zur Gesamtstichprobe auf, lediglich die Antwortkategorie "Arbeitsgruppen für Anfänger" wird von den befragten Mathematikstudenten mit 18,9% überdurchschnittlich häufig als sinnvoll angesehen.

FB 16 (Physik):

Die Ergebnisse für diesen Fachbereich weisen ebenfalls keine relevanten Differenzen zu den Durchschnittsergebnissen für alle 19 Fachbereiche auf.

FB 17 (Chemie):

Die Studierenden, die von der Untersuchung in diesem Fachbereich erfaßt wurden, schätzen das persönliche Gespräch mit einem Dozenten relativ weniger häufig als dies bei den anderen Fachbereichen der Fall ist als optimale Studienberatung ein, der Anteil beträgt nur 18,7%. Favorisiert wird dagegen mit einem Anteil von 27,0% das persönliche Gespräch mit einem studentischen Fachvertreter.

FB 18 (Biologie):

Die Ergebnisse für diesen Fachbereich sind tendenziell denen des FB 17 ähnlich. Der Anteil derjenigen befragten Studenten, die ein persönliches Gespräch mit einem studentischen Fachvertreter für die sinnvollste Studienberatung halten, beträgt 28,1%.

FB 19 (Geowissenschaften):

Auch für diesen Fachbereich wichen die Ergebnisse nur geringfügig von den Gesamtdurchschnittswerten ab, mit 26,8% wird die Kategorie "persönliches Gespräch mit dem Dozenten" um 2,8% häufiger genannt als von der Gesamtstichprobe. Mit 12,1% liegt die Häufigkeit der Nennung der Kategorie "Info über allgemeine Fragen" um 3,1% über dem Durchschnittswert für alle Fachbereiche.

Die Ergebnisse machen deutlich, daß es sinnvoll ist, für jeden Fachbereich eine spezielle Methode der Studienberatung, möglichst unter Einbeziehung der Ansichten und Erfahrungen der Studenten, zu entwickeln. Hierfür sollten allerdings die vier von den befragten Studenten am häufigsten genannten optimalen Studienberatungsmöglichkeiten, nämlich

das persönliche Gespräch mit einem Dozenten oder mit einem studentischen Fachvertreter, die Bildung von Arbeitsgruppen für Anfänger sowie Infos über allgemeine und spezielle, das Fach betreffende Fragen zur Grundlage gemacht werden. Eine speziell auf die Gegebenheiten des jeweiligen Faches eingehende Verschmelzung all dieser Studienberatungsmöglichkeiten könnte eine umfassendere, sowohl qualitativ als auch quantitativ, Beratung und Einführung der Studienanfänger gewährleisten.

7.5. "Bestand die Möglichkeit, sich innerhalb Ihrer Fachrichtung zur Beratung an Mitarbeiter zu wenden?"

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Durchführung einer wirksamen Studienberatung und -einführung ist die Bereitschaft der Dozenten, in Fragen der Studieneinführung zur Verfügung zu stehen. Es soll hier kurz darauf eingegangen werden, wie die Möglichkeit, sich an wissenschaftliche Mitarbeiter zu wenden, in den einzelnen Fachbereichen aussieht. Von den 9735 Studierenden, deren Fragebögen für diese Frage ausgewertet werden konnten, gaben 78,0% an, daß innerhalb ihrer Fachrichtung die Möglichkeit der Beratung durch Mitarbeiter bestand. 22,0% verneinten diese Frage.

Besonders häufig fand die Beratung durch Mitarbeiter in den Fachbereichen 2 (katholische Theologie, ja = 91,3%), FB 7 (Philosophie, ja = 88,8%), FB 11 (Germanistik, ja = 87,1%) sowie im FB 14 (Alte und außereuropäische Sprachen und Kulturen, ja = 95,2%) statt. Besonders häufig wurde diese Frage mit "nein" beantwortet in folgenden Fachbereichen: FB 3 (Jura, nein = 29,8%), FB 5 (Vor-klinische und theoretische Medizin, nein = 36,1%), FB 6 (Klinische Medizin, nein = 28,7%) sowie im FB 17 (Chemie, nein = 32,0%). (Tabelle 242)

Es zeigt sich, daß die Voraussetzungen für die bereits charakterisierte Studienberatung in den Fachbereichen im Hinblick auf die Möglichkeiten der Beratung durch Mitarbeiter durchaus verschieden sind.

7.6. "Wieviel Semester werden Sie voraussichtlich noch studieren?"

In Zusammenhang mit den Ergebnissen des Punkts II 7.1. ergeben die Ergebnisse der Tabelle 243 einen Überblick darüber, wie lange die Studierenden in den einzelnen Fachbereichen voraussichtlich im Durchschnitt noch bis zu ihrem Abschluß studieren werden.

Durchschnittliche voraussichtliche Anzahl der noch zu studierenden Semester:

FB 1: 6,3	FB 10: 6,1
FB 2: 5,0	FB 11: 4,8
FB 3: 4,7	FB 12: 4,9
FB 4: 4,8	FB 13: 4,3
FB 5: 7,7	FB 14: 6,4
FB 6: 4,1	FB 15: 4,7
FB 7: 5,8	FB 16: 5,2
FB 8: 4,4	FB 17: 4,8
FB 9: 4,4	FB 18: 5,2
	FB 19: 4,7

(errechnet nach Tabelle 243)

Berücksichtigt man nun die in Punkt II 7.1 errechneten Durchschnittswerte der Tabelle 238, so ergibt sich eine geschätzte, voraussichtliche Durchschnittsgesamtstudiendauer von 11,3 Semestern für den FB 1 (evangelische Theologie) bis 14,2 Semestern für den FB 14 (Alte und außereuropäische Sprachen und Kulturen). Man kann also davon ausgehen, daß die Studiendauer in vielen Fällen weit über der vom BAFÖG vorgesehenen Höchstförderungsdauer liegt. Ein Beispiel:

Im FB 9 (Erziehungswissenschaften, Soziologie, Publizistik) beträgt die errechnete durchschnittliche voraussichtliche Studiendauer 12,4 Semester. Die BAFÖG-Höchstförördungsdauer aber liegt nur bei 10 Semestern. Hier wird noch einmal deutlich, daß Studierende, die ihr Studium mit Mitteln aus dem BAFÖG finanzieren müssen, entweder die durchschnittliche Studiendauer unterschreiten müssen oder zum Schluß ihres Studiums, in der Zeit der Vorbereitung des Examens, in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Das BAFÖG wäre somit ein Instrument der Benachteiligung von Studierenden aus sozial schwachen Schichten.

Die generelle Forderung wäre demnach, Höchstförördungs- oder Regelstudienzeiten entweder an der durchschnittlichen Studiendauer in den jeweiligen Fachbereichen zu orientieren, oder aber die Regelstudienzeit als zur Studieneffektivierung gänzlich ungeeignet abzulehnen. Anzumerken ist noch, daß die oben genannte Reglementierung bereits auf die Studenten, die die Angaben zur Errechnung der durchschnittlichen Studiendauer machten, zumindest partiell eingewirkt hat.

7.7. "Hätten Sie Ihr Hauptfach gewechselt, wenn es nicht folgende Hindernisse gegeben hätte?"

Aus Tabelle 9 und Tabelle 244 ist zunächst der Prozentsatz von Studierenden eines jeden Fachbereichs errechnet worden, die gern ihr Hauptfach gewechselt hätten, von verschiedenen Faktoren aber hieran gehindert wurden. Der Anteil dieser Studenten beträgt

im:	FB 1: 16,4%	FB 10: 27,8%
	FB 2: 26,8%	FB 11: 32,6%
	FB 3: 32,9%	FB 12: 35,1%
	FB 4: 29,2%	FB 13: 30,6%
	FB 5: 16,9%	FB 14: 14,9%
	FB 6: 11,8%	FB 15: 29,6%
	FB 7: 29,5%	FB 16: 21,9%
	FB 8: 14,0%	FB 17: 30,1%
	FB 9: 31,3%	FB 18: 25,2%
		FB 19: 29,0%

Von den 10155 Studierenden, die die Frage nach ihrer Fachbereichszugehörigkeit beantworteten, hätten 2798 (27,5%) ihr Hauptfach gewechselt, wenn es nicht Hindernisse irgendwelcher Art gegeben hätte. Auf die Frage, ob die Hindernisse in den verschiedenen Fachbereichen unterschiedlich auftraten, wird im Folgenden eingegangen.

Bezogen auf die Gesamtheit der Befragten, die ihr Hauptfach gerne gewechselt hätten, wird als Grund für den verhinderten Hauptfachwechsel mit 37,3% am häufigsten "zu hoher NC im gewünschten Fach" genannt. Am zweit häufigsten wurde von 28,8% der betroffenen Studenten die Gefährdung der Förderung durch das BAFÖG angegeben. Bei 10,5%, die ihr Hauptfach gern gewechselt hätten, war die ungesicherte finanzielle Förderung der Eltern der Grund, das Hauptfach nicht zu wechseln. Bei 39,3% der betroffenen Studenten sind also finanzielle Gründe ausschlaggebend dafür, das Hauptfach nicht zu wechseln.

Mit 47,1% ist der Anteil der Studierenden im FB 3 (Jura), die ihr Hauptfach wechseln wollten und die wegen eines zu hohen NC im gewünschten Fach davon Abstand nehmen mußten, besonders hoch. Überdurchschnittlich häufig wird dieser Grund auch in dem Fachbereich 4 (Wirtschafts- und Sozialwissenschaften) mit 43,8%, im FB 17 (Chemie) mit 53,2% sowie im FB 18 (Biologie)

mit 55,0% genannt. Studierende aus diesen Fachbereichen drängen besonders häufig in Fächer mit hohem NC. Finanzielle Gründe wie Gefährdung der BAFÖG-Förderung oder Gefährdung der finanziellen Förderung durch die Eltern werden dagegen besonders häufig genannt von Studierenden des FB 2 (katholische Theologie); 56,4% der betroffenen Theologiestudenten geben diesen Grund an (die Aussagekraft ist hierbei jedoch in Frage zu stellen, da insgesamt nur 94 Studierende dieses Fachbereichs für diese Frage ausgewertet wurden). Im FB 8 (Psychologie) nannten 46,6% finanzielle Gründe (hier gilt jedoch das gleiche wie beim FB 2, denn es wurden ebenfalls nur sehr wenige aus diesem Fachbereich für diese Frage ausgewertet, nämlich 43 Studierende). Im FB 10 (Geschichte) waren für die 54,7% derjenigen Studenten, die ihr Hauptfach wechseln wollten, finanzielle Gründe ausschlaggebend, im zunächst gewählten Fach weiter zu studieren. Im FB 12 (Anglistik) gaben 58,4% der betroffenen Studenten finanzielle Gründe an. Im FB 13 (Romanistik/Slavistik) betrug jener Prozentsatz 48,6%. Schließlich ist hier noch der FB 15 (Mathematik) zu erwähnen, hier gaben 54,5% finanzielle Gründe als Hinderungsgrund an. (Tabelle 244)

7.8. Zufriedenheit mit den Räumlichkeiten an der Universität

Interessant im Hinblick auf den Zusammenhang 'Zufriedenheit mit den Räumen - Studienzufriedenheit' ist die unterschiedliche Voraussetzung für die Studienzufriedenheit, die der unterschiedlichen Fachbereichszugehörigkeit entspringt. Von der Gesamtheit aller Untersuchungsteilnehmer werden die Räumlichkeiten an der Hochschule eher schlecht beurteilt. 31,6% geben die Note 'befriedigend', 27,8% 'ausreichend', 21,0% 'mangelhaft', die Note 'gut' wird nur von 13,4% der befragten Studenten gegeben. Nur 1,3%

der befragten Studierenden geben den Räumlichkeiten an der Uni die Note 'sehr gut', und 4,9 % geben die Note 'ungenügend'. Die Durchschnittszensur beträgt demnach 3,68.

Schlechter als die Gesamtheit der erfaßten Studenten beurteilen die Juristen ihre Räumlichkeiten (Durchschnittszensur: 3,95). Allein 31,3 % der befragten Studierenden des FB 3 nannten die Noten 'mangelhaft' und 'ungenügend'. Nur 33,0 % beurteilten die Räumlichkeiten besser als 'ausreichend'. In den schlechtesten räumlichen Verhältnissen, in Relation zu anderen Fachbereichen, müssen nach eigener Angabe die Studierenden des Fachbereichs Psychologie studieren. 63,8 % der befragten Psychologiestudenten nannten die Räumlichkeiten 'mangelhaft' und 'ungenügend', nur 13,3 % beurteilten sie besser als 'ausreichend' (Durchschnittszensur: 4,62). Nicht viel besser sieht es im FB 9 aus, denn nur 26,0 % der befragten Pädagogen, Soziologen oder Publizisten beurteilten die Räumlichkeiten besser als 'ausreichend' (Durchschnittszensur: 4,25).

Relativ gute Zensuren bekommen die Räume von Studierenden der Fachbereiche Mathematik, Physik und Chemie. Fast drei Viertel der befragten Mathematikstudenten geben ihren Räumlichkeiten die Note 'sehr gut', 'gut' und 'befriedigend'. Nur 9,2 % sind dort so unzufrieden, daß sie die Noten 'mangelhaft' und 'ungenügend' verteilen. So ergibt sich bei den Mathematikern eine Durchschnittszensur von 3,02. Mehr als drei Viertel der Studenten des Fachbereichs Physik, nämlich 78,1 %, bezeichnen ihre Räume als 'sehr gut', 'gut' oder 'befriedigend'. Nur 8,4 % geben die Noten 'mangelhaft' oder 'ungenügend'. Die Durchschnittsnote bei den Physikern beträgt demnach 2,85. Ähnlich günstig scheint die räumliche Situation auch im Fachbereich Chemie zu sein. 72,7 % der befragten Studenten an diesem Fachbereich nannten die Noten 'sehr gut' bis 'befriedigend'. Es ergibt sich dort eine

durchschnittliche Benotung von 2,94. (Tabelle 245)

7.9. "Wie oft fühlen Sie sich an der Universität wohl?"

22,5 % aller Studenten, die befragt wurden, gaben an, sich "nie" oder "selten" an der Hochschule wohlzufühlen. 38,4 % kreuzten "manchmal" an und 39,2 % gaben an, sich "oft" oder "ständig" dort wohlzufühlen.

Überdurchschnittlich häufig fühlen sich Studierende des Fachbereichs Klinische Medizin an der Uni wohl, was mit der besonders guten beruflichen Perspektive dieser Studenten in Zusammenhang zu bringen ist. 51,1 % der befragten Studenten dieses Fachbereichs geben an, sich "oft" oder "ständig" an ihrem Studienplatz wohlzufühlen.

Nur 23,3 % der Studierenden des FB 9 (Erziehungswissenschaften, Soziologie, Publizistik) geben an, sich "oft" oder "ständig" an der Uni wohlzufühlen. Über ein Drittel der befragten Studierenden dieses Fachbereichs, nämlich 36,4 %, kreuzten die Antwortkategorien "nie" und "selten" an.

Besonders häufig dagegen fühlen sich Angehörige des relativ kleinen Fachbereichs 14 (Alte und außereuropäische Sprachen und Kulturen) an der Universität wohl. 54,7 % von ihnen gaben an, sich "oft" oder "ständig" wohlzufühlen, während nur 12,3 % der Befragten die Antwortkategorien "nie" und "selten" wählten.

Ebenfalls scheinen die Bedingungen im FB 17 (Chemie) besonders gut zu sein. Denn immerhin 51,6 % sind so zufrieden, daß sie angaben, sich "oft" oder sogar "ständig" wohlzufühlen. Ähnliches gilt auch für den FB 18 (Biologie). Hier kreuzten 49,0 % die Kategorien "oft" oder "ständig" an. Für alle naturwissenschaftlichen Fachbereiche gilt, daß die Studierenden aus diesen Fächern sich relativ häufiger wohlfühlen als der Durchschnitt aller Befragten.

Überdurchschnittlich häufig unwohl fühlen sich dagegen besonders Angehörige der Philosophischen Fakultät (FB 7-14) mit Ausnahme der Philosophen, Historiker und der Angehörigen des FB 14, den Studierenden der alten und außereuropäischen Sprachen und Kulturen. Die Angaben der Studenten aus den zuletzt genannten Fachbereichen der Philosophischen Fakultät entsprechen weitgehend (Ausnahme der FB 14) dem Gesamtdurchschnitt. (Tabelle 246)

Man kann davon ausgehen, daß sich, vereinfacht dargestellt, Studenten durch naturwissenschaftliche Inhalte eher motivieren lassen und sich daher im Studium und damit auch an der Uni wohler fühlen als Studenten aus Fachbereichen der Philosophischen Fakultät. Wobei den Naturwissenschaftlern die besseren Räumlichkeiten, die besseren Berufsaussichten, die klarer definierten Studieninhalte und -anforderungen zugute kommen. Die Verschulung des Studiums scheint sich nicht negativ auf das Wohlbefinden der Studenten auszuwirken. Dies wird besonders deutlich, wenn man die Ergebnisse der reglementierten Studienfächer der Naturwissenschaftler mit denen der Fachbereiche Psychologie und Erziehungswissenschaft, Soziologie, Publizistik, in denen eine vergleichsweise geringe Reglementierung und Verschulung zu beobachten ist, vergleicht. Ein Mangel an Reglementierung erzeugt nicht Wohlbefinden an der Universität durch die Möglichkeit, freier und eigenverantwortlicher arbeiten zu können, sondern im Gegenteil, Motivations- und Orientierungslosigkeit sind die Folge. Je besser ein Student weiß, 'wie er dran ist', je weniger Eigenständigkeit er erlernen und beweisen muß, desto besser fühlt er sich.

Vordergründig betrachtet, wäre also die Verschulung und Reglementierung des Studiums, was möglicherweise sogar in Verbindung mit erhöhten Leistungsanforderungen

steht, im Sinne der Studenten. Dem kritischen Betrachter allerdings drängt sich die Frage auf, wo denn das kritische, die Gesellschaft erneuern und entwickeln helfende Potential der Universitäten und der Wissenschaft überhaupt bleibt, wenn Studenten nicht mehr dazu qualifiziert werden, eigenverantwortlich, selbständig und kritisch, sowohl den gesellschaftlichen Verhältnissen als auch den Vorgaben, Reglementierungen und Lehrinhalten ihres Fachbereichs gegenüber, zu arbeiten. Wenn Orientierungs- und Motivationslosigkeit aufgrund von Mangel an Reglementierung und Verschulung auftreten, so ist dies ein deutliches Zeichen dafür, wie sich das studentische Qualifikationsniveau verringert.

Der kritische und intelligente Geist, dessen Geburtsstätte die Universität sein soll, und dessen gesellschaftliche Nützlichkeit aus ihm selbst begründet ist, beweist sich vor allem in der Selbständigkeit seiner wissenschaftlichen Arbeit im Studium, in seiner Initiativbereitschaft und in seiner auf Kompetenz beruhenden Kritikfähigkeit. Gesellschaftlich nützliche Intelligenz ist nicht die eines Studenten, der nur vorgeformtes Schulwissen reproduzieren kann. Dieser ist allenfalls für bestimmte Berufsbereiche nützlich, seine Qualifikationen erhöhen allenfalls den Ausbeutungsgrad seiner Arbeitskraft.

7.10. "Haben Sie aus Ihrer heutigen Sicht das Gefühl, daß ein oder mehrere Semester 'verloren' waren?"

53,0 % aller Befragten gaben an, das Gefühl zu haben, ein oder mehrere Semester seien 'verloren'. Besonders gering ist dieser Prozentsatz in den theologischen Fachbereichen, wo "nur" 47,0 % (evangelische Theologie) bzw. 43,9 % (katholische Theologie) das Gefühl hatten, Semester seien 'verloren'. Besonders viele Studenten allerdings hatten im FB 3 (Jura) das Gefühl,

Semester seien 'verloren', der Anteil betrug 65,8 %. Überdurchschnittlich häufig mit "nein" wurde diese Frage von Studierenden der Fachbereiche Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Vorklinische und theoretische Medizin sowie Klinische Medizin beantwortet. Für alle Fachbereiche der Philosophischen Fakultät, mit Ausnahme des FB 14, gilt, daß die befragten Studierenden aus diesen Fachbereichen überdurchschnittlich häufig angaben, das Gefühl zu haben, ein oder mehrere Semester seien 'verloren', wobei hier besonders die Ergebnisse für die Fachbereiche 9 (Erziehungswissenschaften, Soziologie, Publizistik) sowie 11 (Germanistik) hervorzuheben sind. Die befragten Studenten des Fachbereichs 9 gaben zu 65,4 %, die aus dem Fachbereich 11 zu 62,0 % an, aus ihrer heutigen Sicht ein oder mehrere Semester als 'verloren' zu betrachten. Demgegenüber stehen wiederum die Ergebnisse für die naturwissenschaftlichen Fachbereiche, wo der Anteil derjenigen Studenten, die Semester 'verloren' glauben, z. T. erheblich unter dem Gesamtdurchschnitt liegt; mit Ausnahme des Fachbereichs 15 (Mathematik), wo die Werte in etwa dem Gesamtdurchschnitt entsprechen. Besonders ins Auge fallen die Ergebnisse für die Fachbereiche 16 (Physik) und 17 (Chemie), in denen der Anteil der Studenten, die das Gefühl hatten, Semester 'verloren' zu haben, 'nur' 37,2 % bzw. 40,6 % betrug. (Tabelle 247)

7.11. Ablauf der Seminare und Übungen

Für die in den letzten Punkten aufgezeigten Ergebnisse ist teilweise die Studienorganisation der verschiedenen Fachbereichen verantwortlich. Auf die Frage: "Wie liefen Seminare und Übungen im allgemeinen ab?" gaben 35,9 % der befragten Studenten an, Seminare und Übungen liefen im allgemeinen wie Vorlesungen ab. Bei 29,8 % wurden zur Erarbeitung eines neuen Stoffes Referate gehalten und abschließend darüber diskutiert. Für 14,4 % der befragten Studenten bestehen die

Veranstaltungen im allgemeinen darin, den Stoff einer Vorlesung zu vertiefen und zu diskutieren. 9,5 % der Studierenden besprechen hauptsächlich zu Hause vorbereiteten Stoff in Seminaren und Übungen. (Tabelle 248)

Wie Vorlesungen laufen die Veranstaltungen überdurchschnittlich häufig in den Fachbereichen 3 (Jura), 4 (Wirtschafts- und Sozialwissenschaften), 5 (vorklinische und theoretische Medizin), 6 (klinische Medizin) sowie im Fachbereich 17 (Chemie) ab. 'Referate halten' wird bevorzugt bei den katholischen Theologen (FB 2) im FB 7 (Philosophie) und in allen weiteren Fachbereichen der philosophischen Fakultät (FB 7-14). In nur einem Fachbereich der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, nämlich dem FB 19 (Geowissenschaften), sind die Veranstaltungen überdurchschnittlich häufig durch das Halten von Referaten charakterisiert. In allen anderen Fachbereichen dieser Fakultät hat das Vertiefen des zu Hause vorbereiteten Stoffes einen besonderen Stellenwert. Die Verschulung des Studium ist demnach besonders in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fachbereichen, sowie im Fachbereich 4 (Wirtschafts- und Sozialwissenschaften) fortgeschritten, denn Vertiefung von zu Hause erarbeitetem Stoff ist nichts anderes als Abfragen von Schularbeiten.

7.12. Möglichkeiten, das Studium so aufzubauen, daß es zügig und geordnet durchgeführt werden kann

Wie aus Tabelle 249 ersichtlich ist, sind 27,8 % der Befragten der Meinung, "nie" oder "selten" in der Lage gewesen zu sein, das Studium in der oben genannten Weise aufzubauen. 27,1 % kreuzten "manchmal" an, und die Mehrheit, nämlich 45,0 %, sahen sich "oft" oder "ständig" in der Lage, ihr Studium zügig und geordnet durchzuführen. (Tabelle 249)

Besonders gut konnten die Mediziner ihr Studium aufbauen und durchführen, denn 59,9 % der befragten

Studenten des FB 5 und 72,7 % der Befragten des FB 6 kreuzten die Kategorien "oft" und "ständig" an. Ähnliches gilt auch für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fachbereiche 15 (Mathematik), 16 (Physik) und 17 (Chemie); "Oft" oder "ständig" in der Lage, das Studium so aufzubauen, daß es zügig und geordnet durchgeführt werden konnte, waren 55,2 % der befragten Studenten des FB 15, 68,1 % der Befragten des FB 16 und 63,0 % der Befragten des FB 17. Besondere Schwierigkeiten mit diesem Problem hatten Studenten der Fachbereiche 9 (Erziehungswissenschaften, Soziologie, Publizistik), 10 (Geschichte) und 11 (Germanistik). Von den erfaßten Studenten des FB 9 gaben immerhin 49,5 % an, "nie" oder "selten" in der Lage gewesen zu sein, das Studium sinnvoll aufzubauen. Der Prozentsatz betrug im FB 10: 37,2 % und im FB 11: 41,7 %. (Tabelle 249)

Man kann also davon ausgehen, daß Studenten in den Fachbereichen, in denen sie weitgehend auf sich gestellt sind, mit der Organisation ihres Studienaufbaus Schwierigkeiten haben. Dieses Ergebnis wirft ein düsteres Licht auf die heutige Studentengeneration, die zufrieden ist, wenn ihr viel vorgeschrieben wird und sie sich nicht selbst überlegen muß, was sinnvoll ist oder nicht und die in Studienschwierigkeiten gerät, wenn es nicht nur gilt, die Studieninhalte aufzunehmen, sondern auch zu lernen, frei aber dennoch ökonomisch zu arbeiten.

7.13.1. Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen

Daß die Relevanz der Veranstaltungen für Prüfungen auch für die Studienmotivation und -zufriedenheit von Bedeutung ist, wurde bereits festgestellt. Inwieweit die Veranstaltungen in den jeweiligen Fachbereichen als prüfungsrelevant eingeschätzt werden, darauf soll nun eingegangen werden.

Von den 9956 Studenten, deren Angaben für diese

Frage ausgewertet werden konnten, gaben 18,5 % an, die angebotenen Veranstaltungen seien "nie" oder "selten" prüfungsrelevant, 32,7 % kreuzten "manchmal" an, und 48,7 % meinten, die angebotenen Veranstaltungen seien "oft" oder "ständig" relevant für spätere Prüfungen. Besonders häufig geben Studenten aus folgenden Fachbereichen an, die angebotenen Veranstaltungen seien "oft" oder "ständig" relevant für Prüfungen: 70,0 % der befragten Studenten des Fachbereichs 4 (Wirtschafts- und Sozialwissenschaften), 66,1 % der Befragten des FB 5 (vorklinische und theoretische Medizin) sowie aus der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät 68,1 % der befragten Studenten des FB 15 (Mathematik), 73,6 % des FB 16 (Physik), 69,4 % des FB 17 (Chemie) und ebenfalls 69,4 % des FB 18 (Biologie) kreuzten die genannten Antwortkategorien an. Lediglich die Angehörigen des FB 19 (Geowissenschaften) in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät gaben durchschnittlich häufiger an (gemessen an der Gesamtstichprobe), ihre Veranstaltungen seien "oft" oder "ständig" prüfungsrelevant. Die Fachbereiche, in denen die befragten Studenten überdurchschnittlich häufig angaben, die angebotenen Veranstaltungen seien "nie" oder "selten" prüfungsrelevant, gehören ausnahmslos zur Philosophischen Fakultät. Besonders hoch ist dabei der Prozentsatz der befragten Studenten, die die zuletzt genannten Antwortkategorien ankreuzten mit 42,5 % im FB 8 (Psychologie) und mit 32,9 % im FB 9 (Erziehungswissenschaften, Soziologie und Publizistik). Es bestätigt sich, daß die Situation der Studierenden der Philosophischen Fakultät hinsichtlich der Studienmotivation schlechter ist, weil die angebotenen Veranstaltungen nicht hauptsächlich an Prüfungsanforderungen orientiert sind. Bei der Betrachtung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fachbereiche dagegen wird klar, warum hier die Studienmotivation nicht in Gefahr ist, die Prüfungsrelevanz der angebotenen Veranstaltungen motiviert eben doch mehr als andere

Faktoren. (Tabelle 250)

7.13.2. Relevanz der Veranstaltungen für die spätere Berufspraxis

Ebenso wie durch die Prüfungsrelevanz der Seminare und Vorlesungen wird eine besondere Studienmotivation durch die Relevanz der Veranstaltungen für die spätere Berufspraxis hervorgerufen. Insgesamt werden die Veranstaltungen von 57,1 % der Studenten als nicht ("nie", "selten") berufsrelevant bezeichnet. 30,5 % meinen, "manchmal" sei diese Relevanz gegeben, 12,4 % gaben an, "oft" oder "ständig" seien die angebotenen Veranstaltungen relevant für die Berufspraxis. Hier gibt es natürlich fachbereichsspezifische Unterschiede.

Besonders wenig Relevanz für die spätere Berufspraxis haben nach Einschätzung der befragten Studenten die Veranstaltungen in den Fachbereichen 9 (Erziehungswissenschaften, Soziologie, Publizistik), 10 (Geschichte), 11 (Germanistik), 12 (Anglistik), 13 (Romanistik und Slavistik) und 15 (Mathematik). Die Kategorien "nie" und "selten" wurden angekreuzt von 69,4 % der Befragten des FB 9, von 71,4 % der Befragten des FB 10, von 71,0 % der Befragten des FB 11, von 72,2 % der Befragten des FB 12, von 67,6 % der Befragten des FB 13 und von 78,0 % der befragten Studenten des FB 15. In dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Fachbereich 15 sind die Veranstaltungen zwar in relativ hohem Maß relevant für Prüfungen, der Prozentsatz der befragten Studenten dieses Fachbereichs aber, der die Berufsrelevanz der Veranstaltungen verneint, ist der höchste in Relation zu den übrigen Fachbereichen. Die einzigen, die überdurchschnittlich häufig angeben, die Veranstaltungen seien "oft" oder "ständig" relevant für die Berufspraxis, waren die befragten Studenten der beiden medizinischen Fachbereiche sowie die befragten Studenten

des FB 14 (Alte und außereuropäische Sprachen und Kulturen). Die Mediziner gaben zu 21,6 % (FB 5) bzw. zu 36,2 % (FB 6) an, die Veranstaltungen in ihrem Fach seien "oft" oder "ständig" relevant für die spätere Berufspraxis. 26,4 % der Befragten des FB 14 gaben dies ebenfalls an, obwohl dieser Wert nicht sehr aussagekräftig ist, da es sich hier um den kleinsten Fachbereich handelt, und da nur die Angaben von 125 Studenten aus diesem Fachbereich für diese Frage ausgewertet wurden. (Tabelle 251)

7.14. "Gab es Tutorenprogramme in Ihrem Fach?"

Insgesamt sind 59,7 % der befragten Studenten in den Genuß von Tutorenprogrammen gekommen. Relativ am größten ist der Anteil der befragten Studenten, die diese Frage mit "ja" beantworteten, mit 85,1 %, im Fachbereich 2 (katholische Theologie) und mit 96,3 % im Fachbereich 4 (Wirtschafts- und Sozialwissenschaften). Überdurchschnittlich häufig gab es Tutorenprogramme in den Fachbereichen 8 (Psychologie), 9 (Erziehungswissenschaften) und 10 (Geschichte). Etwa drei Viertel der befragten Studenten dieser Fachbereiche gaben an, von Tutoren betreut worden zu sein. Überdurchschnittlich wenig Tutorenprogramme dagegen gab es in den beiden medizinischen Fachbereichen sowie im Fachbereich 14 und in allen Fachbereichen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, wobei besonders der Fachbereich 16 (Physik) herausragt, denn nur 28,9 % der Befragten dieses Fachbereiches beantworteten die Frage nach den Tutorenprogrammen mit "ja". (Tabelle 252)

7.15. "Glauben Sie, daß Sie sich zuviel Freizeit genommen haben?"

Studienzufriedenheit bzw. -unzufriedenheit drückt sich auch aus in dem Maß an Freizeit, das man sich gönnt, und in dem Gefühl, ob dieses Maß an Freizeit

gerechtfertigt ist oder nicht. Differenziert man nun diese Frage nach Fachbereichen, so sagt das Ergebnis etwas aus über die Studienzufriedenheit oder auch Motivationslage in dem jeweiligen Fachbereich.

Als Vergleichsmöglichkeit kurz zu den Werten für die Gesamtstichprobe: 40,7 % hatten "nie" und "selten", 38,9 % "manchmal" und 20,4 % hatten "oft" und "ständig" das Gefühl, sich zuviel Freizeit gegönnt zu haben. Weit über diesen Durchschnittswerten liegen nur die Antworthäufigkeiten der Studenten aus dem Fachbereich 3 (Jura), die zu 35,7 % angaben, sich "oft" oder "ständig" zuviel Freizeit genommen zu haben. Studenten dieses Fachbereiches fehlt offenbar wesentlich häufiger die nötige Studienmotivation als dies bei Studierenden anderer Fachbereiche der Fall ist. Überdurchschnittlich häufig gaben die Mediziner (FB 5 und 6), die Psychologiestudenten (FB 8) sowie die Studenten aus der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät mit Ausnahme des Fachbereichs Geowissenschaften (FB 19) an, sich "nie" oder "selten" zuviel Freizeit genommen zu haben. (Tabelle 253)

Die Studienmotivation, soweit sie sich durch das Empfinden über das geeignete Maß an Freizeit beschreiben läßt, ist also in mathematisch-naturwissenschaftlichen sowie medizinischen Fachbereichen, also Fachbereichen, in denen über Lehrinhalte wenig diskutiert wird, besser als in anderen Fachbereichen. Einzige Ausnahme ist der Fachbereich 8 (Psychologie), wo insgesamt 52,8 % der befragten Studenten angaben, "nie" oder "selten" das Gefühl gehabt zu haben, sich zuviel Freizeit gegönnt zu haben. In diesem Fall scheint sich aufgrund der Studieninhalte selbst eine besonders gute Arbeitsmoral und Studienmotivation bilden zu können.

7.16. Anzahl der Hochschultage pro Woche

Die unterschiedliche Organisation von Wissensvermittlung in den verschiedenen Fachbereichen dokumentier

sich auch in der unterschiedlichen Zeit, die Studenten an der Uni zubringen. Es muß allerdings darauf verwiesen werden, daß die Angaben nur eingeschränkt vergleichbar sind, da nur nach der Zahl der Tage gefragt wurde, an denen der Befragte an der Universität ist, es wäre sinnvoller gewesen, nach der Zahl der wöchentlichen Arbeitsstunden an der Universität zu fragen.

Um die Unterschiede zwischen den Fachbereichen in dieser Frage deutlich zu machen, wurde für jeden Fachbereich der Durchschnitt aller verbrachten Hochschultage pro Woche errechnet:

FB 1	4,6	FB 10	4,1
FB 2	4,5	FB 11	4,0
FB 3	3,8	FB 12	4,1
FB 4	4,2	FB 13	4,1
FB 5	4,5	FB 14	4,3
FB 6	4,6	FB 15	4,2
FB 7	4,0	FB 16	4,7
FB 8	3,7	FB 17	4,7
FB 9	3,5	FB 18	4,8
		FB 19	4,2

(Durchschnittswerte errechnet nach Tabelle 254)

Gesamtdurchschnitt: 4,2

7.17 Art der Vorbereitung auf Prüfungen und Klausuren

Große Unterschiede gibt es hinsichtlich der Studienorganisation auch in der Art und Weise der Vorbereitung auf Prüfungen und Klausuren. Die meisten aller befragten Studenten (44,3 %) gaben an, sich in der Regel allein vorzubereiten, 36,3 % bereiten sich unterschiedlich, also allein und in der Gruppe vor, und nur 19,3 % der befragten Studenten gaben an, sich vorwiegend in der Gruppe auf Prüfungen und Klausuren vorzubereiten. Besonders stark weichen die Angaben der Befragten aus den Fachbereichen 6 (klinische Medizin),

8 (Psychologie) und 9 (Erziehungswissenschaften) von diesen Durchschnittswerten ab. 25,9 % der Befragten des FB 6 arbeiten vorwiegend in der Gruppe. Andererseits ist aber auch der Prozentsatz derjenigen, die sich allein vorbereiten in diesem Fach, mit 48,3 %, überdurchschnittlich groß. Mit 25,8 % liegt dann der Prozentsatz derjenigen, die sich unterschiedlich vorbereiten, relativ niedrig. Von den Befragten des FB 8 (Psychologie) geben immerhin 59,7 % an, die Gruppenarbeit zu bevorzugen, nur 13,7 % von ihnen arbeiten lieber allein. Im FB 9 (Erziehungswissenschaften, Soziologie, Publizistik) waren es 27,9 %, die sich lieber in der Gruppe vorbereiten. Mit 35,7 % liegt hier der Prozentsatz derjenigen, die sich vorwiegend allein auf Prüfungen und Klausuren vorbereiten, weit unter dem Gesamtdurchschnitt. Die höchsten Anteile derjenigen, die sich lieber allein vorbereiten, waren mit 50,7 % im FB 1 (evangelische Theologie), mit 60,2 % im FB 7 (Philosophie) sowie mit 54,5 % im FB 17 (Chemie) zu finden. (Tabelle 255)

Bezeichnend, daß die Psychologen, die am besten wissen müßten, wie man am erfolgreichsten und befriedigendsten arbeitet, nur zu 13,7 % angaben, sich überwiegend allein auf Prüfungen und Klausuren vorzubereiten.

7.18. Beteiligung an Diskussionen in Seminaren und Übungen

Es wurde bereits festgestellt, daß die Häufigkeit der Diskussionsteilnahme ein wichtiger Gradmesser für Studienzufriedenheit und -motivation ist. Im Hinblick auf eine Betrachtung der Differenzen zwischen den Fachbereichen bezgl. der Diskussionsfreudigkeit ist es notwendig zu forschen, inwieweit die Studenten der einzelnen Fachbereiche ihre Diskussionsfreudigkeit und -fähigkeit ausprägen konnten.

Zur Vereinfachung der Betrachtung werden die Kategorien "nie" und "selten" sowie "oft" und "ständig" zusammengefaßt. Mit 33,5 % beteiligt sich etwa ein Drittel der Gesamtheit der Befragten "nie" oder nur "selten" an Diskussionen. Nur 28,5 % nehmen "häufig" oder sogar "ständig" an Seminardiskussionen teil. 38,0 kreuzten die Antwortkategorie "manchmal" an. Ausgesprochen schlecht scheint es um die Diskussionsfähigkeit und -möglichkeit bei den Jurastudenten sowie im Fachbereich Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zu stehen. Von den Befragten des Fachbereich Jura gaben 47,5 % an, sich "nie" oder "selten" an Seminardiskussionen zu beteiligen. Einen ähnlich hohen Prozentsatz gibt es noch im FB 17 (Chemie). 41,7 % der befragten Chemiestudenten gaben an, sich "nie" oder nur "selten" an Diskussionen zu beteiligen. Mit 39,0 % im Fachbereich Philosophie, 44,1 % im Fachbereich Psychologie, 37,4 % im Fachbereich Erziehungswissenschaften, Soziologie, Publizistik, 37,9 % im Fachbereich Geschichte, 39,2 % im Fachbereich alte und außereuropäische Sprachen und Kulturen sowie mit 37,7 % im Fachbereich Geowissenschaften ist die Diskussionsfreudigkeit ("ständig", "oft") zwar nicht als durchweg rege zu bezeichnen, liegt aber in diesen Fachbereichen weit über dem Gesamtdurchschnitt. (Tabelle 256)

Bemerkenswert: Diejenigen Studenten, die am häufigsten sich in Gruppenarbeit auf Prüfungen und Klausuren vorbereiten, nehmen auch am häufigsten an Seminardiskussionen teil, die Psychologen. Es sind am dortigen Fachbereich 44,1 %.

7.19. "Streben Sie eine Beschäftigung im öffentlichen Dienst an?"

Über die Hälfte der befragten Studenten, 53,9 %, streben einen Arbeitsplatz im öffentlichen Dienst an. Der größte Teil davon strebt den Beruf des Lehrers an.

46,1 % erhoffen sich einen Arbeitsplatz in der freien Wirtschaft oder in anderen, nicht dem öffentlichen Dienst zugehörigen Berufen. Überwiegend Lehrer werden demnach jene Studenten aus den Fachbereichen: FB 2 (katholische Theologie), FB 10 (Geschichte), FB 11 (Germanistik) sowie aus allen weiteren Fachbereichen, in denen Sprachwissenschaften unterrichtet werden (FB 11 - FB 14) und aus dem FB 15 (Mathematik), dem FB 18 (Biologie) und dem FB 19 (Geowissenschaften). In die freie Wirtschaft dagegen oder in andere freie Berufe drängen zu über 90 % die Mediziner, zu 82,6 % die Wirtschaftswissenschaftler sowie zu etwa zwei Dritteln die Studenten der Physik und der Chemie. (Tabelle 257)

7.20. "Glauben Sie, im Anschluß an Ihr Studium einen Arbeitsplatz zu finden?"

Wichtig bei der Betrachtung des Bereichs der Berufsperspektiven ist nicht nur die Frage, in welche Berufsbereiche die Absolventen streben, sondern auch jene, wie die Möglichkeiten eingeschätzt werden, auch den entsprechenden Arbeitsplatz zu finden.

Nur gut die Hälfte (52,8 %) der befragten Studenten glauben, innerhalb von sechs Monaten einen Arbeitsplatz zu finden, wobei hier noch nichts über die Qualität des Arbeitsplatzes ausgesagt ist. Am zuversichtlichsten in dieser Hinsicht sind erwartungsgemäß die Mediziner, die zu fast 100 % glauben, direkt im Anschluß an ihr Studium einen Arbeitsplatz zu finden. Relativ günstig werden die Berufsaussichten auch noch von den Studenten der Fachbereiche 1 (evangelische Theologie) und 4 (Wirtschafts- und Sozialwissenschaften) eingeschätzt. 71,6 % der evangelischen Theologen und 70,4 % der Wirtschaftswissenschaftler sind der Meinung, innerhalb von sechs Monaten nach ihrem Studienabschluß einen Arbeitsplatz zu bekommen. Die Studierenden fast aller anderen Fachbereiche aber glauben zu teilweise weit über 50 % nicht

daran, innerhalb dieses Zeitraums nach dem Examen eine Beschäftigung zu finden: Besonders hoch ist der Anteil solcher Studenten mit 67,1 % im Fachbereich 9 (Erziehungswissenschaften, Soziologie, Publizistik), mit 64,7 % im Fachbereich Geschichte (FB 10), mit 72,7 % im Fachbereich Germanistik (FB 11), mit 72,9 % im Fachbereich Anglistik (FB 12), mit 65,4 % im Fachbereich Romanistik/Slavistik (FB 13) sowie mit 67,5 % im Fachbereich Geowissenschaften (FB 19). (Tabelle 258). Das Studium in den Fachbereichen der Philosophischen Fakultät ist besonders erschwert durch die Auswirkungen einer schlechten Berufsperspektive, dies gilt im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich nur für den Fachbereich 19 (Geowissenschaften).

Bei der Auswertung dieser Frage stößt man auf ein besonderes Problem der heutigen Universität, die Berufsaussichten von Akademikern. Außer bei den Medizinern, die völlig gesicherte Berufsaussichten haben, bei den evangelischen Theologen, die zu 71,6 % sicher sind, innerhalb kurzer Zeit nach dem Examen einen Arbeitsplatz zu bekommen, und bei den Wirtschaftswissenschaftlern, die zu 70,4 % innerhalb von sechs Monaten nach dem Examen mit einem Job rechnen, ist die Angst davor, mit dem im Studium gewonnenen Wissen keinen Beruf zu bekommen, in allen Fachbereichen weit verbreitet. Im Durchschnitt glauben nur 43,6 % der Studierenden aller übrigen Fachbereiche, innerhalb von sechs Monaten nach dem Studienabschluß einen Arbeitsplatz zu bekommen.

Um etwas übersichtlichere Ergebnisse zu bekommen, wurden die Fachbereiche klassifiziert in: Theologen, Rechts- und Wirtschaftswissenschaftler, Mediziner, Philosophische Fakultät, mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät.

Folgende Werte ergeben sich für diese Gruppe von Fachbereichen:

Fachbereiche	"Glauben Sie, im Anschluß an Ihr Studium einen Arbeitsplatz zu finden?"	
	ja	nein
Theologen		
(FB 1 und 2)	55,4 %	44,6 %
Rechts- und Wirtschafts- wissenschaftler		
(FB 3 und 4)	62,8 %	37,2 %
Mediziner		
(FB 5 und 6)	95,6 %	4,4 %
Philosophische Fakultät		
(FB 7 - 14)	33,2 %	66,8 %
Mathematisch-naturwissen- schaftliche Fakultät		
(FB 15 - 19)	50,4 %	49,6 %

(Zusammenfassung der Tabelle 258)

Am schlechtesten ist demzufolge die Berufsperspektive bei den Studierenden der Philosophischen Fakultät, in der etwa zwei Drittel nicht damit rechnen, innerhalb von sechs Monaten nach dem Examen einen Arbeitsplatz zu bekommen.

7.21. Einschätzung, einen der Qualifikation entsprechen den Arbeitsplatz zu finden

Bei der Einschätzung der Berufsperspektive ist es nicht allein von Bedeutung, ob man nach dem Studienabschluß einen Arbeitsplatz bekommt, sondern von ebenso großer Bedeutung ist die qualitative Ausgestaltung dieses Arbeitsplatzes. Nur 18,2 % aller befragten Studenten waren sich sicher, einen Arbeitsplatz zu erhalten, der hinsichtlich Inhalt und Bezahlung ihrer Ausbildung und

Qualifikation entspricht. Über die Hälfte, nämlich 56,8 %, zog dies in Zweifel und kreuzte die Antwortkategorie "vielleicht" an. 25,0 % rechneten mehr oder weniger nicht damit, einen ihrer Ausbildung gemäß qualifizierten Arbeitsplatz zu erhalten. Man kann also von einer erheblichen Unsicherheit unter den Studenten sprechen, was die Vorstellung über die qualitative Ausgestaltung ihres zukünftigen Arbeitsplatzes angeht.

Am schlechtesten sind die Berufsaussichten wiederum in der Philosophischen Fakultät (FB 7 - 14), wobei die Angst, keinen Arbeitsplatz zu erhalten, der der Ausbildung und Qualifikation entspricht, am weitesten im Fachbereich 9 verbreitet ist. 43,9 % der befragten Studierenden dieses Fachbereichs gaben an, "wohl kaum" oder "bestimmt nicht" einen entsprechenden Arbeitsplatz zu erhalten. (Tabelle 259) Am besten ist die Lage wiederum bei den Medizinern, denn nur 6,0 % (FB 5) bzw. 6,3 % (FB 6) von ihnen rechnen nicht damit, einen Arbeitsplatz entsprechend ihrer Ausbildung zu bekommen.

7.22. Zusammenfassung

Die bisherigen Ergebnisse zeigen, daß bei der Betrachtung der Studiensituation eine Differenzierung nach Fachbereichszugehörigkeit vorgenommen werden muß. Von einer einheitlichen Studiensituation kann man nicht sprechen. Dies bedeutet auch, daß eventuelle Studienreformen immer fachbereichsspezifisch ausgelegt sein müssen.

Unterschiede gibt es zunächst in der Studiendauer. So waren z. B. die befragten Studenten des FB 01 (ev. Theologie) durchschnittlich im fünften Semester, die befragten Studenten des FB 06 (klinische Medizin) durchschnittlich im 9,2. Fachsemester. Weiterhin, jeweils unterschiedlich gelagert, ist eine der wichtigsten Grundlagen für die Existenz von Studienmotivation der Grund für die Fachwahl in den verschiedenen Fachbereichen.

Zwar wird der Grund "starke persönliche Neigung zum Fach" in allen Fachbereichen am häufigsten genannt, beachtet werden muß allerdings, in welcher Quantität andere Ursachen für die Fachwahl genannt werden. Man könnte sich fragen, inwieweit sich Unterschiede in der Ausprägung der Studienmotivation ergeben zwischen denjenigen, die aufgrund guter Schulnoten, und denjenigen, die aufgrund von Zulassungsbeschränkungen in anderen Fächern ihr Studienfach wählten. Es bleibt zu fragen, ob die für ein bestimmtes Fach charakteristische Arbeitsweise und Studienorganisation - zumindest teilweise - bestimmt wird durch den die Motivationsstruktur mitbestimmenden Grund der Studienfachwahl.

Ebenfalls wird sich die Studienvoraussetzung, was den Grad der Informiertheit über Studium und Universität angeht, als bestimmend für das Gesamtbild des Studiums an einem bestimmten Fachbereich herausstellen. Es hat sich ergeben, daß etwa die Theologie- und Medizinstudenten wesentlich häufiger zum Studienbeginn über ihr zu beginnendes Studium informiert waren als etwa die Studenten der Fachbereiche FB 07 (Philosophie), FB 09 (Erziehungswissenschaften, Soziologie, Publizistik und FB 16 (Physik), die zu über 40 % keine Informationen über ihr Studium erhalten hatten. Es ist wahrscheinlich, daß in diesen Fachbereichen Studienschwierigkeiten, Orientierungs- und Motivationsmangel häufiger auftreten als in anderen Fachbereichen, wobei selbstverständlich angemerkt werden muß, daß mangelnde Studienberatung nur partiell ein Motivationsdefizit begründen kann. Eine fachspezifische Studiensituation erfordert demzufolge auch eine fachspezifische Studienberatung. Es hat sich nämlich gezeigt, daß es starke Unterschiede gibt zwischen den Fachbereichen hinsichtlich des Aussehens der optimalen Studienberatung. Es wäre also sinnvoll, für jeden Fachbereich eine spezielle Studienberatung zu konzipieren, die die am häufigsten als optimal

bezeichneten Studienberatungsmöglichkeiten, wie das persönliche Gespräch mit dem Dozenten oder einem Fachvertreter, die Schaffung von Arbeitsgruppen für Anfänger und die Erstellung von Infos zu allgemeinen, die Universität betreffenden Fragen sowie das spezielle Fach betreffende Probleme, besonders berücksichtigt. Die Unterschiede im Grad der Informiertheit der Studierenden der jeweiligen Fachbereiche ist zum Teil auch in der unterschiedlichen Bereitschaft der Dozenten zum persönlichen Gespräch begründet. Es wurden von über 30 % der befragten Studenten der Fachbereiche 03 (Jura) 05 (vorklinische und theoretische Medizin) und 17 (Chemie) die Möglichkeit des persönlichen Gesprächs mit Lehrenden verneint.

27,5 % der befragten Studenten wurde aus verschiedenen Gründen der Wechsel des Hauptfachs verwehrt. Der Anteil der Studierenden, auf die dieses zutrifft, ist z. B. im FB 06 (klinische Medizin) mit 11,8 % relativ klein, im FB 12 (Anglistik) hingegen mit 35,1 % erheblich. Es darf nicht bezweifelt werden, daß ein Student nicht die optimalen Studienvoraussetzungen für ein bestimmtes Fach haben kann, wenn er viel lieber ein anderes Fach studiert hätte. Neue Wege des Zulassungsverfahrens sind zu finden.

Wenn man davon ausgeht, daß die Qualität der Räumlichkeiten am Studienplatz indirekt mitverantwortlich sind für die Studienmotivation und für das Wohlbefinden an der Universität, so bieten die Fachbereiche im Hinblick auf die Möglichkeiten der Motivationsentwicklung sehr unterschiedliche Möglichkeiten. So geben z. B. die Studierenden im FB 16 (Physik) ihren Räumen die Durchschnittszensur 2,85. Die befragten Psychologiestudenten (FB 08) geben dagegen durchschnittlich die Zensur 4,62. Sicherlich ist der Zustand der Räumlichkeiten nicht in jedem Falle mitverantwortlich für

einen Motivationsmangel, dennoch macht dies die unterschiedlichen Studienvoraussetzungen in den verschiedenen Fachbereichen weiter deutlich.

Man kann so die Liste der Differenzen zwischen den Fachbereichen fortsetzen, wobei besonders stark jeweils die Unterschiede zwischen den Fachbereichen der Philosophischen und der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät zu Tage treten. Man kommt zu dem Schluß, daß die Studierenden der Philosophischen Fakultät mit ihrem Studium sehr viel unzufriedener sind als die Kommilitonen der anderen Fachbereiche. Zwar besteht in den Fachbereichen der Philosophischen Fakultät eine größere Diskussionsbereitschaft und eine wesentlich geringere Reglementierung, dennoch scheint das größere Maß an Entscheidungsfreiheit, was Planung und Durchführung des Studiums angeht, und somit die geforderte Eigeninitiative, eher als Belastung empfunden zu werden. Die stärker reglementierten und vorstrukturierten Fächer im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich vermitteln dagegen ein höheres Maß an Sicherheit, was Studienplanung und -durchführung angeht, was sich letztlich positiv auf die Motivations- und Leistungsentwicklung niederschlägt.

Es wäre allerdings ein Trugschluß, aus diesen Ergebnissen die Forderung nach weiterer Verschulung und Reglementierung der Studiengänge herzuleiten. Die Reglementierung des Studiums zum Zweck der Effektivierung führt lediglich vordergründig zum Ziel, in der Hauptsache ist eine Dequalifizierung der Studenten die Folge. Die Konsequenz hieraus wäre, das Gewicht nicht länger ausschließlich auf die Rationalisierung der Wissensvermittlung zu legen, sondern schon früh, d. h. schon in der Schule, die Fähigkeit zur Selbständigkeit, zu eigenständigem, sinnvollen Arbeiten zu fördern und ebenso die Aufgabe der Universitäten neu zu definieren und

zwar als Vermittlungsinstitution von Wissen durch eigenständige Arbeitsweise, die von der individuellen Studienplanung und -durchführung bis hin zur selbständigen Wissensaneignung reichen sollte. Realistischerweise allerdings ist diese Forderung als utopisch zu bezeichnen, denn ein funktionierendes, im Kapitalismus existierendes Bildungs- und Ausbildungssystem kann nur die möglichst rationelle Ausbildung, entsprechend der Forderungen des Arbeitsmarktes, zum Ziel haben. Nach den Regeln des Kapitalismus sollen möglichst kostengünstig spezialisierte Fachkräfte mit hohem Ausbeutungsgrad produziert werden, wobei die Universität als gesellschaftlicher Innovationsfaktor auf der Strecke bleibt und zum kapitalistischen Ausbildungsbetrieb degeneriert.

8. Hinweis auf offene Probleme und weiterführende Forschungsmöglichkeiten

Die vorliegende Arbeit hatte das Ziel, die soziale Lage und die Studienprobleme der Studenten zu erfassen. Mit theoretischen Überlegungen und einer empirischen Untersuchung wurden studentische Problembereiche aufgezeigt und in einer großen Breite empirisch untersucht, wobei aufgrund der Konzeption des Fragebogens und der Umfrage auf tiefer liegende Probleme und Zusammenhänge nicht eingegangen werden konnte. Die aufgezeigten Ergebnisse und Tendenzen ermöglichen allerdings dennoch ein fundiertes Urteil über die soziale Situation der Studentenschaft und zeigen außerdem Zusammenhänge verschiedener Faktoren in Hinblick auf die Studiensituation und die Studienzufriedenheit auf. Untersuchungen in dieser o. ä. Form sind zur Erfassung der Lage der Studenten an der Universität und im Studium und deren Entwicklungen in regelmäßiger zeitlicher Abfolge nötig, wobei es möglicherweise sinnvoll ist, die verschiedenen in dieser Untersuchung erfaßten Bereiche einzeln zu

untersuchen, um aufgrund des geringeren Aufwandes hinsichtlich der Konzeption des Fragebogens und der Auswertung der Daten schneller zu Ergebnissen zu kommen. So wäre es z. B. sinnvoll, mit einem speziell für die Erfassung der Probleme der Frau an der Universität konzipierten Fragebogens diese Problematik detaillierter auszuleuchten und die Ergebnisse dann zur Grundlage für weitere, tiefer liegende Zusammenhänge erkundende Forschung zu machen, um schließlich einen Bereich in seiner Breite und in seiner Tiefe erschlossen zu haben. Dies gilt im Grunde für alle angeschnittenen Problembereiche, denn - und das ist ein Ergebnis dieser Arbeit - es gibt nicht die studentische Problematik, es ist unbedingt erforderlich in dieser Hinsicht nach Geschlecht, Semesterzahl, Familienstand, finanzielle Lage, Wohnsituation, soziale Herkunft, Fachbereichszugehörigkeit usw. zu differenzieren.

Nicht behandelt werden konnten neben den Problemen der ausländischen Studenten zwei wichtige Bereiche, in denen besonders die Schwierigkeiten der Studenten mit der Universität, dem Studium und dem Leben als Student deutlich werden, es handelt sich hier um die Studienabbrecher und um die studentischen Selbstmorde. Sowohl Studienabbruch als auch Selbstmord sind oder können Ergebnis oder Endpunkt großer Studienprobleme sein. Diese Problembereiche in ihrer vollen Tragweite und Breite zu erfassen, erfordert eine intime Kenntnis der inhaltlichen Problematik und einen hohen Aufwand zur Erfassung der Daten.

Eine weiterführende Forschungsaufgabe wäre die Erstellung von Prognosen, die im Hinblick auf die Konzeption von Studienreformen die Situation der Studenten und Hochschulen für die Zukunft zu beschreiben versuchen. Prognosen solcher Art können zum einen darstellen, wie sich Studienreformkonzepte oder -vorstellungen auswirken, und zum anderen als Grundlage für Veränderungs- und Verbesserungsvorhaben von Bedeutung sein.

Literaturnachweis:

- ¹ Hansen, Hans-Peter, Mylius, Karl Heinrich,
Die soziale Situation der Studenten. Ergebnisse
einer Befragung der Studentenschaft an der
Universität Münster, Pullach bei München 1974
- ² Saterdag, Hermann, Apenburg, Eckehard, Orientie-
rungsprobleme und Erfolgsbeeinträchtigung bei
Studierenden, Saarbrücken 1972
- ³ Kath, Gerhard, Das soziale Bild der deutschen
Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland.
8. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks,
Frankfurt/Main 1977
- ⁴ ebd. S. 19
- ⁵ Hansen, Hans-Peter, Mylius, Karl Heinrich,
a.a.O., S. 13
- ⁶ ebd., S. 15
- ⁷ ebd., S. 43
- ⁸ ebd., S. 43
- ⁹ ebd., S. 48
- ¹⁰ ebd., S. 55
- ¹¹ ebd., S. 55
- ¹² ebd., S. 32
- ¹³ ebd., S. 55
- ¹⁴ ebd., S. 55
- ¹⁵ ebd., S. 72
- ¹⁶ ebd., S. 122

- 17 ebd., S. 100
- 18 ebd., S. 106
- 19 ebd., S. 107
- 20 ebd., S. 119
- 21 ebd., S. 127
- 22 ebd., S. 133ff.
- 23 ebd., S. 29
- 24 ebd., S. 32
- 25 vgl.: Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Fachserie 1: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Reihe 3: Haushalte und Familien 1978, Stuttgart und Mainz 1979, S. 20
- 26 Kath, Gerhard, a.a.O. S. 28
- 27 vgl.: Nitsch, Wolfgang, Hochschule. Soziologische Materialien. In: Furck, C.-L., Goldschmidt, D., Röbbelen, J. (Hrsg.), Gesellschaft und Erziehung (VIII), Heidelberg 1967, S. 42
- 28 vgl.: Statistisches Bundesamt (Hrsg.) a.a.O., S. 23
- 29 Hansen, Hans-Peter, Mylius, Karl Heinrich, a.a.O. S. 41
- 30 ebd., S. 71
- 31 ebd., S. 71
- 32 ebd., S. 71
- 33 ebd., S. 71
- 34 ebd., S. 71

35 ebd., S. 43

36 ebd., S. 43

37 ebd., S. 43

38 ebd., S. 43

39 ebd., S. 43

40 ebd., S. 43

41 ebd., S. 94

42 ebd., S. 122

43 ebd., S. 122

44 ebd., S. 122

45 ebd., S. 122

46 ebd., S. 122

47 ebd., S. 55

Literaturliste:

- Bacia, Hubert, Geulen, Reiner; Arbeit und Angst im Leistungsbetrieb. In: Leibfried, Stephan (Hrsg.), Wider die Untertanenfabrik. Handbuch zur Demokratisierung der Hochschule, Köln 1967
- Becker, Karl-Heinrich; Die Pädagogischen Akademien im Aufbau unseres nationalen Bildungssystems, ersch. 1926, zit. nach: Schelsky, Helmut; Einsamkeit und Freiheit, Düsseldorf 1971
- Bohl, Erika; Studentenehen in Deutschland, Tübingen 1975
- Dahrendorf, Ralf; Arbeiterkinder an deutschen Universitäten, Tübingen 1965
- Der Spiegel, Nr. 26, 1967, Der deutsche Student
- Furck, C.-L., Goldschmidt, D., Röbbelen, J. (Hrsg.); Gesellschaft und Erziehung (VIII), Heidelberg 1967
- Gerstein, Hannelore; Studierende Mädchen. Zum Problem des vorzeitigen Abgangs von der Universität, München 1965
- Goldschmidt, Dietrich; Die objektive Situation der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland als eine Stress-Situation. In: Ziolkow, Horst-Ulfert (Hrsg.); Psychische Störungen bei Studenten, Stuttgart 1969
- Habermas, Jürgen; Vom sozialen Wandel akademischer Bildung. In: Leibfried, Stephan (Hrsg.); Wider die Untertanenfabrik. Handbuch zur Demokratisierung der Hochschule, Köln 1967
- Hansen, Hans-Peter, Mylius, Karl Heinrich; Die soziale Situation der Studenten. Ergebnisse einer Befragung der Studentenschaft an der Universität Münster, Pullach bei München 1974

Heckhausen, Heinz; Leistung und Chancengleichheit,
Göttingen 1974

Hermann, K.; Die Revolte der Studenten, Hamburg 1967

Hervé, Florence, Studentinnen in der BRD. Eine sozio-
logische Untersuchung, Köln 1973

Huber, Ludwig; Hochschule als 'Umwelt', Blickpunkt
Hochschuldidaktik 37

Informationen für die Frau, 17. Jhg., Nr. 7/8, 1968

Kath, Gerhard; Das soziale Bild der deutschen Studen-
tenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. 8. So-
zialerhebung des Deutschen Studentenwerks, Frankfurt/
Main 1977

Kath, Gerhard, Oehler, Christian, Reichwein, Roland;
Studienweg und Studienerfolg, Institut für Bildungs-
forschung in der Max-Planck-Gesellschaft, Studien und
Berichte, Heft 6, Berlin 1966

Krüger, J.; Die sozialen Bestimmungsgründe der studen-
tischen Universitätskritik. In: Ziolkó, Horst-Ulfert
(Hrsg.); Psychische Störungen bei Studenten, Stuttgart
1969

Leibfried, Stephan (Hrsg.); Wider die Untertanenfabrik
Handbuch zur Demokratisierung der Hochschule, Köln
1967

Lungerhausen, Eberhard; Selbstmorde und Selbstmordver-
suche bei Studenten, Heidelberg 1968

Meschkat, Klaus; Auf Sand gebaut. In: Leibfried, Stephan
(Hrsg.); Wider die Untertanenfabrik. Handbuch zur De-
mokratisierung der Hochschule, Köln 1967

Neef, W., et al.; Fünf Thesen zum Thema Sozialisation
in der Hochschule. In: Huber, Ludwig; Hochschule als
'Umwelt', Blickpunkt Hochschuldidaktik 37

Nitsch, Wolfgang, et al.; Hochschule in der Demokratie
Berlin 1965

Ortmann, Hedwig; Arbeiterfamilie und sozialer Aufstieg
München 1971

Peisert, Hansgert; Soziale Lage und Bildungschancen in
Deutschland, München 1967

Pross, Helge, et al.; Professoren in der Provinz,
Neuwied und Berlin 1970

Rühle, Otto; Idee und Gestalt der deutschen Universi-
tät, Berlin 1966

Saterdag, Hermann, Apenburg, Eckehard; Orientierungs-
probleme und Erfolgsbeeinträchtigung bei Studierenden,
Saarbrücken 1972

Schelsky, Helmut; Einsamkeit und Freiheit, Düsseldorf
1971

Schindler, Peter; Die Stellung der Dozentin an wissen-
schaftlichen Hochschulen. Ergebnisse einer Umfrage.
In: Die Deutsche Universitätszeitung, 17. Jhg., Heft
11, 1962

Schweim, Lothar (Hrsg.); Der andere Studienführer,
Weinheim und Basel 1973

Statistisches Bundesamt (Hrsg.); Fachserie 1: Bevöl-
kerung und Erwerbstätigkeit, Reihe 3: Haushalt und
Familien 1978, Stuttgart und Mainz 1979

Todt, Eberhard; Das Interesse. Empirische Untersuchung
zu einem Motivationskonzept, Bern 1978

Vogel, Ulrike; Zur unentdeckten Professionalisierung
der Soziologie, Stuttgart 1977

Ziolko, Horst-Ulfert (Hrsg.); Psychische Störungen
bei Studenten, Stuttgart 1969

Lebenslauf:

Ich, Josef Wies, wohnhaft in 4400 Münster-Roxel, Alte Landstr. 1, bin am 26.10.1955 als Sohn des Bundesbahnbeamten Josef Wies und der Angestellten Anni Wies geb. Althoff in Burgsteinfurt/Westf. geboren.

Ostern 1962 wurde ich in die Erphoschule in Münster eingeschult, die ich 1966, nach dem vierten Schuljahr verließ, um auf das Ratsgymnasium in Münster zu wechseln, auf dem ich im Frühjahr 1974 mein Abitur ablegte. Im Juli 1974 immatrikulierte ich mich an der WWU Münster für die Fächer Soziologie, Politikwissenschaft und Publizistik.

Die Wahl dieser Fächer resultierte aus dem Wunsch, Journalist zu werden und dem Interesse an gesellschaftlichen und politischen Zusammenhängen.

Nach Absolvierung des Grundstudiums, das einen Überblick über die einzelnen Themenbereiche der Fächer verschaffte, begann ich mich auf Grund der mehrsemestrigen Mitarbeit in einem Seminar über Arbeit und Kommunikationsprozesse in Gruppen, mich speziell für die Seminarstrukturen an der Universität und darüber hinaus für die Studienbedingungen und das Studienverhalten der Studierenden zu interessieren.

Aus der Beschäftigung mit diesen Problembereichen ergab sich dann das Thema meiner Dissertation über die soziale Lage und Studienbedingungen der Studenten in Münster im Sommersemester 1978.

Seit dem 19.4.1977 bin ich mit der Studentin Simone Wies, geb. Stevens, verheiratet, mit der ich seit September 1977 einen Sohn habe.



